universität wien

DISSERTATION

Titel der Dissertation

Das Handy als Ich-Erweiterung –

Identitäten, Arbeitsverhältnisse, Technikbeziehungen

Verfasserin

Mag. phil. Beatrix Beneder

angestrebter akademischer Grad

Doktor der Philosophie (Dr. phil.)

St. Pölten, im Dezember 2011

Matrikelnummer:	8852056
Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 970 300
Dissertationsgebiet lt. Studienblatt:	Politikwissenschaft
Betreuer:	Ao. Univ. Prof. Dr. phil. Roman Horak

Zusammenfassung

Die Dissertation stellt theoretische Annäherungen an das Mobiltelefon als Ich-Erweiterung vor, die in einem qualitativ-empirischen Forschungsdesign überprüft werden. Das Theoriegerüst ist ein transdisziplinäres Kompositum sozialwissenschaftlicher und philosophischer Ansätze, welche Arbeits-, Identitäts- und Technikverhältnisse unter den Schirm neoliberaler Subjektivierung stellen. Ziel der Arbeit ist es, für diese theoretisch-begrifflich gefassten Konzepte, wie Subjektivierung von Arbeit, Arbeitskraftunternehmertum und dem unternehmerischen Selbst, empirische Evidenz in alltäglichen Handypraktiken zu finden. Das Handy als politische Technologie zu denken, ist das techniksoziologische Fundament dieser Vorgangsweise. Sichtbar wird dies auch in der Zusammenschau der Geschichte des Telefons, die Kontinuitäten wie auch Brüche in der Entwicklung des Mobiltelefons zeigt. Kommunikationstechnologien schwimmen im Fahrwasser gesellschaftlicher Veränderungen. Einmal in Alltagsroutinen eingebunden, 'vergisst' man die Konflikte, die neue Technologien hervorrufen und die Motivlagen, die sie mit der Zeit als unverzichtbar erscheinen lassen. Paradebeispiel dafür ist die Entwicklung des Handys – der Gegenstand mit der schnellsten Alltagsverbreitung, obwohl die technologischen Wurzeln des tragbaren Telefons bereits in die Nachkriegsära zurückreichen. Erst mit der veränderten Lebensführung im Postfordismus entstehen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für den Bedarf an diesem Mobilisierungsinstrument: Entgrenzung zwischen Raum und Zeit (Globalisierung, Mobilität, Flexibilität) zwischen Beruf und Familie (Doppelerwerbstätigkeit, Vereinbarkeit) und Unternehmertum als ideologische Anrufung (Ich-AG) sowie praktische Notwendigkeit (Einpersonenunternehmen). Da kommunikationsgesteuerte Arbeitsprozesse in der postfordistischen Dienstleistungsgesellschaft zunehmen, gewinnt mobile Erreichbarkeit – branchenspezifisch und berufsabhängig – an Bedeutung. Erreichbarkeit umfasst räumliche und kommunikative Aspekte und steht in einem dynamischen Verhältnis zueinander, was in der Nutzungsallianz Auto und Handy besonders deutlich wird.

Im empirischen Teil werden zehn Hypothesen zur beruflichen Handynutzung in 18 qualitativen, problemzentrierten Interviews überprüft. Die Auswahl der InterviewpartnerInnen beruht auf einem theoriegeleiteten Sampel mit fallkontrastierender

Branchenauswahl. Entsprechend der These der Veralltäglichung ökonomischer Diskurse, erfolgt die Interview-Auswertung innerhalb der Strukturvorgaben von Selbstmanagement-Ratgebern und Konzepten der Work-Life-Balance. Das Handy erweist sich als Ich-Erweiterung, indem es maßgeblich dazu beiträgt, Flexibilisierung, Mobilisierung und Vereinbarkeit zu ‘managen’. Es wirkt dabei als Werkzeug der Autonomie und Kontrolle, erhöht persönliche Entscheidungsspielräume und gestaltet Verfügbarkeitsansprüche. Darüber hinaus erweist sich das Handy als körpernahste, persönliche Kommunikationstechnologie – als Objekt mit subjektivierendem Potenzial – was die Begrifflichkeit der Ich-Erweiterung inhaltlich unterstützt.

Abstract

The Mobile Phone as Self-Extension: Identities, Work and Technology

This thesis presents theoretical approaches to the mobile phone as an extension of one's self. These theories will be checked in both qualitative and empirical research design. The approach is a social science composite with philosophical aspects to analyze the interactions among labor relations, identity and technology under the umbrella of neoliberal subjectification. The aim of this work is to find empirical evidence for everyday mobile practices concerning the theoretical issues of: subjectivated work, entrepreneurship and the entrepreneurial self. Mobile phone technology is introduced as political technology in the sense of the social construction of technologies. This approach confirms the synopsis of the history of the telephone as it is represented in Chapter 6. Communication technologies swim in the wake of social change. Once incorporated into everyday routines, you will 'forget' the conflicts that gave rise to new technologies and the motivations that made them appear essential over the time. The best proof for this argument is the development of mobile phones itself. Only with the changing lifestyle of Post-Fordism, the social conditions arise for the need of this mobilization-instrument: Dissolution of boundaries between space and time (globalization, mobility, flexibility) between work and family (double employment, Work-Life-Balance) and entrepreneurship as an ideological 'interpellation' (Ich-AG) and practical necessity (Solo-Workers). In the Post-Fordist service economy, mobile access (perpetual contact) is gaining importance both industry-specific and job-dependent. Perpetual contact includes physical and communicative aspects that stand by one another in a dynamic relationship. This is evident in the use alliance between car and the mobile.

In the empirical section of the thesis 18 problem-centered interviews testing ten hypotheses regarding cell phone use are presented. The selection of interview partners is based on theoretical sampling with contrasting Sample selection. The mobile phone appears to be a self-extension largely by helping to 'manage' flexibility, compatibility and mobilization. It acts as a tool of control and autonomy, increased scope for personal choice and availability of claims made. In addition, the phone turns out to be close to the body, personal communication technology as an object with subjectifying potential, which supports the concept of self-extension.

Danksagung

Mein Dank gilt der Familie, die man sich selbst aussucht –
Freundinnen, Freunden, Lebensbegleitern.

- Roman Horak: Behutsam wie beharrlich achtete mein Doktorvater darauf, dass ich nicht aus der wissenschaftlichen Familie ausbreche. Seine gewählt höflichen Telefonbegrüßungen und seine anhaltende Bestärkung doch ‘einfach’ meinem mobilen Gedankennetz ein schriftliches Zuhause zu schenken, haben mir immer wieder Mut gemacht.
- Mike Mayerhofer: Allein über sein Telefonverhalten hätte ich ein Buch schreiben können; als Servicetechniker für Kino und Post, hebt er immer ab. Ohne seinen Zuspruch, seiner seelischen, körperlichen und finanziellen Fürsorge, wäre diese Arbeit nicht fertig geworden.
- Ulli Weish: Der Technik-Distanzierten prognostizierte ich: spätestens mit den Kindern kommen Handy und Auto; mobil Telefonieren tut sie, aber sie fährt auch mit zwei Kindern öffentlich. Als Mentorin meines Dissertationsprojekts warnte, mahnte und lobte sie, danke!
- Billy Reidl: Wäre die Handy-Welt kein Tarifdschungel, hätte sie schon viel früher mobil telefoniert. Nach wie vor bevorzugt sie persönliche Treffen, dabei hat sie mir bei manchem Methoden-Notfall weitergeholfen.
- Marion Löffler: Prä-mobil-Zeitalter sozialisierte Informationstelefoniererin nach dem Motto „was man nicht in wenigen Sätzen sagen kann, lohnt sich nicht“. Genauso pointiert und präzise ist ihre Textkritik.
- Gundula Ludwig: Telefoniert unaufmerksam, wenn sie gerade „im Text“ ist, danke für die konzentrierte Lektüre.
- Thomas Thaler: Er bespricht gerne seine Mailbox mit der Nachricht, dass er sie nicht abhört. Gibt gerne Literaturtipps zu Büchern, die er selbst nicht lesen will.
- Ilona Herbst: Ohne Handy könnte sie die beruflichen Herausforderungen zwischen TU-Wien und Landwirtschaft im Burgenland kaum bewältigen. Wenn sie nicht gerade Jobs für mich hatte, ermunterte sie mich zum Weiterschreiben.
- Bettina Schöll: Outete sich als ‘Telefon-Eule’ (s. S. 170). Und mit dementsprechender Umsicht brachte sie auch zu nachtschlafender Zeit das Layout der Arbeit und das Nervengerüst der Autorin in Ordnung.

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung ..... **i**
Abstract ..... **iii**
Danksagung ..... **iv**
Inhaltsverzeichnis ..... **v**
Abbildungs- und Tabellenverzeichnis ..... **viii**

Vorwort **9**
1. Einleitung **13**
2. Grundzüge der politikwissenschaftlichen Erforschung des Mobiltelefons **23**
2.1 Das Handy: Medium politischer Partizipation und Kontrolle 23
2.1.1 Wahlkampf via Mobiltelefon 25
2.1.2 Das Handy – Instrument zur Herstellung politischer Gegenöffentlichkeit 28
2.1.3 Kontroll- und Überwachungspotenziale der Mobiltelefonie 33
3. Forschungsdesign: Methoden und Datenerhebung **40**
3.1 Literaturanalyse und Mobilfunkstudien 44
3.2 Arbeitshypothesen als Lenkrahmen der empirischen Datenerhebung 46
3.2.1 Theoretical-Sampling: Auswahl der Interviewpersonen 47
3.2.2 Durchführung der Interviews 51
3.2.3 Inhalte und Struktur des Fragebogens 53
3.3 Teilnehmende Beobachtung: Forschungsmemos und Gedächtnisprotokolle 57
3.4 Aktionsforschung im öffentlichen Raum 58
3.5 Interview-Auswertung 61
3.6 Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring 62
3.7 Metaphern-Analyse nach Lakoff/Johnson 63
4. Das neoliberale Subjekt und seine kommunikativen Apparatschaften **67**
4.1 Das unternehmerische Selbst als neoliberale Subjektivierungsform 77
4.2 Der flexible Charakter: Patchwork-Biographien zwischen Autonomie und Prekarität 81
4.2.1 Identitäre Aspekte neuer Arbeitsformen 85
4.2.2 Subjekt-Artefakte 90
5. Entgrenzungsmaschine und Medium individueller Mobilisierung **94**
5.1 Wahrnehmung in Zeiten der Aufmerksamkeitsökonomie 94
5.1.1 Wie das Handy den Stadtraum verändert 99
5.2 Öffentlichkeit – Privatheit: das Handy als apparativer Störfaktor und intimes Gerät 101
5.2.1 Mobiltelefonieren in der Öffentlichkeit 106
5.2.2 „Stage Phoning“: Das inszenierte Telefongespräch 109
5.2.3 Öffentliche Intimität 112
6. *Drücken Freigabe*: Was ist ein Handy? **114**
6.1 (Dis-)Kontinuitäten in der technikgeschichtlichen Entwicklung des (Mobil-)Telefons 114
6.2 Was Handy und Telefon verbindet 116

6.2.1 Politische Rahmenbedingungen....116
6.2.2 Unterschätzte Innovation....121
6.2.3 Zum Eigensinn der Telefonierenden....122
6.2.4 Lebensretter (Mobil-)Telefon....127
6.2.5 Das (Mobil-)Telefon: Beziehungsmedium oder Beziehungsprothese?....128
6.3 Telefon-Spezifika: „Wer spricht?“ wird zu „Wo bist du?“....129
6.3.1 Verbreitungstempo: Vom Statussymbol zur Selbstverständlichkeit....131
6.4 Telekommunikativer Gesprächsstil: Charakteristika medienvermittelter Kommunikation....132
6.4.1 Entgrenzung und Erreichbarkeit....133
6.4.2 Telepräsenz: Fernanwesenheit und Nahabwesenheit....139
6.5 Was ist ein Handy?....143
6.5.1 Apparat, Artefakt, Computer, Gegenstand, Medium, Spiel- und Werkzeug?....145
6.5.2 Technische und soziale Handyfunktionen: Typenbildung und Kategorisierungen....167
6.6 Das Handy als Ich-Erweiterung....173
7. Connecting People: Sozialtechnik Mobiltelefonie....179
7.1 Begriffsarbeit: Techniksoziologie oder Sozialtechnik?....179
7.2 Mobiltelefonieren als Regierungstechnik – hätte Foucault ein Handy?....184
7.2.1 Selbstführungstechnologie: Mobil telefonieren....191
7.2.2 Mobile Sicherheit und das Sicherheitsdispositiv....193
7.2.3 Disziplinierende Mobilität: Automobilität und Kontrolle....194
8. „Auf dem Laufenden sein“: Zur Verbindung von Kommunikation und Mobilität....198
8.1 Zur Strukturähnlichkeit von Auto und Handy....199
8.1.1 Zur begrifflichen Annäherung an das Auto als Ich-Erweiterung....199
8.1.2 Gesellschaftliche Arrangements der Automobilisierung....201
8.2 Leittechnologien und Lebensweise: Fordismus/Postfordismus....204
8.2.1 Auto und Fordismus....206
8.2.2 Räumliche und kommunikative Mobilität im Postfordismus....207
8.2.3 Geschlechtsspezifische Mobilitätsanforderungen....211
8.2.4 Mobilitätsparadoxien....213
8.3 Das macht mobil: Auto und Handy – ein dynamisches Paar....217
9. Arbeit und Mobiltelefon....221
9.1 Alltägliche Lebensführung als Verständnisrahmen der Handy-Nutzung....221
9.1.1 Entgrenzter Alltag: Erfahrungen und Umgang im Spiegel der Handynutzung....228
9.2 Selbstmanagement: soziotechnische Matrix technologieformierter Subjektivierung....230
9.2.1 Anrufmanagement: Zum Umgang mit ständiger Erreichbarkeit....235
9.2.2 Organisieren, delegieren, dokumentieren....243
9.2.3 Multitasking (Parallelhandeln): Das Bemühen um Vergleich-zeitigung....255
9.2.4 Mobiles Zeitmanagement: Vom Zeit sparen, gewinnen und totschlagen....260
9.2.5 Mein‘s: Strategien der Personalisierung des Geräts und das Handy als Fetisch....268
9.2.6 Das Handy als Instrument des Stimmungsmanagements....272
9.2.7 Körperpraktiken der Handynutzung als Selbsttechnologien....274

9.3 Das Mobiltelefon – Arbeitswerkzeug der Ich-AG: Fügungen und Widerstände 277
9.3.1 Aspekte der branchenspezifischen Handynutzung 283
9.4 Vereinbarkeit via Handy – das Handy als Instrument der Work-Life-Balance 292
9.4.1 Die Handy-Nutzung als Spiegel sich verändernder Betreuungsaufgaben 293
9.4.2 Mobile Elternschaft: 'Remote Mothering' 296
9.5 Zusammenfassung und Thesenüberprüfung 299
9.5.1 Mobile Sprachbilder 305
10. Resümee und Ausblick 310

Bildquellen 319
Internetquellen 319
Literaturverzeichnis 324
Anhang A: Thesen zur Leitfaden-Entwicklung 350
Anhang B: Interview-Leitfaden 351
Anhang C: Brief zur Anfrage über Datenauskunft 355
Anhang D: Gedächtnisprotokolle, Forschungsbeobachtungen 356
Anhang E: Tele2-Handybonus 360
Anhang F: Werbung für Mobile Services 361
Lebenslauf 362

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildung 1: Werbeflächen dominieren die Wahrnehmung im öffentlichen Raum 103
Abbildung 2: Inseratekampagne der PRO TELEPHON, 1927 124
Abbildung 3: Mobiltelefonie – die frühen Jahre 125
Abbildung 4: Insteratkampagne "rappelle toi-appelle moi".....128

Tabelle 1: Übersicht Interview-PartnerInnen.....52
Tabelle 2: Unterschiede zwischen fordistischen und postfordistischen Arbeitsverhältnissen.....206
Tabelle 3: Anstieg der Automobil-Zulassungen in den 50er Jahren.....207

Vorwort

Das Alltägliche, das Selbstverständliche fasziniert mich, übt eine anhaltende wissenschaftliche Anziehungskraft auf mich aus. Beschäftigte mich in meiner Diplomarbeit ein Ort des Alltags, das Wirtshaus, behandelt die vorliegende Dissertation einen alltäglichen Gegenstand, das Handy. Die eigene Standortbezogenheit offenzulegen, den persönlichen Themenzugang abzuklären, halte ich für eine wichtige Voraussetzung, um sozialwissenschaftliche Forschungsprozesse transparent zu machen. Das Einbeziehen eigener Erfahrungen ist gerade bei einem Thema mit diesem Alltagsbezug kaum auszublenden, zumal hier jede/r ExpertIn ist. Meine Berufsbiografie dient mir dabei als persönliche Schatzkiste. Knapp sieben Jahre in der boomenden Telekombranche zu arbeiten – von der euphorischen Hochphase der New Economy[1] bis zum Platzen der Dotcom-Blase – bringt sich als thematischer Bodensatz in diese Arbeit ein. Es schenkte mir Einblick in viele persönliche Erfahrungen in die Denk- und Arbeitsweise von MitarbeiterInnen wie Vorgesetzten. In den späten 1990er Jahren arbeitete ich als PR-Beraterin für KundInnen aus der IT- und Telekommunikationsbranche. Es versetzte mich in die glückliche Lage, die kapitalistische Transition hin zur New Economy mitzuerleben. Als Politikwissenschafterin war ich zu dieser Zeit gut in der PR-, Medien- und Werbebranche aufgehoben. In den Pionierzeiten des Internets traf man in der Branche viele JournalistInnen, Geistes- und SozialwissenschafterInnen (viele auch ohne Abschluss) oder Menschen mit künstlerischem Background. Den New Economy Boom miterlebt zu haben, vermittelt neben dem Zeitgeist ein Gefühl für die sich ändernden Anforderungen an einen ‘guten Job’, und umgekehrt an eine/n ’gute/n MitarbeiterIn’. Nach einer Zusatzausbildung im Internet-Projektmanagement wechselte ich als Internet-Managerin in die Kommunikationsabteilung eines Mobilfunkunternehmens, der ich weitere wertvolle Innenansichten verdanke.

Mit der New Economy verband sich eine, heute kaum noch nachvollziehbare, diffuse Begeisterung, mit dem Internet würde auch der Kapitalismus eine weniger rigide Gestalt annehmen. Arbeit sollte Spaß machen und obendrein noch gutes

[1] Ganz ähnliche Erfahrungen dürfte der Berliner Sozialwissenschafter Matthias Stuhr gemacht haben, die er in seiner veröffentlichten Dissertation *Mythos New Economy* verarbeitete (vgl. Stuhr 2010).

Geld einbringen. In einem Kapitalismus befreit von der Dominanz des Produktionskapitals konnten viele Web-UnternehmerIn werden, weil ‘die paar Computer kosteten ja nichts’, was zählte, war das Humankapital. Jedes große Unternehmen brauchte plötzlich einen tollen Webauftritt und am besten noch eine E-Commerce-Strategie. Diese Ideen kostspielig zu verkaufen und zu realisieren, lange vor Content-Management- und Webpublishingtools, sorgte für Goldgräberstimmung bei den Webagenturen. Bei der Auswahl der MitarbeiterInnen war Kommunikations- und Präsentationsstärke oft wichtiger als Berufserfahrung, und Team- und Selbstorganisationsfähigkeit ersetzte hierarchische Befehlsketten und sorgfältige Arbeitsplanung. Das Miteinander war wichtig und wertvoll. Dazu flog man schon mal nach Teneriffa, um in entspanntem Ambiente ein Strategiemeeting abzuhalten. Manche sahen in der Firma die ’frei gewählte’ Familie, wo Arbeit und Vergnügen[2] sich harmonisch ineinanderfügen sollten. Die MitarbeiterInnen verstanden sich nicht als Angestellte, sondern als Manager mit einer Mission: Geregelte Arbeitszeiten gab es in erster Linie für das Sekretariat und betriebliche Interessenvertretung galt als ’unsexy’, man machte es sich ja ohnehin persönlich mit der/dem ChefIn aus. Mit dem Jahr 2002 gab es die ersten großen Firmenpleiten, das Ende der New Economy Euphorie zeichnete sich ab. Das Controlling übernahm wieder das Ruder. Auch in der Mobilfunkbranche setzte man den Rotstift an, und obwohl ich zwei Kündigungswellen erfolgreich überstanden hatte, war die Zeit reif für Veränderung. Ich erfüllte mir den Kindheitswunsch einer längeren Afrikareise und verband diese mit einer interkulturellen Ausbildung zur Radiojournalistin. Reisen verändert. Nach einem finanziell bedingten Arbeitsintermezzo in einer Webagentur freute es mich als Pressesprecherin von attac, mich wieder mit politischen Fragen intensiver beschäftigen zu können. Für eine NGO, deren Kerngeschäft Kommunikation ist und die, bis auf wenige Ausnahmen, nahezu ausschließlich von Freiwilligen getragen wird, läuft ohne Internet, E-Mail und Handy gar nichts. Sowohl Meinungsbildungsprozesse wie politische Organisation und Mobilisierung werden überwiegend medial vermittelt abgewickelt. Dadurch fügten sich aus neuer Perspektive Erfahrungen identitätsstiftender Arbeitsansprüche mit medial vermittelten Kommunikationsprozessen ineinander. Zwei weitere Berufsstationen beeinflussten die Art der Fragestellung dieser Arbeit und die gewählten Theorieansätze. Meine

[2] Flipper-Automaten, Tischfußball oder Darts-Scheiben fand man öfters in den großräumigen Büros der Webagenturen.

Arbeit als Ausstellungskuratorin sensibilisierte mich für die Gegenständlichkeit wie Geschichtlichkeit von Dingen, weshalb ich vermehrt technikhistorische Aspekte des (Mobil-)Telefons in die Arbeit einband. Und durch meine projektspezifische Selbstständigkeit als PR-Beraterin und Werbetexterin sind mir die Anrufungen des unternehmerischen wie kreativen Selbst genauso vertraut wie die Anforderungen der Arbeitskraftunternehmerin.

Zum Forschungsprozess: der Umweg als Wegweiser

Wer über Mobiltelefonie schreibt, konfrontiert sich mit der 'Gefahr' historisch zu arbeiten. Einstellungen, Haltungen gegenüber dem Handy, die noch vor einigen Jahren gültig und aussagekräftig waren, wirken rasch veraltet. Aber frei nach Hölderlin: Wo die Gefahr ist, liegt auch die Chance. Diese sehe ich darin, die Habitualisierung von Technikprozessen sichtbar zu machen und die langen Linien wie die Brüche in der Aneignung des Mobiltelefons zu verdeutlichen. Aufgewachsen und beruflich sozialisiert in der Prä-Internet und -Mobiltelefon Ära, erlebte ich, wie diese Technologien den Arbeitsalltag in der Kommunikationsbranche veränderten[3]. Wer länger an einer Dissertation schreibt, merkt, wie der eigene Text sedimentiert. Wie eine Geologin erkennt man in den Textschichten die Epochen der Genese der Arbeit. Ablesbar werden die berufliche wie persönliche Situation der Autorin gleichermaßen wie Aktualitätsgrad und Status quo akademischer Debatten. Als Schreibende verstehe ich mich als Collagistin, die erprobte Materialien mit neuen Mustern mischt, Bekanntes neu zusammensetzt und üblicherweise getrennt verlaufende Debatten zusammenführt. So wurde das Forschungsthema einige Male aus- und wieder neu eingepackt. In der ersten Forschungsphase, so um 2005, beschäftigte mich noch sehr stark die Analyse der Veränderungen des öffentlichen Raums durch die Mobiltelefonie. Da sich das Thema aber bald als regelrechtes Einstiegsthema in die (vorwiegend englischsprachige) sozialwissenschaftliche Handyforschung erwies, nahm ich davon Abstand. Es erschienen Sammelbände (Nyíri 2005), Monografien (Kopomaa 2000) und eine Vielzahl von Einzelbeiträgen

[3] So beschleunigten E-Mail und Internet die Öffentlichkeitsarbeit drastisch. Benötigte man für eine Presseaussendung per Post ein Zeitbudget von mindestens einem Tag, reduziert sich dies nun durch E-Mail auf eine Stunde. Mit dem Vorteil, dass der E-Mail-Versand von Presseinformationen günstiger wurde, aber mit dem Nachteil, dass der Veröffentlichungsdruck fast immer auf Kosten der inhaltlichen Qualität geht und Redaktionen aus einer Flut von Nachrichten recht unterschiedlichen Informationsgehalts selektieren müssen. (Ein befreundeter Journalist sagte mir, dass allein auf dem E-Mail-Account der Wirtschaftsredaktion täglich bis zu 300 Presse- und Agenturmeldungen eingehen).

(z.B. Katz 2003; Cumiskey 2005; Fortunanti 2005; Höflich 2005; 2006). Viel Energie und Aufwand gingen ebenfalls in eine Richtung, die sich rückblickend als wenig zielführend herausstellte: die kommunikationstheoretische Verortung des Mobiltelefons in der Medientheorie. Vielfältigkeit, Verwirrung und Begriffsdiffusion kennzeichneten meinen ersten Versuch *die* Medientheorie überblicksartig in Bezug auf das Mobiltelefon zu erfassen. Die Motivation, *einen* Medienbegriff für das Handy zu finden bei einer Variationsbreite der Theoretiker von Luhan bis Luhmann, musste natürlich scheitern. Den zweiten Anlauf gestaltete ich praktischer, indem ich die medialen Funktionen des Handys entlang konkreter Nutzungsweisen erarbeitete. Aus dem Eintauchen in die meerhaft weite Welt der Medientheorie blieb eine inselhafte Darstellung relevanter Mediendefinitionen. Ausschlaggebend für meine endgültige Forschungsfrage, nach der Nutzbarmachung von subjekttheoretischen, arbeitssoziologischen und techniksoziologischen Fragen war ein Symposion zum kreativen Arbeitssubjekt in Lüneburg[4]. Aus Perspektive der Gouvernementalitäts-Studien beleuchtete man die Transformationsprozesse des postfordistischen Arbeitssubjekts. Dies führte wiederum zur Beschäftigung mit postfordistischen Arbeitsweisen, was nahe legte, das Mobiltelefon als Mobilitätstechnik stärker in den Blick zu nehmen. So ist das Inhaltsverzeichnis dieser Arbeit zugleich ein Orientierungsplan der eigenen wissenschaftlichen wie persönlichen Geschichte, aber auch Spiegel technologischer wie gesellschaftlicher Entwicklungen.

Nach dieser kurzen Dokumentation des Forschungsprozesses sowie der Klärung der Standortbezogenheit behandelt die Einleitung die Forschungsfrage, den Aufbau der Arbeit sowie die angewandten Theorien und Methoden.

[4] Titel des Symposions: Bildet Regierungen! Gouvernementalität jenseits von Ökonomisierung und Verwertungslogik.

1. Einleitung

Alltagsforschung verstehe ich als eine Art Archäologie gesellschaftlicher Lebenspraktiken und Wertehaltungen. Haben wir einmal die – scheinbar – praktischen Dinge des täglichen Lebens subjektiv in unser Alltagsleben eingebunden, wirken sie wie „objektive Gegebenheiten“ (vgl. Kirchhöfer 2000, S. 28). Dieser Prozess der Habitualisierung, der Veralltäglichung gibt Auskunft über die gesellschaftliche Art und Weise der Arbeitsorganisation und Arbeitsteilung. Artefaktbezogene Nutzungsweisen erklären sich also nur innerhalb des Selbstverständnisses einer Gesellschaft.

Das Mobiltelefon hat sich längst als Instrument der Alltagsbewältigung[5] etabliert, wobei der Untersuchungsfokus dieser Dissertation auf der Gestaltung von Arbeitsbeziehungen liegt. „Das Handy ist ein Objekt der materiellen Kultur, das drei Grundelemente hochmoderner Gesellschaften verbindet, „mediale Kommunikation, Mobilität und Individualität und gegenseitige Steigerungen ermöglicht“ (Burkart 2002, S. 150).

Erst mit einer radikalen Sozialisierung des Mobiltelefons erfasst man die Bandbreite der Nutzungsweisen und Handlungsadaptionen, die insbesondere das (internettaugliche) Mobiltelefon ausgelöst hat. Ausgangsbasis dafür liefert ein techniksoziologisches Grundverständnis, dass Technik und Soziales einander gegenseitig formen und beeinflussen, also eine Betrachtungsweise der sozialen Konstruiertheit von Technik. „Technisierung als materielles Dispositiv menschlichen Verhaltens“[6] zu begreifen, heißt, sie als strukturbildend für Wahrnehmung, Denken, Handeln und Organisation zu begreifen. Es heißt Technik nicht auf die Handhabung einzelner Gegenstände zu beschränken, sondern sie im Sinne eines Habitus[7], eines Mediums, einer Infrastruktur vorzustellen. Die Allgegenwärtigkeit der Technik bestimmt nicht nur menschliches Handeln, sondern sie formatiert un-

[5] Mein Alltagsverständnis beruht auf dem arbeitssoziologischen Konzept der Lebensführung (vgl. Jurczyk 1993; Kudera 2000).

[6] Die Formulierung des Dispositiv-Begriffs habe ich dem Ausschreibungstext des Graduiertenkollegs „Technisierung und Gesellschaft“ (vgl. 2006) entlehnt.

[7] Dabei ist nicht der bekannte Habitus-Begriff von Pierre Bourdieu gemeint, sondern das Wort in seiner allgemeinen Wortbedeutung als Haltung, Erscheinen.

sere Gesellschaft, man spricht von „technikbezogenem gesellschaftlichem Wandel“ oder von einer Koproduktion von „Technik und gesellschaftlichem Wandel“ (vgl. Dolata/Werle 2007, S. 17f.). Dies lässt sich an der Entwicklung des Mobiltelefons darstellen. Bereits bei der Definition, was denn ein Mobiltelefon ist, greift die simple Erklärung – ein tragbares Telefon – längst nicht mehr. Heute erfüllt das Mobiltelefon viele Funktionen und avanciert zur individuellen Kommunikationszentrale. Die Frage, ob nun Mobiltelefon oder Internet als epocheprägend gelten, halte ich aufgrund der Konvergenz für zweitrangig. Wichtig ist die Mobilisierung des Alltags, die beide Medientechnologien vorantreibt.

Der ‘beschleunigte Alltag’ ist ein beliebtes Sachbuchthema. Aus dem meist kulturpessimistischen Stimmenchor hört man folgendes Lamento heraus: Das Handy macht uns kirre: Hektisch, nervös und unkonzentriert greifen wir ständig zum Hörer, wissen nicht mehr, was wichtig und unwichtig ist und laufen daher Gefahr, eigenständiges Denken zu verlernen. Mit dieser Arbeit will ich für das Handy einen Freispruch erwirken. Das Gerät ist unschuldig, die Telefonierenden nicht. Ähnlich lautet auch der Tenor der Feuilletons. So erklärt ein FAZ-Mitherausgeber „wie wir die Kontrolle über unser Denken zurückgewinnen“ (Schirrmacher 2009, S. 1) und die n-tv Talkerin Miriam Meckel beschreibt *Wege aus der Kommunikationsfalle* (vgl. Meckel 2007). Die Ratschläge sind zumeist eine Mischung von Empfehlungen zum Selbstmanagement, zur Selbstdisziplin, zum Mut zur Einfachheit und Tipps, wie man sich durch ‘intelligente’ Techniknutzung das Leben erleichtert.

So praktisch richtig diese Empfehlungen auch sind – mit unverkennbar bildungsbürgerlichem, kulturpessimistischem Unterton – blenden sie den Kern des Problems aus. Die eingeforderte Selbststeuerung des Subjekts ist untrennbar mit der vorangegangen Mobilisierung des Einzelnen verbunden: als ‘Unternehmer seiner Selbst’, als kreatives Subjekt, mit der Aufforderung, RegisseurIn des eigenen Lebens zu sein. Die Aktivierung des Subjekts erfolgt im Rahmen postfordistischer Arbeitszusammenhänge unter den Vorzeichen neoliberaler Gesellschaftsordnung. Erst in einer *Multioptionsgesellschaft* (vgl. Gross 1994) braucht man Schutz vor der „Tyrannei der Entscheidung“ (Meckel 2007, S. 53) und wer nicht am Fließband steht, hält ‘Multitasking für Körperverletzung“ (Schirrmacher 2009, S. 69). Fragmentierung der Lebenswelten, Mobilität, berufliche Entgrenzung, instabile berufli-

che wie private Lebenszusammenhänge und Prekarität fordern in erster Linie das Individuum, nicht die Technologien. Technologien initiieren und moderieren gesellschaftlichen Wandel, sie dominieren ihn nicht. Wie oben beschrieben sind Handlungs- Denk- und Verhaltensweisen technisch vermittelt, aber nicht beherrscht. Das Mobiltelefon beschleunigt den Alltag, indem es die Selbststeuerungskräfte des Individuums aktiviert. Das Handy vermittelt zwischen dem eisernen Gesetz ökonomischer Effizienz und dem bleiernen Gesetz der eigenverantwortlichen Autonomie.

Diese Arbeit trägt zu einer transdisziplinären Sicht auf das Mobiltelefon bei, indem arbeits- und organisationssoziologische Problemstellungen berücksichtigt werden, wie sie mit Begriffen der 'Flexibilisierung wie Subjektivierung von Arbeit' im Rahmen des neoliberalen Umbaus[8] der Gesellschaft diskutiert werden. Wenn jede/r 'sein/ihr Ding machen' soll, braucht man immer mehr Dinge, die einen dabei unterstützen. Die Ermächtigung des Subjekts innerhalb eines ökonomisch aufgeladenen Verantwortungsdiskurses macht das Leitideal unternehmerischen Effizienzdenkens zur individuellen Herausforderung. Eigenverantwortlich, flexibel und unternehmerisch denkend soll sich der/die ArbeitskraftunternehmerIn am Markt behaupten. Greift man die Redewendung 'sein/ihr Ding machen' assoziativ auf, verbindet es eine selbstbestimmte Arbeits- und Lebensweise mit einem Artefakt. Diese Verbindung untersuche ich anhand verschiedener theoretischer Zugänge zu den Nutzungsweisen des Mobiltelefons aus historisch-problemorientierter Perspektive.

In diesem Verständnis stelle ich das Mobiltelefon als eine Ich-Erweiterung vor, die aus der Schnittstelle zwischen Subjektivierung und Technik heraustritt, indem sie als 'Technologie des Selbst' wirkt. Die Begrifflichkeiten beziehen sich auf das

[8] Ausgehend von der neoliberalen bzw. neoklassischen Wirtschaftstheorie wurde der Begriff seit Mitte der 90er Jahre in erster Linie von KritikerInnen verwendet, die im Neoliberalismus nicht nur ein ökonomisches Modell, sondern eine Form des Regierens sahen. Ausgehend von der, zum geflügelten Wort avancierten Aussage „Der Staat ist kein guter Unternehmer" besteht ein Aspekt neoliberaler Politik in einer vordergründigen Machtverschiebung von der Politik hin zur Wirtschaft. 'Marktorientierung' nennen es die BefürworterInnen, 'Marktradikalismus' die KritkerInnen, dass zum gesellschaftlichen Leitprinzip erhoben wird. Der Begriff 'neoliberal' ist durch politische Vereinnahmungen derart schwammig und unpräzise geworden ist, dass er nur attributiv verwendet eine Aussagekraft hat. Mein Verständnis von 'neoliberal' bezieht sich auf Michel Foucaults Verständnis neoliberaler Gouvernementalität, wie ich es in Kapitel 7.2. beschreibe, die von einer 'Verinnerlichung' der Marktlogik als Verquickung von Fremd- und Selbstführungstechniken ausgeht.

Konzept neoliberaler Gouvernementalität nach Michel Foucault, das – mit unterschiedlichen Schwerpunkten – in Kapitel 4 und 7 vorgestellt wird. Zentral für das Verständnis der Mobiltelefonie ist neben dem Begriff der Selbsttechnologie der des Sicherheitsdispositivs, der sich als Treiber kommunikativer (Handy) wie räumlicher Mobilität (Auto) erweist (vgl. Kapitel 8.3). Die theoretische Anbindung des Mobiltelefons an die staats- wie machttheoretisch ausgerichteten 'Regierungstechniken' bringt eine politische Dimension in die Arbeit ein, die in der Mobilfunkforschung durchwegs vernachlässigt wird (siehe dazu den Stand der Forschung am Ende des Kapitels). Deshalb wird die Dissertation mit einem Themenaufriss zur politischen Lesart des Mobiltelefons eröffnet, der einen Überblick über die unterschiedlichen Betrachtungsweisen des Mobiltelefons als politische Technologie bietet. Für mich besteht der 'Regierungscharakter' der Mobiltelefonie darin, dass sie wie eine Sozialtechnik wirkt. In der begriffsanalytischen Auseinandersetzung mit der äußerst heterogenen Begriffsfamilie der Sozialtechnologie entsteht eine machttheoretische Schablone, anhand derer das Mobiltelefon mit seinen widersprüchlichen Einschreibungen, zwischen Erreichbarkeit und Verfügbarkeit, zwischen Autonomie und Kontrolle, begreifbar gemacht werden soll.

Der Untertitel der Dissertation bildet die einzelnen Theorieblöcke der Forschungsfrage ab: *Identitäten, Arbeitsverhältnisse, Technikbeziehungen.* Die Fragestellung wird anhand zweier Analyseebenen untersucht:

1) Historisch-problemorientierte Fragestellung

Die Anfänge der modernen Mobiltelefonie reichen in die 1970er Jahre zurück. Was waren die Gründe, weshalb es weitere knapp 30 Jahre dauerte, bis das Handy zum Alltagsgegenstand wurde? Mehrere Argumentationsstränge führen an die Beantwortung der Frage heran. Zunächst beruht dies auf veränderten ökonomischen Rahmenbedingungen, die mit den Schlagwörtern Informatisierung, Flexibilisierung, Globalisierung und Prekarisierung verbunden sind und im Begriff des Postfordismus gefasst werden. Damit schlägt sich die Transformation der Produktionsweise auch in geänderten Arbeitsverhältnissen nieder, die das Subjekt mehrfach in Verantwortungsstrategien einbinden. Diese bestehen darin, Individuen unter dem „Signum der Eigenverantwortung, Eigenständigkeit und Eigeninitiative" zu mobilisieren, dieser Prozess „steht beispielhaft für Formen der Subjektivierung

[…]. Den Prototypus dieser Ethik des autonomen Selbst verkörpert die Figur des Unternehmers als zentrales Leitbild des Neoliberalismus“ (Bröckling et al. 2000, S. 198). Wie Eigenverantwortung einerseits in Arbeitsbeziehungen als Form ‘subjektivierter Arbeit’ nutzbar gemacht wird und andererseits als Anspruch der Arbeitenden eingefordert wird, ein Verhältnis, das zwischen Autonomie und Prekarität oszilliert, beschreibt Kapitel 4. Indem das Mobiltelefon Erreichbarkeit ohne physische Präsenz und Formen des mobilen Arbeitens ermöglicht, bedient es diese Ansprüche und Anforderungen. Wie durch mobile Telepräsenz der öffentliche Raum auch zum Arbeitsraum wird und welche Konfliktszenarien bzw. Irritationen dies auslöst, ist ein Teilaspekt von Kapitel 5: Mobiltelefonie und Öffentlichkeit. Kapitel 6 bearbeitet die Technikgenese des Mobiltelefons aus dem Geist des Telefons. Welche geschichtlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen waren signifikant für die Entwicklung des Telefons und welche für das Mobiltelefon? Die technikhistorische Rekonstruktion der beiden Telefonarten von ihrer Erfindung bis zur Verbreitung als Alltagsgegenstand lässt die politischen Rahmenbedingungen dieser interpersonellen Kommunikationsformen offen. Skizziert werden wirtschaftlich-politisch-gesellschaftliche Technikkonstellationen in der Entwicklung beider Telefontechniken, die dazu beitragen, das vermeintlich ‘Neue‘, die ‘mobile Revolution’ aus historischer Perspektive zu relativieren. Aufschlussreich ist auch, wie Telefon und Mobiltelefon einem Prozess des ‘Doing Gender‘ unterliegen. Wie beispielsweise aus dem Informations- und Geschäftsmedium Telefon ein Hausfrauentelefon wird, wie das Handy als Statussymbol für Manager zum Vereinbarkeitsinstrument für berufstätige Mütter wird.

Die rasche Verbreitung des Mobiltelefons Anfang der Nullerjahre steht in einem engen Zusammenhang mit den Veränderungen in der Art der Lebensführung. Mobilität und Doppelerwerbstätigkeit (die obendrein vielfältige Bezugspunkte zueinander aufweisen) steigern den Bedarf an einem Gerät, das jederzeit Kommunikation ermöglicht, Erreichbarkeit herstellt[9] und Informationen bereithält. Mobilität als Wesensmerkmal unserer Gesellschaft (vgl. Canzler 2006) umfasst räumliche, soziale wie informationelle Aspekte, zwischen denen nicht nur Zusammenhänge,

[9] Der Einwand von Erika Linz, das Handy sei keine Reaktion auf Mobilität, sondern entspringe dem Wunsch nach kontinuierlicher kommunikativer Verbindung (Linz 2008, S. 174) ist für mich nicht nachvollziehbar. Denn erst mit räumlicher Trennung müssen soziale Kontakte eigens hergestellt werden. Wenn dies aus räumlichen oder zeitlichen Gründen nicht möglich ist, wünscht man sich zumindest kommunikative Erreichbarkeit.

sondern Interdependenzen bestehen. Fasst man Mobilität in einem weiten Sinn, zeigt sie sich als Flexibilität und Wahlmöglichkeit, zum Beispiel wenn es darum geht Berufsangebote wahrzunehmen, einen individuellen Freizeitstil nachzugehen oder die unterschiedlichen Lebensstile einzelner Familienmitglieder abzustimmen. Also bei Entscheidungen, die mit der Dialektik von Freiheit und Notwendigkeit verwoben sind, einer Notwendigkeit die sich als Autonomie oder Prekarität äußern kann. Das Mobiltelefon unterstützt dabei den/die Einzelne/n zwischen den verschiedenen Orten und den verschiedenen Lebenswelten hin- und herzuschalten, zu koordinieren. Es ermöglicht, in Kontakt zu bleiben, Halt zu geben ohne vor Ort zu sein. Es macht deutlich, dass die Art und Weise der Handynutzung aus unterschiedlichen Ausprägungen der Art der Lebensführung hervorgeht. „Es geht um eine Domestizierung innerhalb einer Nomadisierung, um den Einbau des Mobiltelefons – und im weitesten Sinne von Medien der mobilen Kommunikation – in Praktiken eines mobilen Lebens." (Höflich und Gebhardt 2005, S. 9). Wie die räumliche Mobilität des Autos sich mit der kommunikativen Mobilität des Handys über die Art der Lebensführung ineinander fügt, verdrängt und beschleunigt, ist Thema von Kapitel 8. Lebensführung verzahnt sich mit Doppelerwerbstätigkeit über die Art und Weise wie in Familien heutzutage gelebt wird. Trotz des einschneidenden historischen familiären Wandels charakterisiert die Familie zwei Wesensmerkmale, Kopräsenz und Kontinuität (vgl. Mitterauer 2000, S. 65f.). Die zunehmende Mobilität von Ausbildungs-, Arbeits- und Wohnplatz macht genau jene Herstellung räumlich-zeitlicher Gemeinsamkeit der Familienmitglieder zu einer anspruchsvoll herzustellenden Aufgabe. Das Mobiltelefon übernimmt dabei nicht nur viele Organisationsfunktionen, sondern kommunikative Telepräsenz ersetzt mitunter räumlich-konkrete Begegnungen. Ein Novum dieser Dissertation besteht darin die meist singuläre wissenschaftliche Betrachtung des Mobiltelefons aufzubrechen und Bezugs- wie Bruchstellen zu anderen Kommunikationstechniken (Telefon, E-Mail) und Mobilitätstechniken (Auto) herzustellen.

Ausgehend von dieser historisch-problemorientierten Fragestellung nach dem Zusammenspiel zwischen der Entwicklung des Mobiltelefons und gesellschaftlichen Veränderungen der Arbeits- und Lebensweise entwickelte ich ein Forschungsdesign, das auf qualitativ-empirischer Ebene diesen Zusammenhang untersucht.

2) Qualitativ-empirische Fragestellung

Vorangegangene theoretische Überlegungen präzisierte ich in zehn Hypothesen, die als Grundlage der inhaltlichen Strukturierung des Interviewleitfadens verwendet wurden (vgl. Kapitel 3.2). Durchgeführt wurden 19 narrativ-themenzentrierte Interviews[10] mit dem Ziel, den Stellenwert des Mobiltelefons in der (beruflichen wie privaten) Alltagsorganisation zu ermitteln. Die qualitative Interviewerhebung soll die Fragestellungen empirisch stützen, die den Theorieteil bestimmen:

- Ist das Mobiltelefon ein postfordistisches Werkzeug für den Umgang mit Mobilitäts- und Vereinbarkeitsanforderungen? An welchen alltäglichen Nutzungspraktiken lässt sich das festmachen?
- Wer muss/will immer erreichbar sein und für wen? Wie werden diese technisch vermittelten Abhängigkeiten und Kontrollmöglichkeiten individuell erlebt?
- Wie greifen räumliche (öffentlicher Verkehr, Auto) und kommunikative Mobilität (Handy, E-Mail) ineinander, verschränken und verstärken sich gegenseitig?

Der Befragungszeitraum erstreckte sich zwischen März 2007 und Mai 2008. Die Befragten lebten in Wien und Umgebung und waren zwischen 27 und 48 Jahre alt. Da es relativ schwierig ist, Berufstätige für ein längeres Interview (durchschnittlich 2 Stunden) zu gewinnen, ermittelte ich die Gesprächskontakte über mein 'Friend-of-a-Friend-Netzwerk'. Die Auswahl der InterviewpartnerInnen erfolgte nach einer theoriegeleiteten Stichprobenauswahl. Das Sample setzt sich aus den Kohorten Branchen- und Berufszugehörigkeit, Beschäftigungsverhältnis, Betreuungspflichten, Alter und Geschlecht zusammen. Allgemein ist diese Arbeit nach amerikanischer Zitierweise verfasst und verwendet eine geschlechtsneutrale Schreibweise. Jedoch bei eindeutig geschlechtsspezifisch segregierten Berufsgruppen und Tätigkeiten mache ich eine Ausnahme zugunsten des 'dominierenden' Geschlechts.

In vier Gruppen fasste ich die Branchenzugehörigkeit zusammen: Handel, Creative Industries, Gewerbe, öffentlicher Dienst bzw. staatsnahe Institutionen. Die Branchenauswahl erfolgte hinsichtlich der Diversität der Berufsanforderungen bezogen auf Kundennähe, Zeitdruck, Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen sowie dem Grad der Technologieaffinität. Einerseits 'Old Economy', Handwerksberufe (Tischler, Schlosser) und alteingesessene Gewerbe (Baugewerbe), anderer-

[10] Transkribiert und ausgewertet wurden nur 18 Interviews, da das Testinterview nur zur Überprüfung und Umgestaltung des Fragebogens verwendet wurde.

seits WissensarbeiterInnen (Programmierer, Journalistin) und 'New Economy' (Multimedia)[11]. Die Branchen öffentlicher Dienst (Universität, Museum) wählte ich der Annahme folgend, dass das Beschäftigungsverhältnis die Handynutzung beeinflusst. Mit dem Handel entschied ich mich für eine kommunikationsintensive Branche, bei dem Aufmerksamkeitskonkurrenzen zwischen persönlichem und telekommunikativem Kontakt auftreten können. Es ist naheliegend, dass sich die Branchen nicht trennscharf voneinander abgrenzen lassen. Die Branchenauswahl zielt nicht auf einen Fall kontrastierender Gegenüberstellung ab, im Vordergrund steht das Herausarbeiten von Branchenspezifika. Charakteristisch für postfordistische Arbeitssituationen ist es, dass mehrere Befragte verschiedene Berufe ausüben. In Kapitel 3.2.1 erfasst ein Raster die Zuordnung der befragten Personen. Das hier gerafft dargestellte Forschungsdesign ebenso wie die Herangehensweise und die Kriterien der Auswertung der Interviews werden in Kapitel 3 ausführlich beschrieben.

Stand der Forschung

Mit der wissenschaftsüblichen Verspätung entdeckte die Sozialwissenschaft in den Nullerjahren das Mobiltelefon als Forschungsgegenstand. Zunächst erschienen im deutschsprachigen Raum[12] allgemeine Überblickspublikationen zum Mobiltelefon: Sammelbände (vgl. Nyíri 2002; Höflich/Gebhardt 2005; Glotz/Bertschi 2006; Breiter 2006) und Monografien (vgl. Burkart 2007; Weber 2009).

Erstellt man für die Mobilfunkliteratur ein Themen-Ranking würde es so aussehen:

1. Handynutzung Jugendlicher (vgl. Bleuel 2008; Döring 2004; Grimm 2007; Götzenbrucker 2005)
2. Medientheorie (vgl. Buschauer 2010) und medienphilosophische Fragen (vgl. Linz 2008; Fortunati 2005; Völker 2010)
3. Soziologische Auswirkungen der Handynutzung (vgl. Döring 2006; McGuigan 2004)

[11] Hier wurde auf eine geschlechtsneutrale Schreibweise verzichtet, wodurch die Geschlechtszugehörigkeit der Befragten gleich klar wird.

[12] Englischsprachige Publikationen zum Thema Mobiltelefonie gibt es früher und mehr: Hier seien lediglich die 'Klassiker' der Mobilfunkforschung aufgezählt: etwa die von Krístof Nyíri herausgegebene Reihe 'Communications in the 21st century' (vgl. Nyíri 2003; 2005; 2006; Brown/Green/Harper 2002; Katz/Aakhus 2006; Plant 2003; Kopomaa 2000; Hamill/Lason 2005)

4. Ökonomische Aspekte der Handynutzung (vgl. Booz-Allen 1995; Gruber 2005)
5. Technikhistorische Arbeiten (vgl. Weber 2008; Agar 2004)
6. Andere: Kulturspezifische Handynutzung (vgl. Höflich/Hartmann 2006), Politische Mobilisierung (vgl. Dányi 2005; Shizuka/On-Kwok 2005)

Sprechen manche von einer 'explosionsartigen' Ausweitung der Forschung (ein Adjektiv, das oft im Kontext des Mobiltelefons vorkommt), ist meiner Einschätzung nach die Publikationsintensivität verglichen mit dem Medium Internet überschaubar. Dennoch 'scannte' ich mit leicht panischem Flackern in den Augen Neuerscheinungen, Diplom- und Doktorarbeiten und stellte mir beunruhigt die Frage: Ist der eigene Forschungsansatz schon obsolet geworden? Mit Entspannung stellte ich immer wieder fest, dass diese Zugangsweise bislang noch niemand gewählt hatte[13]. Denn interessanterweise richtet sich das Forschungsinteresse primär auf die private Handynutzung. Forschungsarbeiten zu berufsspezifischen Nutzungsarten, oder ganz allgemein mit den Auswirkungen des Mobiltelefons auf Arbeitsgestaltung und Berufsausübung, beschäftigt wenige AutorInnen (vgl. Mock 2000; O'Hara 2003; Wacjman 2008). In den deutschsprachigen Publikationen findet man überhaupt nur vereinzelte, lapidare Hinweise: Ohne Begründung sieht Burkart im Mobiltelefon ein unverzichtbares Berufswerkzeug für Dachdecker, Handelsvertreter und Politiker (vgl. Burkart 2007, S. 188) (Warum gerade Dachdecker?). Ohne Übertreibung lässt sich diesbezüglich von einem 'blinden Fleck' in der deutschsprachigen Mobilfunkforschung sprechen und ich hoffe, dass sich diese Dissertation genau dort passend einfügt und neue Forschungsfragen anstößt.

Der nachfolgende Themenaufriss leitet die Arbeit ein, um sie zugleich abzugrenzen. Die zusammengefassten Grundzüge der politikwissenschaftlichen Erforschung des Mobiltelefons stellen eine Verankerung der Arbeit in die Fachdisziplin dar. Das Mobiltelefon wird als Medium politischer Partizipation und Kontrolle vorgestellt, Potenziale der Meinungsbildung und Mobilisierung, wie der Überwachung und Kontrolle, werden ausgelotet. Wie bereits erwähnt, sehe ich in der Analyse

[13] 2007 wurde mein Forschungskonzept *Selbstmanagement und Mobiltelefonie* mit dem Theodor-Körner-Preis gefördert, weil es sich explizit mit den beruflichen Auswirkungen für ArbeitnehmerInnen beschäftigt.

des Mobiltelefons als ‘Regierungstechnik’ und ’Sozialtechnik’ eine thematisch adäquate Analyse des Mobiltelefons als politische Technologie.

2. Grundzüge der politikwissenschaftlichen Erforschung des Mobiltelefons

In diesem Kapitel werden politikwissenschaftliche Zugänge zum Forschungsfeld Mobiltelefonie skizziert. Es dient zur Abgrenzung der Forschungsfrage und erfasst den Kontext, wie Mobiltelefonie als politische Technologie gedacht werden kann. Außerdem soll es Interesse für das – bislang brachliegende – Forschungsfeld wecken, indem das Mobiltelefon als politisch relevantes Medium untersucht wird.

2.1 Das Handy: Medium politischer Partizipation und Kontrolle

Mithilfe des politikwissenschaftlichen Analyserasters polity – politics – policy erfolgt eine Gliederung der politischen Dimensionen der Mobiltelefonie. Der Schwerpunkt dieser Arbeit bewegt sich auf der polity-Ebene, indem die Veralltäglichung und die 'Normalisierung' der Handynutzung als technologisch gesteuerte Selbst- und Fremdführungstechnik untersucht werden (vgl. Kapitel 7.2). In diesem Kapitel geht es hauptsächlich um die politics-Ebene, der die Einsatzbereiche des Mobiltelefons als Medium politischer Partizipation erkannt und der Einfluss auf Meinungsbildungsprozesse beschrieben werden. Kapitel 2.1.3 behandelt den Policy-Bereich der Datenschutzpolitik, indem es Fragen und Formen der Kontrolle, der Überwachung und individueller 'Privacy' aufzeigt. Bei diesem Ansatz handelt es sich um einen forschungsinspirierenden Themenabriss, der inhaltlich nicht vollständig sein kann, vielmehr Forschungsdesiderate angibt.

Der dritte Band der Reihe *Communications in the 21st* Century"[14] *Democracy and Mobile Communications* (Nyíri 2003) legt den Schwerpunkt auf das sich verändernde Verhältnis von Kommunikation und Gemeinschaft. Zunächst setzen sich die AutorInnen mit der Frage auseinander, ob das Mobiltelefon neue Qualitäten

[14] Herausgeber dieser Reihe ist der Philosoph Kristóf Nyíri. Behandelt werden erkenntnistheoretische, philosophische und kommunikationstheoretische Aspekte der neuen Kommunikationsmedien. Diese Sammelbände sind Ergebnis von jährlich stattfindenden internationalen Kongressen. In den ersten Jahren war der ungarische Telekommunikationsanbieter *Westel* Hauptsponsor, der nach dem Beitritt Ungarns zur EU 2004 von *T-Mobile* übernommen wurde. Seither erscheinen diese Sammelbände mit dem pinkfarbenen T-Mobile-Logo auf dem Einband. Besonders irritierend ist, dass die Bände vom renommierten Wiener Passagen-Verlag herausgegeben werden, der durch prominente postmoderne und strukturalistische Autoren wie Francois Lyotard oder Slavoij Zizek bekannt wurde. Dies sensibilisiert natürlich bei der Lektüre, ob sich diese 'Unternehmensnähe' in einer nicht hinterfragten technikaffinen Grundhaltung niederschlägt.

der politischen Kommunikation eröffnet, oder ob es lediglich ein weiteres Medium interpersoneller Kommunikation darstellt. Inhaltlich schließt diese Debatte an die demokratisch emanzipatorischen Erwartungen an, die bereits an das World Wide Web gestellt wurden. 1996 verkündete John Perry Barlow beim Weltwirtschaftsforum in Davos die Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace, darin fordert er ein freies Internet, frei von staatlichen Regulationsversuchen und unternehmerischen Monopolisierungstendenzen. Dieser Aufruf des Journalisten, Beraters und ehemaligen Songwriter der 'Grateful-Dead' bildete das Gründungsdokument der 'Kalifornischen Ideologie' (vgl. Barbrook/Cameron 1997). Dies ist ein loses Bündnis von Autoren, Hackern, IT-Unternehmern und Künstlern, das von dem Anspruch, das kommende Informationszeitalter zu definieren, geleitet wird. Es wird 'Kalifornische Ideologie' genannt, weil es sich am freien Geist der Hippie-Bewegung anlehnt (als deren Ursprungsland üblicherweise Kalifornien gilt) und mit dem unternehmerischen Geist der 'Yuppies' (repräsentiert durch die IT-Industrie in Silicon Valley) verschmilzt. Diese Ideologie versöhnt die Gegensätze des Profitstrebens und des Hippietums und legt den Grundstein für den „Glaube[n] an das emanzipatorische Potenzial der neuen Informationstechnologien" (Barbrook/Cameron 1997, S. 2). „Sie wollen den Einsatz der Informationstechnologien, um eine neue Demokratie im Geiste Jeffersons zu schaffen, in der alle Individuen sich frei im Cyberspace zum Ausdruck bringen können" (ebda). Dadurch wird das WWW zur „elektronischen Agora" für den öffentlichen Diskurs bewusster und aktiver BürgerInnen.

Euphorisch begrüßt Howard Rheingold das Mobiltelefon als 'Kooperationstechnologie', die eine neue Qualität partizipativer Demokratie hervorbringt, indem sie die globale Vernetzung zivilgesellschaftlicher Initiativen fördert. Internetfähige Mobiltelefone machen Peer-to-Peer-Journalismus einfach handhabbar, dadurch lassen sich etwa polizeiliche Übergriffe schnell verbreiten und bekannt machen (vgl. Rheingold 2002, S. 168). Rheingold spricht hier von Smart Mobs: „I have used the term 'smart mobs' because I believe the time is right to combine conscious cooperation, the fun kind, with the unconscious reciprocal altruism that is rooted in our genes"[15] (ebda, S. 212). Bevor auf den politischen Gehalt von Smart Mobs einge-

[15] Hier bezieht sich Rheingold auf die populär gewordene These des Evolutionsbiologen Robert Wright. In *Nonzero* erklärt er den Evolutionsprozess als fortschreitende Ausrichtung global zu kooperieren. Diese Kooperation läuft auf ein, 'Nicht-Nullsummenspiel' hinaus, sprich eine Situation, in der die Betroffenen von der Kooperation profitieren. Indem Rheingold sich auf naturwissenschaftliche Argumentationsmuster bezieht, blendet er Machtstrukturen innerhalb von Gruppen völlig aus

gangen wird, werden zur Orientierung nochmals die grundlegenden Fragen bezüglich des demokratischen Potenzials dieses Mediums aufgeführt: Erschließt dezentralisierte, interaktive Kommunikation neue Formen der Partizipation? Trägt das Mobiltelefon dazu bei, demokratische Prozesse direkter, BürgerInnen-näher zu gestalten? Oder ist das Handy lediglich eine neue Kommunikationstechnologie, um WählerInnen zu erreichen und somit eine Chance für Parteien den Wahlkampf effizienter zu gestalten? In den folgenden Unterkapiteln führe ich für die unterschiedlichen Antwort-Entwürfe jede relevante Sichtweise anhand konkreter Beispiele auf.

2.1.1 Wahlkampf via Mobiltelefon

Der Einsatz interaktiver Kommunikationsmedien wie SMS, Internet oder E-Mail ist ein Merkmal postmoderner Wahlkampfstrategien, resümiert die Politikwissenschaftlerin Pippa Norris (zit. n. Dányi/Sükösd 2003, S. 293f.). Charakteristisch für diese Form der Wahlkampfführung ist die Personalisierung einer politischen Führungspersönlichkeit. Inhaltliche Grundlage dieser Kommunikationsstrategien bilden Meinungsumfragen, die mittels Marketing-Techniken umgesetzt werden, eine Tendenz, die den britischen Politologen Colin Crouch dazu veranlasst von „Postdemokratie“ zu sprechen. „Der Begriff bezeichnet ein Gemeinwesen, in dem zwar nach wie vor Wahlen abgehalten werden, Wahlen, die sogar dazu führen, dass Regierungen ihren Abschied nehmen müssen, in dem allerdings konkurrierende Teams professioneller PR-Experten die öffentliche Debatte während der Wahlkämpfe so stark kontrollieren, dass sie zu einem reinen Spektakel verkommt, bei dem man nur über eine Reihe von Problemen diskutiert, die die Experten zuvor ausgewählt haben" (Crouch 2008, S. 10).

Für Wahlkampf-Strategien in der Mediengesellschaft stellt das Mobiltelefon ein geeignetes Instrument politischer Mobilisierung dar, das auch als ‘Viral Politics (vgl. Dányi und Sükösd 2003) oder ‘virales Mobilmarketing‘ (vgl. Förster 2010) diskutiert wird. Es funktioniert analog zu Viral Marketing[16], das sich die Verwertung

und ein unreflektierter Glaube an die Möglichkeit gelingender, egalitärer Kommunikation bleibt über. In der Evolutionstheorie versteht man unter ‘reziproken Altruismus’ das sich gegenseitig unterstützende Verhalten von Säugetieren (z.B. das Lausen zwischen Affen).

[16] Ralph S. Wilson (2000) zählt zu den Grundregeln des Viral Marketing, Produkte bzw. Services zu nutzen, die kostenlos und in beliebiger Größenanzahl verfügbar sind; deren Weitergabe einfach

sozialer Netzwerke und 'natürlicher' menschlicher Bedürfnisse zunutze macht, wie zum Beispiel das Bedürfnis nach Tratsch und die Neugier an Gerüchten. Damit nutzt Viral Marketing allgemeine Verhaltensmotive und vorhandene soziale Netzwerke, profitiert also von den Ressourcen anderer. Das Autorenteam Dányi/Sükösd führt als Beispiel für Viral Politics den Labour-Wahlkampf im Jahr 2001 an (2003, S. 306f.), aus dem Tony Blair als Wahlsieger hervorging. Dabei wurden 100.000 WählerInnen gezielt mit jugendrelevanten Wahlthemen angesprochen (z.B. anlässlich geänderter Führerschein-Modalitäten), danach wurden sie via SMS nochmals an den Wahltag erinnert. Als Gegenbeispiel dazu verweisen die Autoren auf den Wahlkampf in Ungarn 2002. Dabei wurde die gezielte Kommunikationsstrategie von keiner Partei gestartet, sondern ging auf die Initiative einzelner ParteianhängerInnen hervor, die diese SMS-Kampagne durchführten. Mittels geistreich und humorvoll gestalteter SMS sorgten sie dafür, dass die Bevölkerung, richtig 'viral', die Botschaften selbst weiterschickte und so zur messbaren Breitenwirksamkeit der Kampagne beitrug. Die ungarischen Mobilfunkbetreiber verzeichneten vor den Wahlen einen Anstieg des SMS-Versands von 20 Prozent (ebda, S. 232). Dányi/Sükösd (2002) unterscheiden drei Formen der SMS-Kommunikation im Wahlkampf:

1. Aufrufe zu politischen Veranstaltungen
2. Wahl-Propaganda und politischer Humor
3. die Verbreitung von *Faktoiden* (also Scheinfakten), mittels humorvoller, witzig gestalteter SMS-Botschaften.

Der leicht handhabbare mobile Informationsservice Twitter hat die politische SMS-Kommunikation abgelöst, vor allem als Medium zur Herstellung politischer Gegenöffentlichkeit, wie ich im Kapitel 2.1.2 beschreiben werde. Internet und mobile Technologien werden immer konvergenter. So werden Webplattformen zur SMS-Generierung oder als Telefondatenbank zur politischen Rekrutierung genutzt. Erstmals wurde dies im Präsidentschaftswahlkampf in den USA 2008 gemacht, der als „erster Online-Wahlkampf der Geschichte" (Bieber 2008) gilt[17]. Er ist ein

ist und die für den/die BotIn keinen Aufwand darstellen (lustige oder lehrreiche PowerPoint-Präsentationen gehören zu beliebten Viral Marketing Produkten).

[17] Z.B. die Online-Community von Barack Obama. Nach einer formalen Registrierung bot die Website webbasierte Tools zur politischen Mobilisierung von WählerInnen. Darüber konnten Kontakte zu anderen potenziellen WählerInnen in demselben Wahlkreis hergestellt werden, es gab Hinweise

Paradebeispiel, wie ‘neue‘ Medientechnologien eingesetzt werden, um effiziente Formen der Einbindung potenzieller WählerInnen zu schaffen. Wenngleich der Begriff ‘Partizipation‘ mitunter etwas hoch gegriffen erscheint, angesichts dieser formell-gesteuerten Teilhabe-Prozesse. Eine weitere Internettechnologie kommt in der Politik zu tragen, das (mobile) Crowdsourcing[18]. In Österreich probierte dies erstmals Christoph Chorherr von den Grünen. Er lud Partei-SympathisantInnen ein, Vorschläge für die Wahl-Slogans und Plakate der Grünen zu machen und Feedback zu geben.

Zusammenfassend haben die hier angeführten Formen der Mediennutzung keinen innovativen Charakter, da lediglich vorhandene Kommunikationskanäle beschleunigt, verstärkt und verknüpft werden, mit bereits existenten analogen Wahlkampfmethoden. Allerdings ermöglichen sie kurzfristiges projekt- und/oder personenspezifisches politisches Engagement. Die Verwendung interpersoneller Medien korrespondiert, meiner Meinung nach, mit den allgemeinen politischen Verhaltenstrends Jugendlicher. So wird das kurzfristige gesellschaftspolitische Engagement Formen längerfristiger politischer Beschäftigung vorgezogen.[19] Zugleich eröffnen die Kommunikations- und Medientechnologien politischen Organisationen und NGOs, die fast ausschließlich auf ehrenamtlicher Arbeit funktionieren, vielfältige Gestaltungsspielräume. Diese Art der technisch vermittelten Kommunikation führt zu einer Beschleunigung und zugleich zu einer Veränderung von Gruppendynamiken und Kommunikationsabläufen innerhalb von Meinungsbildungsprozessen. So

auf Wahlveranstaltungen in der Nähe des eigenen Wohnorts und bot vielfältige Tipps, wie man Geld für Wahlspenden aufstellen könne.

[18] Mittels Crowdsourcing oder, zu Deutsch, Schwarmauslagerung werden innerhalb kurzer Zeit Meinungsbilder bzw. Wissen generiert, indem man die ‘Crowd’ im Internet oder aus mobilen Netzwerken aktiviert. „Crowdsourcing is the act of taking a job traditionally performed by a designated agent (usually an employee) and outsourcing it to an undefined, generally large group of people in the form of an open call“ (vgl. Howe 2006). Gerade Geschäftsideen setzten auf das neue Verhältnis Masse – Mensch, dass etwa bei der Beschaffung von Inhalten wie z. B. Fotos, in der Meinungsforschung oder bei Übersetzungsdiensten angewandt wird. Jeff Howe prognostizierte Crowdsourcing als Nachfolgemodell des Outsourcings, indem es eine Auslagerung von Unternehmensaufgaben an eine anonyme Masse un- bzw. geringbezahlter MitarbeiterInnen im Internet ermöglicht. Sieht man sich das Geschäftsmodell von txteagle an, scheint er Recht zu haben. Das mobile Crowdsourcing-Unternehmen wirbt damit, weltweit auf über 2 Milliarden Handy-NutzerInnen Zugriff zu haben, die oft keine 5 $ am Tag verdienten, aber dafür über eine „Fülle ungenutzter Zeit“ verfügten und nun mit txteagle etwas Geld verdienen könnten, indem sie textbasierte kleinere Aufgaben per Handy erledigten.

[19] „Dank des Internets ist Mobilisierung fast ohne Bürokratie und fast ohne hierarchische Strukturen möglich; mühevolle Konsensfindung und angestrengte Manifeste verlieren an Bedeutung und werden durch eine Kultur des permanenten, locker strukturierten, bisweilen geradezu zwanghaften Informationsaustauschs ersetzt" (Klein 2003, S. 47).

ergibt sich die paradoxe Situation, dass diese Medien formell die Beteiligung vieler Personen vervielfachen und vereinfachen. Da aber Teilhabeprozesse stets von informellen Rangdynamiken überformt sind, schrumpft der formal offene TeilnehmerInnen-Kreis wiederum auf die Größe einer virtuellen Stammtischrunde, die die Meinungsbildungsprozesse dominiert. Abgesehen von diesen machttheoretischen Aspekten digitaler Kommunikation nennt der Netzaktivist und Medienforscher Gottfried Oy weitere Vor- und Nachteile dieser Kommunikationsform: „Die Ein- und Ausstiegskosten sind zwar relativ gering, jedoch sind die Organisationsformen flüchtig und störanfällig, die schriftliche Kommunikation per E-Mail birgt gegenüber face-to-face Situationen die Gefahr von Missverständnissen und es kommt eher zu einer Kommunikation zwischen Gleichgesinnten denn zwischen Konfliktparteien“ (Oy 2003, S. 516).

Anhand von Twitter wird im nächsten Abschnitt ein weiteres Problem politischen Crowdsourcings beschrieben: Die (mobilen) Vielen entsprechen keiner Stimmenvielfalt, meistens besteht die meinungsbildende ‘Crowd‘ nur aus wenigen, meist privilegierten, prominenten Stimmen.

2.1.2 Das Handy – Instrument zur Herstellung politischer Gegenöffentlichkeit[20]

Das Medium Internet ermöglicht auf relativ einfachem Weg, Meinungen und Ansichten zu veröffentlichen und damit theoretisch eine Weltöffentlichkeit anzusprechen. Private Blogs, mobile Blogs (Moblogs) und private Websites erzeugen eine Vielfalt von Öffentlichkeiten, was zu einer Wiederentdeckung des, bereits in den 80er Jahren entwickelten Konzepts der ‘Gegenöffentlichkeit‘ geführt hat (vgl. Wimmer 2007). Das Konzept von Negt/Kluge entstand in Auseinandersetzung mit den Grenzen und Ausblendungen des bürgerlichen Öffentlichkeitsbegriffs und machte sich für eine alternative Publizistik stark. Die Forderung nach einer Medienlandschaft, welche die Vielschichtigkeit menschlicher Lebenswirklichkeit wider-

[20] Der Begriff ‘Gegenöffentlichkeit‘ ging aus der kritischen Auseinandersetzung mit Jürgen Habermas *Strukturwandel der Öffentlichkeit* hervor und forderte einen umfassenderen Begriff der Öffentlichkeit. Aufgabe medialer Öffentlichkeit sei es, authentische Einblicke bürgerlicher und vor allem proletarischer Lebensverhältnisse zu vermitteln. Eine Forderung bestand darin, große Teile der Bevölkerung in die Medienproduktion einzubinden. Gegenöffentlichkeit verstand sich demgemäß als Kampfbegriff gegenüber den Massenmedien und war verknüpft mit dem Anliegen nach einer alternativen Publizistik (vgl. Negt/Kluge 1973).

spiegelt, scheint das Web 2.0, umgangssprachlich auch „Mitmach-Internet“ genannt, zu realisieren. So machen Blogs das Schreiben und Veröffentlichen im Internet fast für jedermann/frau möglich, immer mehr Menschen werden zu unentgeltlichen NachrichtenproduzentInnen. Soziale Netzwerke wie Facebook vermitteln mehr authentische Einblicke in die Lebensweise vieler Menschen, als manche Menschen sehen möchten. Mit neuen sozialen Bewegungen entstehen neue Foren der Öffentlichkeit (Diskussionsforen, Mailinglisten u.v.m.) und alternative Medien (wie indymedia.org). Auch Netzaktivismus und Kommunikationsguerilla stellen für Wimmer „Institutionen der Gegenöffentlichkeit“ (vgl. Wimmer 2007, S. 193f.) dar. Bislang gibt es keine systematische wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Mobiltelefon als Instrument der politischen Mobilisierung und als Medium der Gegenöffentlichkeit, weshalb nun nur vereinzelte wissenschaftliche Ansätze exemplarisch vorgestellt werden.

Einer der Ersten, der sich mit dem Potenzial des Mobiltelefons als politisches Medium beschäftigt, ist Howard Rheingold, ein US-amerikanischer Internet-Forscher der ersten Stunde. Er beschäftigt sich mit der „Schwarm-Technologie“[21], ein anderer Ausdruck für „Crowdsourcing“ und der demokratischen Kraft der „mobilen Vielen“. Als Referenzbeispiel für die politische Relevanz des Mobiltelefons führt er die Proteste gegen den philippinischen Präsidenten Joseph Estrada an: Am 20. Januar 2001 wurde in Manila via SMS zu einer Demonstration gegen den, mit Korruptionsvorwürfen belasteten Präsidenten (und vormaligen Serien-Filmstar) mobilisiert. Mehr als eine Million schwarz gekleidete BürgerInnen versammelten sich am Platz Edsa, nachdem die Opposition eine SMS mit der Botschaft verschickte: „Go2EDSA wear black“. Vincente Raphael, Historiker der Universität Washington, charakterisiert die Wirkungsweise dieses Phänomens wie folgt:

> The power of the crowd thus comes across in its capacity to overwhelm the physical constraints of urban planning in the same way that it tends to blur social distinctions by provoking a sense of estrangement. […] It is in this sense that we might also think of the crowd not merely as an effect of technological devices, but as a kind of technology itself. […] Enmeshed in a

[21] Die Kollektive bzw. Schwarm-Intelligenz beruht auf dem Grundgedanken, dass konsensbasierte Basisentscheidungen in Gruppen intelligenter – im Sinne von empirisch genauer – sind als Entscheidungen von Einzelpersonen.

> crowd, one feels the potential for reaching out across social space and temporal divides. (Rafael 2003, S. 414)

Für Howard Rheingold ist Estrada der erste Politiker, der durch die Macht eines Smart Mobs gestürzt wurde (vgl. Rheingold 2002, S. 157ff.).[22]

Eine weitere technologie-basierte Protest- bzw. Versammlungsform ist der Flashmob (Blitzauflauf oder -meute). Dieser unterscheidet sich von Smart Mobs (intelligente Banden), indem die Partizipierenden eines Flashmobs nicht unbedingt ein klar benennbares politisches Anliegen verfolgen, sondern sich eher aus Lust an spontanen Versammlungen an öffentlichen Plätzen treffen[23]. Meist werden dafür Orte ausgewählt, deren Funktion einem Versammlungsort etwas entgegensteht. So wurde ein Einkaufszentrum zum Party-Raum und der Brunnen vor der Karlskirche in Wien zum Badeteich umfunktioniert, oder es trafen sich Hunderte Jugendliche auf einem Platz in Tokio, um eine Szene aus dem Film Matrix nachzuspielen. Obwohl begrifflich Flashmobs keinen explizit politischen Inhalt haben, können sie als indirekte Kritik an der herrschaftlichen Perforation des öffentlichen Raums gelesen werden. Da gemeinhin zwischen Flash-und Smart Mob nicht unterschieden wird, mehren sich politische Flashmobs, die als geeignetes Mobilisierungsinstrument entdeckt wurden, um etwa Abschiebungen von AsylwerberInnen zu verhindern.

Wenngleich die Spontanmeute keine neue Erfindung ist und das Telefon als Organisationsinstrument bereits in den 80er Jahren genutzt wurde, um zum Beispiel per Telefonketten[24] vor polizeilichen Hausräumungen zu warnen, wird durch SMS

---

[22] Die Technologie (Internet, Mobiltelefon) soll also aus einem Mob einen Smart-Mob machen, denn im herkömmlichen Verständnis bedeutet Mob der 'Pöbel', die 'Bande'. Oder wie es Hannah Arendt in *Elemente totalitärer Herrschaft* beschreibt: Die verhetzende, politisch leicht zu manipulierende Meute, die steinigende Masse, die sich aus gesellschaftlich Deklassierten zusammensetze und Aufstände inszeniere, aber im Gegensatz zum Volk nicht demokratiefähig sei. „Es ist das Volk in seiner Karikatur und wird deshalb so leicht mit ihm verwechselt." (Arendt 1986, S. 188). Sieht man von Arendts mitunter elitärem Verständnis einer politisch räsonierenden Öffentlichkeit ab, sollte ein kritischer Blick auf den politischen Charakter dieser Spontan-Aufstände wach bleiben, der oft in einer unreflektierten Technologie-Affinität untergeht.

[23] Eine begriffliche Unterscheidung, die kaum bekannt ist. So rief die deutsche Dienstleistungsgewerkschaft verdi 2007 zum „Flashmob für einen Mindestlohn" auf. Die Streikenden organisierten sich um in streikbrechenden Einzelhandelsfilialen einzukaufen. Bezahlt wurde nicht, da man dummerweise Geld, Kreditkarte vergessen hatte, was zu erhebliche Betriebsstörungen auslöste. Das Unternehmen klagte und verlor, weil Flashmobs als Teil des Arbeitskampfes einzustufen sind (Nowak 2009).

[24] Als ein Beispiel für einen Flashmob-Vorläufer berichten Dányi/Sükösd (2002, S. 229) von einer 1990 via CB-Funknetz organisierten Protest-Aktion von TaxifahrerInnen, die sich gegen die Erhöhung der Benzinpreise richtete.

und E-Mail der AdressatInnenkreis erheblich erweitert und die Kommunikation deutlich vereinfacht und beschleunigt.

„Der erste Flashmob gegen eine Regierung“ (Rötzer 2004a) fand in Spanien im Jahr 2004 statt, kurz vor dem Wahlkampf und wenige Wochen nach den al-Qaida Attentaten auf einer Vorortelinie in Madrid, der hunderten Menschen das Leben kostete. Der damalige, konservative Präsident und enge Verbündete der USA, José Aznar, verkündete, dass es sich, trotz einer Vielzahl gegenteiliger Indizien, bei dem Attentat um einen ETA-Anschlag handle. Da das staatliche Fernsehen und regierungsnahe Zeitungen längere Zeit dieser Annahme folgten, formierten sich, durch SMS organisierte Massenkundgebungen, die eine objektive Berichterstattung sowie sorgfältige Aufklärung der Attentate einforderten. Diese Vorfälle gelten als Vorzeigebeispiel für das Mobiltelefon als Medium der Gegenöffentlichkeit, das die Tageszeitung El Pais zu dem Kommentar-Titel veranlasste: „Der wahre Wahlsieger heißt SMS“ (Rötzer 2004a). Es zeigt exemplarisch wofür ‘Peer-to-Peer-Journalismus’ steht, wie Informationen trotz einer Nachrichtenblockade bzw. -sperre verbreitet werden können. Darin sieht Howard Rheingold (2002, S. 167) das revolutionäres Potenzial des Mobiltelefons zur demokratischen Neugestaltung der Gesellschaft. Explizit beschäftigt sich das Portal Mobile Active.org mit den vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten des Mobiltelefons als Instrument politischer Mobilisierung. Mobile Active.Org versteht sich als Plattform für „Cell Phone Activism“ oder „Mobile Advocacy“: „Mobile and sms activism has great potential for bringing about change both at a local level, as well as globally, because we now have the ability to link disparate groups who are campaigning for the same thing across wider areas and therefore increase impact“[25] .Unterschiedlichste zivilgesellschaftliche Gruppierungen nutzen die Website als Plattform, um ihre Erfahrungen mit dem Einsatz von Mobilfunktechnologie für Informations-, Aufklärungs-, und Protestkampagnen auszutauschen. Die Palette der Einsatzmöglichkeiten ist vielfältig: Eine Tierschutz-NGO bietet den kostenlosen Download von Klingeltönen an, die Tierlaute von Tierarten, die vom Aussterben bedroht sind, nachahmen; eine indische HIV-Präventionsinitiative berichtet über den Einsatz von SMS bei Aufklärungsaktionen[26] sowie bei der Dokumentation der Krankheitsentwicklung HIV-

[25] http://mobileactive.org, 2.9.2009

[26] So berichtet die Plattform MobileActive.org http://mobileactive.org/condom-condom-ringtone-public-health-campaign-real-men (1.12.2008) über eine witzig-innovative Klingelton-Kampagne, die Männer in Indien daran erinnern soll Kondome zu verwenden.

erkrankter Menschen. In Foren tauschen sich die AktivistInnen über Erfolge und Misserfolge aus, über geeignete und ungeeignete Einsatzbereiche der Mobiltelefonie für politische Zwecke, wozu etwa auch Fundraising via Handy gehört. Aufschlussreich für den politischen Stellenwert des Handys ist außerdem ein Verzeichnis auf Mobile Active.Org, das alle Länder der Erde auflistet, samt demografischer Daten und der Handydichte pro Einwohner des jeweiligen Landes, wodurch die Handy-Verbreitung zu einem Indikator der Modernität eines Landes gemacht wird.

Twitter ist der technologisch bislang am einfachsten zu handhabende, User-stärkste mobile Informationsdienst. Twitter nutzten iranische Studierende zur Organisation der ‘Grünen Revolution‘ im Jahr 2009. Die Erwartungen an die Demokratie-Technologie-Twitter waren so hoch, dass der ehemalige Sicherheitsberater von George W. Bush vorschlug, Twitter für den Friedensnobelpreis vorzuschlagen.[27] Aber gemäß dem Zitat „The revolution will not be twittered“[28] wurde der Protest niedergeschlagen und mittlerweile muss sich die Euphorie gegenüber der politischen Mobilisierung via Mobiltelefon ernüchternden Erfahrungen stellen. Als Reaktion auf die Twitter-Mobilisierung der Demokratiebewegung in Ägypten sperrte die ägyptische Regierung diesen Service. Nachhaltiger reagiert derzeit die chinesische Regierung, indem sie Guerilla-InformantInnen einschleust, die online bloggen oder mobil twittern, um im Netz Regierungspropaganda zu verbreiten.
Treffend fasst der Journalist Jens Berger die kurze Geschichte des politischen Mediums Handy zusammen: „Große Erwartungen, überschaubare Ergebnisse“ (vgl. Berger 2011). Zusammenfassend ist festzustellen, dass das Mobiltelefon vielfältige politische Einsatzbereiche bietet, deren systematische Erforschung noch aussteht.

[28] Dieses Telepolis-Zitat ist eine Neuauflage des Slogans „The revolution will not be televised“, getextet von Gil Scott Heron, Unterstützer der Black-Panther-Bewegung in den 1980er Jahren.

2.1.3 Kontroll- und Überwachungspotenziale der Mobiltelefonie

„Mobiltelefone sind Einfallstore für Schnüffler aller Couleur –
für staatliche, für geschäftige“.[29]

Ziel des Kapitels ist eine Strukturierung der kontrollierenden Aspekte des Mobiltelefons, die durch begriffliche Schärfung sozialwissenschaftliche interessante Forschungsbereiche aufzeigt. Um die vielschichtigen, bisweilen ineinandergreifenden Ebenen und Dimensionen der Kontrolle und Überwachung durch die Mobiltelefonie zu konturieren, schlage ich folgende Unterscheidung vor:

- Soziale Kontrolle: „Wo bist du?“
- GPS: Bewegungsfreiheit und Kontrolle
- LBS: Werbliches Ortungs-Interesse
- Aspekte staatlicher Überwachung

2.1.3.1 Soziale Kontrolle: „Wo bist du?“

Begreift man das Mobiltelefon als Ich-Erweiterung, verwundert es nicht, dass dieses Medium auch psychologische Kontrollaspekte aufweist. Das Handy macht den Menschen sichtbarer, transparenter. Einerseits durch die kommunikativen Verbindungen, die das Mobiltelefon herstellt und andererseits, da es die Möglichkeit bietet über das Individuum vermehrt Informationen zu generieren (vgl. Green 2002, S. 43). Neben kommunikationspraktischen Gründen (vgl. Döring 2006, S. 8) wird diese simple Frage zum Merkmal ‘sozialer Navigation’ (vgl. Katz/Aakhus, S. 302). Diese Art der Orientierung verlangt Selbst-Steuerung und bringt neue Formen der sozialen Kontrolle hervor. Die Frage „Wo bist du?“ erlaubt keinen Aufschub. Der Kommunikationsforscher Manfred Schneider beschreibt es folgendermaßen: „Unser Über-Ich steckt jetzt in der Westentasche und operiert als technische Erweiterung unserer Ohren. Wer nicht hören kann, wird vom Handy angepiept und muß telefonieren" (Schneider 1996, S. 22). Das Individuum muss Auskunft geben oder lügen (vgl. Kapitel 9.2.1). Gab es in den Anfangszeiten der Mobiltelefonie noch die Ausrede, in einem ‘Funkloch‘ zu sein, werden heute technische Features für Telefonat-Unterbrechungen entwickelt. Im T-Lab (Forschungslabor von T-Mobile in

[29] Die pfiffige Aussage stammt aus der Feder des PDS-Mitglieds Petra Pau, die dazu einen Kommentar verfasste („Beschnüffelt“, in: Jungle World, 4.8.2004).

Berlin) arbeitet man an Geräten mit einspielbaren, vortäuschbaren Störgeräuschen, um so ein Gespräch vorzeitig beenden zu können (vgl. Joost 2009). Das beschreibt Schneider treffend: „Eine neue, technisch armierte Moral als Effekt der perfekten Erreichbarkeit nimmt uns in ihre Arme. Das System der Ausreden muss radikal reformiert werden" (Schneider 1996, S. 22). Erreichbarkeit ohne körperliche Präsenz, also Tele-Präsenz, birgt ein Authentizitätsproblem in sich, der Verdacht der Unwahrheit kommt rasch auf. Technologisch bedingt verschwimmen die Grenzen zwischen Fürsorge und Kontrolle und bringen so die Ambivalenz zwischen Sicherheit und Freiheit zutage. „Das Mobiltelefon eröffnete also verstärkt Kontroll- und Überwachungsmöglichkeiten in sozialen Beziehungen jeglicher Art." (Burkart 2007, S. 60). So vermittelt die ständige Erreichbarkeit ihres Kindes den Eltern ein Gefühl der Sicherheit, im Gegenzug dazu erhalten Kinder früher größeren persönlichen Handlungsspielraum (vgl. Feldhaus 2005, S. 162f.). Das Mobiltelefon als wichtiges Element bei der Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung wird im empirischen Teil (vgl. Kapitel 9.4.2) nochmals thematisiert. Im nächsten Abschnitt wird ein weiterer Service vorgestellt mit dem Kinder nicht nur erreichbar, sondern auch lokalisierbar sind. GPS erweitert die Erreichbarkeit um den Aspekt der Lokalisierung und ist so als Form räumlicher Überwachung zu verstehen.

2.1.3.2 GPS: Bewegungsfreiheit und Kontrolle

GPS ist eine Verortungstechnologie, die durch Funkzellenortung ein Mobiltelefon in bebauten Gebieten unter optimalen Bedingungen bis auf zwei Meter genau ermitteln kann. Ursprünglich für militärische Zwecke entwickelt wird diese Technologie mittlerweile zivil genutzt. Pioniere waren die Transportdienstleister, bei denen GPS im Auto schon lange zur Standardausstattung zählt. Die Einbindung von GPS in das Mobiltelefon war ein naheliegender nächster Schritt. Die räumliche und kommunikative Mobilität der HandynutzerInnen unterstreicht den praktischen Nutzen und den Komfort schneller und effizienter Orientierung. GPS empfängt und sendet geografische Info-Daten, es ist ein Leitsystem zur Orientierung und ein Ortungsinstrument. Dadurch entstehen GPS-Bewegungsprotokolle, die nicht nur die Bewegung des Handynutzers aufzeichnen, sondern zugleich Protokolle der Handynutzungs-Dichte erstellen. „Immer wenn wir uns bewegen, von einem Ort zum anderen, werden wir zu Figuren in einem System, werden wir erkennbar, aufzeichenbar und transparent" (Friedl 2003, S. 64). Mit GPS wird das Handy zum

Bewegungsmelder und eröffnet so staatliche Einsatzbereiche für die Überwachung von als potenziell deviant eingestuften Personen. In Kalifornien wurde ein Gesetz beschlossen, das verurteilte Sexualstraftäter zwingt, lebenslänglich einen GPS-Sender bei sich zu tragen (vgl. Rötzer 2006). GPS als Medium der Echtzeit-Überwachung und Lokalisierung wird in Erwägung gezogen, um ein Gefängnis ohne Gitterstäbe zu realisieren, gleichsam das Handy als elektronische Fußfessel. Die Fußfessel mit persönlicher Kennung löst einen Alarm aus, sobald der GPS-Sender entfernt bzw. abgenommen wird. Gegenüber der klassischen Fußfessel, die passiv überwacht, speichert GPS aktiv täglich Lokalisierungsdaten und verschickt diese zu bestimmten Zeiten an eine Überwachungsfirma (vgl. Rötzer 2007).

Varianten der GPS-Überwachung haben aber auch im Alltag längst Verbreitung gefunden. Etwa um zu wissen, wo sich das eigene Kind gerade befindet, ein Service, den die Website www.trackyourkid.de anbietet. Via Internet können sich besorgte Eltern über den Standort ihres Kindes informieren. Die britische Website „Mobile Tracking“ bietet neben der Lokalisierung von Familienmitgliedern auch an, den Standort von MitarbeiterInnen jederzeit feststellen zu können (Adler 2006).
Ein Produkt, das regelrecht paradigmatisch Sicherheit mit Freiheit verbindet, ist die mobile Sicherheitslösung mystella[30]. Es vereint SOS-Notruf, Ortung, Telefonie und Datentransfer (GPS, GSM, GPRS) in einem Gerät. Für dieses österreichische Produkt kooperieren die Mobilkom Austria und die Hel-Wacht Unternehmensgruppe und wollen damit die Zielgruppen, die viel unterwegs sind, ansprechen, wie zum Beispiel 50plus, Kinder und SportlerInnen. Bei Unfällen und in Notsituationen ist man per Knopfdruck mit der Notrufserviceleitstelle verbunden, die unmittelbar Hilfe anfordert (Polizei, Rettung, Verwandtschaft, Notarzt, etc.). „Mystella sichert Personen, die sich zu Hause und unterwegs sicher fühlen wollen, Kinder auf ihrem Schulweg, junge Mädchen und Frauen, die nachts unterwegs sind, Menschen, die in gefährlichen Berufen arbeiten oder Wanderer und Sportler, die alleine im Gelände unterwegs sind“ (Mystella 2011). Letztere Beispiele zeigen, wie marktkonform individuelle Sicherheitsbedürfnisse mit der Bereitschaft überwacht zu werden, verknüpft sind. Der US-amerikanische Geograf Jerome Dobson sieht die drohen-

[30] Vgl. dazu http://www.mystella.at/; Ein ganz ähnliches Sicherheitsprodukt ist auch der Mecomo GPS Reporter von A1; vgl. http://cdn2.a1.net/final/de/media/pdf/Sicherheit.pdf

den Gefahren durch GPS-Technik so drastisch, dass er von ‘Geosklaverei’ als neue Form der Sklaverei spricht (vgl. Becker 2009).

Weitere geschäftliche Anwendungsbeispiele fallen unter den Begriff ‘Reality Mining‘[31]. So entwickelten Nathan Eagle und Sandy Pentland vom MIT (Massachusetts Institut for Technology) Verfahren, um individuelles Kommunikationsverhalten zu beobachten und in Folge auszuwerten, um es für zukünftige Kommunikationsprodukte Modelle adaptieren zu können. Grundlage dafür bieten via Handy-Mikrofon aufgezeichnete Gespräche, die mit Organizer-Funktionen des Handys oder PDAs verbunden werden (vgl. Corinth 2004). So beginnt das Mobiltelefon selbsttätig zu klingeln, um den/die BesitzerIn zu erinnern, früh ins Bett zu gehen, weil morgen ein wichtiger Termin vermerkt ist. Mittels Bluetooth-Technologie und einer eigens entwickelten Context Software können die Applikationen noch mehr: Textbotschaften und Gespräche des Eigentümers werden nach zuvor angegeben Eigenschaften und Stichworten ‘gescreent’ und ausgewertet[32]. Das Beispiel illustriert, wie dünn die Grenzen zwischen Selbstkontrolle und Überwachung sind. Reality Mining zielt zweifellos auf Social Engineering, also der Beobachtung von Verhaltensweisen in Gruppen, ab, ein bestärkendes Argument, Mobiltelefonieren als Sozialtechnik zu begreifen (vgl. Kapitel 7.1).

2.1.3.3 LBS: Werbliches Ortungsinteresse

Aus der Verbindung von geografischen mit informationellen, standortsspezifischen Informationen gehen sogenannte „Location-based Services“, kurz LBS, hervor. Mit dieser mobilen Technologie lassen sich standortspezifische Informationen über lokale Infrastruktur (Bahnhof, Tankstellen etc.) sowie Einkaufs- und Unterhaltungsmöglichkeiten (Restaurants- und Kinos etc.) via Handy abrufen. Obwohl man bereits zur Jahrtausendwende von LBS als ‘Killerapplikation’ (Schmundt 35/2001) sprach, bleiben die alltäglich genutzten Services eine Minderheit. Diese Dienste

[31] Reality Mining überträgt das Prinzip des Data Mining auf die komplexe Wirklichkeit. Data Mining im Sinne von ‘Daten ausgraben’ bzw. ‘Daten sprechend zu machen’, besteht in der ‘intelligenten’ Verknüpfung umfangreicher statistischer Datenmengen (wie z.B. demographischer oder finanzieller Daten) mit einer Computerauswertung. Dabei werden Datenquantitäten auf verarbeitbare, sinnvolle Größen automatisiert herunter gebrochen. So werden im Data Warehouse aus ‘Datenfriedhöfen’ ‘Geburtskliniken’ heranwachsenden, verknüpfbaren und auswertbaren Datenmaterials.

[32] Noch visionär sind die weiteren Anwendungsbeispiele. So glaubt man, durch dieses Screening das menschliche Sozialverhalten so gut zu beobachten, dass dies bei der Eindämmung von Epidemien hilfreich sein kann (vgl. Corinth 2004).

der Geolokalisierung versprechen neue Formen der Kontaktaufnahme, wie der mobile Friend-Finder-Service, im englischsprachigen Raum „lovegetty“ genannt, zeigt. Nach der Registrierung und der Anlegung eines persönlichen Profils wird der Handy-Nutzer per SMS informiert, wenn ein anderer Handy-Nutzer mit einem, zu dem eigenen passenden Profil in der Nähe ist. So harmlos und spielerisch dies klingt, beruht diese Technik auf räumlicher Echtzeitüberwachung, weshalb sie der renommierte Chaos-Computer-Club mit einem „Big Brother Award“ für die Missachtung von Datenschutzrechten auszeichnete.

Große Hoffnungen in LBS setzt auch die Werbeindustrie, die sich davon eine zielgenaue Platzierung von Werbebotschaften ohne Streuungsverluste verspricht. Das Prinzip von LBS-basiertem m-Advertising funktioniert folgendermaßen: Man geht durch die Stadt; plötzlich erhält man eine SMS, dass gerade in dem Geschäft seiner/ihrer Wahl ein Ausverkauf sei. Dass diese Werbeformen auf Permission Marketing beruhen (vgl. Förster 2010, S. 77), das heißt, der/die AdressatIn muss aktiv zustimmen, mag ein Grund sein, weshalb diese Form der werbetechnischen Überwachung noch nicht so bekannt ist. GPS-Bewegungsprotokolle werden aber auch anders von der Werbeindustrie genutzt. So veranlasste der deutsche Fachverband für Außenwerbung im Jahr 2005 die Erstellung eines ‘Frequenz-Atlas’ verschiedener Städte, um u.a. auch durch die Messung der Handy-Dichte genau bestimmen zu können, wo sich die KonsumentInnen in der Stadt bewegen und was diesbezüglich besonders werbewirksame Plätze sind (vgl. Auf dem Hövel 2005).

2.1.3.4 Aspekte staatlicher Überwachung

Das Telefon blickt auf eine lange Geschichte staatlichen Überwachungsinteresses zurück. Dieser Hinweis kann hier weder systematisch noch vollständig belegt werden, deshalb allein ein lapidarer Hinweis, um die Vielschichtigkeit des Überwachungsphänomens abzubilden. So weist die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Avital Ronnell (vgl. 2001, S. 38ff.) – zwar mehr in prosaischer als historisch-analytischer Weise – auf den Zusammenhang der Verbreitung der Festnetztelefonie mit dem Machtaufstieg der Nationalsozialisten hin. Ebenso behandelt auch die ‘Forschungsgruppe Kommunikation’ die Bedeutung des Telefons für den Aufbau des nationalsozialistischen Überwachungsstaates (vgl. Lange 1989). Clemens Schwender (2000) belegt in seinem Beitrag, wie die vollständige Entrechtung jüdi-

scher MitbürgerInnen auch damit einherging, dass ihnen das Recht auf einen Telefonanschluss verwehrt wurde.

Die Verfügbarkeit von mobiler Telefoninfrastruktur[33] und Überwachung ist aber auch heute aktueller denn je. Die Zahl der – nach richterlichen Bescheid stattgegeben – Überwachungen steigt kontinuierlich. Etwas drastisch formuliert es ein Journalist der Süddeutschen Zeitung, der von der 'Abhör-Republik' spricht. Ähnliche Entwicklungen gibt es in Österreich mit jährlichen Wachstumsraten zwischen 20 und 30 Prozent. Deshalb spricht auch die 'ARGE Daten' von einem „dramatischen Ansteigen" der (Handy-) Überwachungsanträge. Einen erheblichen Schritt weiter geht die sogenannte Vorratsdatenspeicherung, welche von den Telekomunternehmen zeitlich begrenzt die Archivierung der Telefon- und Internetdaten aller BürgerInnen vorsieht. Die Umsetzung dieses europaweit von vielen Gruppen stark kritisierte Gesetz ist derzeit nicht absehbar. Bei einem konkreten kriminellen Verdacht ermöglicht dieses Gesetz eine Präventivüberwachung, was die These der Kontrollgesellschaft als Form gegenwärtiger Gesellschaften erhärtet. So schreibt Anfang der 1990er Jahre Gilles Deleuze (1993) in seinem Aufsatz Postskriptum über die Kontrollgesellschaften von einer Ablöse der Disziplinargesellschaft zugunsten einer„Kontrollgesellschaft. „Die numerische Sprache der Kontrolle besteht aus Chiffren, die den Zugang zur Information kennzeichnen bzw. die Abweisung. Die Individuen sind 'dividuell' geworden, und die Massen Stichproben, Daten, Märkte oder 'Banken'" (Deleuze 1993, S. 258f.). Das Mobiltelefon erweist sich als paradigmatisches Kontrollinstrument, indem es NutzerInnen-Profile erstellt. Zugleich ist es aber auch ein Instrument der Disziplinargesellschaft, indem es ebenso panoptische Funktionen der Überwachung ermöglicht.

2.1.3.5 Sicherheitsdenken als Überwachungsmotor

Das Handy arrangiert zwischen den menschlichen Grundbedürfnissen Freiheit und Sicherheit. So schenkt es die Freiheit erreichbar ohne räumlich präsent zu sein und vermittelt die Sicherheit, „im Fall der Fälle" anrufen bzw. geortet werden zu können, weil die, fast in allen Mobiltelefonen installierte GPS-Funktion (General

[33] Die Schädigung von Kommunikationsnetzen, sei es durch Einschleusung von Computer-Viren oder durch die Zerstörung von Telefonleitungen oder Handymasten, wird in den Sicherheitsberichten des Bundesministeriums für Inneres explizit. hervorgehoben (vgl. Chen/Reid/Sinai 2008).

Positioning System) Geodaten bis auf wenige Meter genau erfasst. So verbindet GPS Mobilität und Eigenständigkeit mit einem elektronischen Sicherheitsnetz – eine Rückversicherung, die für immer mehr Menschen zur Selbstverständlichkeit wird. Dieses Sicherheitsbedürfnis zu bedienen schließt unterschiedliche Formen der Kontrolle mit ein. Kontrolle in der englischen Wortbedeutung – steuern, lenken, führen. Der Datenschutz-Experte Hans Zeger sieht in der allgegenwärtigen Sehnsucht nach Sicherheit einen Backlash der Moderne, weil die individuellen Bürgerrechte zunehmend durch technisch-formale Identifikation ersetzt würden. Des Weiteren werde die physische Macht immer öfter abgelöst durch Informationsmacht und Repression bestehe darin, Ausschluss oder Teilhabe zu regulieren (Zeger 2008, S. 33f.).

Freiheit und Sicherheit beziehen sich nicht polar aufeinander, werden nicht notwendigerweise als Gegensätze begriffen. Es ist jene Art technisch angeleiteter, ‘gefühlter Sicherheit’, die persönliche Freiheiten, wie individuelle Mobilität und Zeitgestaltung verbindet mit Ortung und Dauererreichbarkeit. Dies tritt jene eigentümliche Dynamik los, die Freiheitsmomente mit Verfügbarkeitsmomenten verbindet. So schenkt es dem Nutzer die individuelle Freiheit, beispielsweise nicht im Büro, sondern auch im Kaffeehaus arbeiten zu können und dennoch für persönliche Rück- und Anfragen ständig erreichbar zu sein. Gleichzeitig ist man aber auch außerhalb der Bürozeiten für Vorgesetzte oder KollegInnen kontaktierbar. Zeger führt tiefenpsychologische Gründe für das zunehmende Sicherheitsbedürfnis an, indem "Kontrolle zum Ausdruck des eigenen minderwertigen Selbstwertgefühls [wird]“ (Zeger 2008, S. 24). Diesbezüglich verfügt die Mobiltelefonie über einen janusköpfigen Charakter: Einerseits unterstützt sie Formen selbstbestimmten Handelns und zugleich umfasst sie vielfältige Kontrollmöglichkeiten. Denn diese technisch vermittelte Form der Erreichbarkeit liegt zwischen Verfügbarkeit und Selbstkontrolle. Sie produziert auf persönlicher und staatlicher Ebene eine Art „Lokalisierungszwang“, aufbauend auf den technischen Möglichkeiten der (Mobil-) Telefonie. Dieser Kontrollcharakter steht im krassen Gegensatz zu dem Versprechen von Mobilität und Flexibilität, das die Werbebotschaften der Mobilfunkindustrie omnipräsent verkünden.

3. Forschungsdesign: Methoden und Datenerhebung

Ein Motiv für mein Forschungsvorhaben besteht in dem Wunsch, die eingangs skizzierten psychologischen und politisch-ökonomischen Theorien zur neoliberalen Individualisierung an einem konkreten Praxisbereich zu darzulegen. So ausdrucksvoll, überzeugend Foucaults Gedanken der Selbst-Regierung und der ideologischen Figur des 'Unternehmerischen Selbst' sind, so skeptisch-neugierig bin ich betreffs der Übertragung auf die Lebenswirklichkeit. So populär und weitverbreitet die an das Foucaultsche Begriffswerkzeug anschließenden Gouvernementalitätsstudien sind, besteht meiner Meinung nach ein Mangel in der Einseitigkeit der Forschungsgegenstände. Die Mehrzahl der Studien untersuchen programmatische Texte, zum Beispiel Beschäftigungs-, Schul-, Sozial-, Gesundheitsprogramme, Ratgeberliteratur (vgl. Anhorn 2007; Bröckling 2002; Duttweiler 2005; Pieper 2003), was einer selbsterfüllenden Prophezeiung gleichkommt, weil die AutorInnen – in unterschiedlichem Ausmaß – Teil des neoliberalen Meinungsbildungsprozesses sind. Aber wie schlägt sich neoliberales, ökonomiedominiertes Denken in den konkreten Alltagspraktiken arbeitender Menschen nieder? Was könnte ein geeigneter Anwendungsbereich zur Überprüfung dieser Frage sein? In der Ära der New Economy pflegte ich viele persönliche Kontakte zu wissensbasierten Dienstleistungsberufen aus der IT- und TK, Multimedia-, Werbe- und PR-Branche, und entwickelte so ein detailliertes Erfahrungswissen über die Denk- und Arbeitsweise dieses 'neuen' Typus von ArbeitnehmerIn bzw. UnternehmerIn. Diesen Shift im Arbeitsverständnis, wie ihn die Anrufungsfigur des 'Unternehmerischen Selbst' repräsentiert, trägt auf Ebene des Subjekts maßgeblich zur Etablierung neoliberaler Gesellschaftsvorstellungen bei. Durch meine Arbeit in einem Mobilfunkunternehmen begleitete mich eine frei schwebende Aufmerksamkeit gegenüber den gesellschaftspolitischen Auswirkungen dieser 'invasiven' Kommunikationstechnik. Die Frage nach ökonomiedominierten Alltagspraktiken des neoliberalen Subjekts anhand der beruflichen Handynutzung in ausgewählten Berufsgruppen zu untersuchen, erschien mir angesichts dieser besonders 'persönlichen' Technikbeziehung vielversprechend zu sein. Ab 2005 begann ich die Gespräche als Feldexploration ohne systematische Auswertung zu führen, fertigte erste Beobachtungs- und Gedächtnisprotokolle an (vgl. Anhang D, S. 356). Forschungsinspirierend in mehrfacher Weise war die Aussage einer 45-jährigen Immobilien-

maklerin: „Ohne Handy fühle ich mich ganz nackt".[34] Das Sprachbild des Mobiltelefons ‘als zweite Haut‘, die man wie eine Kleidung anzieht, führte zur medientheoretischen Beschäftigung und mit der Übernahme der McLuhan’schen Vorstellung von Medien als Organ-, Sinneserweiterung. Die körperliche Nähe zu diesem technischen Artefakt und welche subjektive Assoziationen, wie Konnotationen, das Handy bei seinen NutzerInnen hervorruft, fließt daher auch in Entwicklung des Fragebogens ein. Das Handy als Ich-Erweiterung zu denken, bezieht sich aber vorrangig auf die vielfältigen organisatorischen Funktionen des Handys. Hier, wie bereits im Vorwort, berücksichtige ich kurz den Prozess der Entwicklung der Fragestellung, um den Kriterien qualitativer Sozialforschung gerecht zu werden – Offenheit, Forschung als Kommunikation, Reflexivität von Gegenstand und Analyse, Explikation und Flexibilität (vgl. Lamnek 2005, S. 20ff.).

Gestaltgebend für diese Untersuchung ist der Abgleich zwischen Paradigmen neoliberaler Individuierung und individueller Handynutzung. Nach der Reflexion über das Subjekt im Fadenkreuz politischer, identitärer und ökonomischer Theorieanalysen geht es im empirischen Teil um die individuelle Handynutzung. Wie eignet sich die/der Einzelne das Gerät an? Welche Alltagspraktiken gibt es? Wie wird das eigene Nutzungsverhalten reflektiert? In einer Zusammenschau der in der Datenerhebung gewonnenen Erkenntnisse sollen diese in eine techniksoziologisch inspirierte Theorie der Handynutzung zurückfließen. In eine Theorie im ursprünglichen Wortsinn, nämlich als ‘theōreĩn’ – beobachten, betrachten, anschauen – als eine Distanz einnehmende Haltung, ein Verfremden des Alltäglichen. Meine Fragestellung erforderte Rückgriff auf mehrere Theorie-Schulen: politische Ökonomie (Post)Fordismus, Arbeitssoziologie (Arbeitskraftunternehmer), Philosophie (neoliberale Subjektivierung) und Psychologie (flexible Identität). Daraus habe ich neuen Grundannahmen über die Beziehung von Subjekt, Arbeit und Handynutzung zusammengestellt. Ziel dieser Hypothesen ist nicht primär sie zu falsifizieren bzw. verifizieren, sondern sie dienen als Rahmen zur kontinuierlichen Informationsreduktion, zum Reduzieren und Verdichten, um die zentralen Begriffe herauszufiltern, Kategorien der Handynutzung aufzustellen, die nützliche Anker für weitere

[34] Eine bedeutungsvolle Lesart der Nackt-Metapher bietet Günther Anders an, der zum Beispiel im Make up eine Form der Selbstverdinglichung sieht: „[…] d*enn als ‘nackt’ gilt heute nicht der unbekleidete Leib, sondern der unbearbeitete;* derjenige, der keine Dinge-Elemente, keine Verweisungen auf Verdinglichung, enthält“ (Anders 2002/1956, S. 31).

Forschungsprojekte sein könnten. Ich wähle diesen interdisziplinären Ansatz, da gerade ein so offensichtlich vertrauter Gegenstand wie das (Mobil-)Telefon die sozialwissenschaftliche Methodik besonders herausfordert, wenn es darum geht, neue Erkenntnisse zu gewinnen. Für Ronald Hitzler (2002, Absatz 25) erfordert sozialwissenschaftliches Verstehen "künstliche Dummheit und Langsamkeit"; sie sei nötig, um soziale Praktiken zu beschreiben, die auf ein Alltagsverstehen zurückgreifen, welches hochgradig routiniert und auf die Alltagspraxis ausgerichtet ist und ständig vielfältige Vorab-Gewissheiten produziert.

In vielen Forschungsvorhaben bleibt die Frage nach der persönlichen Werthaltung und Weltanschauung oft unausgesprochen. Eingangs habe ich bereits meine biografische Verankerung, meine persönliche Standortgebundenheit erwähnt. Zugleich geht es mir auch um die Offenlegung der eigenen paradigmatischen Verankerung, welche die Art der Fragestellung sowie deren Bearbeitung wesentlich beeinflusst. Grundlegend sehe ich mich dem interpretativen Paradigma verpflichtet und begreife eine multimethodische Herangehensweisen notwendig, um das Mobiltelefon sowohl als subjektbezogenes Artefakt wie als Forschungsgegenstand makroökonomischer Entwicklungen zu untersuchen. Geschult im kritisch-feministischen Denken bedeutet für mich wissenschaftliches Arbeiten desgleichen wissenschaftstheoretisches Reflektieren: was gilt als Status quo, was als marginal? Exemplarisch verdeutlich dies der Erfolg der Gender-Studies, wie ein vormals randständiges, mitunter als radikal und/oder unwissenschaftlich geltende Forschungsfeld in den Mainstream der Wissenschaft gerückt ist. Den Richtlinien feministischer Wissenschaftstheorie folgend – Objektivitätskritik, Standortgebundenheit, Machtkritik – sehe ich gerade bei dieser Arbeit die soziohistorische Gebundenheit von Wissen als wichtig (vgl. Ernst 1999, S. 258).

Epistemologische Fragestellungen sind in der Handyforschung bislang völlig ausgeblendet und auch historische Zugangsweisen auf das Medium eher selten (vgl. Weber 2008), die nötig wären um eine kritische Haltung gegenüber den medial-marketinggesteuerten mobilen Hype zu entwickeln. Das Mobiltelefon erscheint als „Signatur des medialen, sozialen Neuen des ‘Mobilen’ […] theoretisch oder historisch ist das, das konstatierte Neue wenig in den Blick genommen worden“ (Buschauer 2010, S. 19). Die enorme Publikationsintensivität ist bislang auf relativ

wenige Themen beschränkt, wie: Aneignung, Nutzung und Folgen des Mobiltelefons und die Handykultur Jugendlicher. Ein blinder Fleck in der deutschsprachigen Mobilfunkforschung bleibt die Beschäftigung des Mobiltelefons im Kontext der Berufswelt. Insofern hofft diese Arbeit wie ein bunter Farbklecks zu wirken, der vielfältige Forschungsfragen anstößt. Ein Grund für den relativ einseitigen Beschäftigungsfokus mag auch an der Zughörigkeit zu einem „Denkkollektiv“ liegen. Diesen Begriff entwickelte der Mediziner und Wissenschaftstheoretiker Ludwik Fleck[35], der drei Faktoren an jedem Erkenntnisprozess beteiligt sieht: das Individuum, das Kollektiv und die objektive Wirklichkeit (das Zu-Erkennende). Zur Erklärung wählt er ein anschauliches Beispiel: „Das Individuum ist dem einzelnen Fußballspieler vergleichbar, das Denkkollektiv der auf Zusammenarbeit eingedrillten Fußballmannschaft, das Erkennen dem Spielverlauf. Vermag und darf man diesen Verlauf nur vom Standpunkte einzelner Fußstöße aus untersuchen? Man verlöre allen Sinn des Spiels!" (Fleck 1980/1935, S. 62). Insofern erhebe ich den Anspruch, die eigene Zugehörigkeit zu einem Denkkollektiv zu erkennen, zu benennen und die damit einhergehenden Grenzen der Erkenntnis/Interpretation zu analysieren. Verpflichtet fühle ich mich den dekonstruierenden Machtanalysen Foucaults und der politisch-ökonomischen Neoliberalismuskritik, mit dem Einwand, dass subjektives Handeln nicht in herrschaftlich angeleiteten Fremd- und Selbstführungstechniken aufgeht. Ebenso faszinierend finde ich Latours Arbeiten, die eine Auflösung des abendländischen Denkens innerhalb der Subjekt-Objekt-Polarität fordern, zugleich erscheinen sie mir noch ein wenig spektakulär. So gerne man sich technische Entitäten als Akteure vorstellen möchte (vgl. Latour 2001), überzeugen mich diese postmodernen Sprachverwirrspielchen nicht. Dies widerspricht nicht meiner Wertschätzung der Sprache als Sinn- und Denkgebäude, eine Überzeugung, ohne die etwa eine Metaphernanalyse sinnlos wäre. Vielmehr legt die Sprache Spuren, die es offenzulegen gilt, freizumachen für das Assoziative. So vollmundig und übertrieben es auch klingen mag, sollen wissenschaftliche Erkenntnisse auf eine ermächtigende Praxis abzielen, ein hehrer Anspruch, dem ich selbst nur in Ansätzen gerecht werde.

[35] Wiederentdeckt wurde Fleck erst durch Thomas S. Kuhns, der ihn in seinem viel zitierten Buch „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ (1962) rezeptierte.

Mittels einer Methodentriangulation bearbeite ich das vielschichtige Thema Mobiltelefonie und Arbeitsverhältnisse. Die Untersuchung stützt sich auf ein mehrstufiges Erhebungsverfahren qualitativer Methoden, um so die Validität der Ergebnisse zu erhöhen. Um Zugang zu der Vielfalt und Dichte der unterschiedlichen Lesarten der Handy-Nutzung zu bekommen, wurde das zu explorierende Material aus Statistiken, Interviews, Zeitungsartikeln, Feldbeobachtungen und juristischen Texten ausgewählt. Mein Anspruch bei der Auswahl bestand darin, einen methodisch differenzierten Brückenschlag zwischen Makroebene (Statistiken, Sekundärliteratur) und mikroanalytischen Befunden (Primärtexte aus Datenerhebung, Feldbeobachtungen, Metaphernanalyse) herzustellen. Die einzelnen Bestandteile sind ungleich gewichtet, das heißt, der Umfang der einzelnen Erhebungsmethoden ist unterschiedlich groß.

Im Sinne einer guten Lesbarkeit werden die Erhebungsergebnisse nach inhaltlichen Blöcken gegliedert dargestellt und fließen direkt in den Text, separat gekennzeichnet, ein. Die erhobenen Daten der Interviewergebnisse werden inhaltlich in Kapitel 9 zusammengefasst, die Neuformulierung bzw. Falsifikation der Hypothesen erfolgt im Schlusskapitel. Jene Ergebnisse, die sich auf Umgangsformen im öffentlichen Raum beziehen, wurden direkt in Kapitel 5.2 eingebunden. Der empirische Teil besteht aus:

- Literaturanalyse
- Sekundärstatistische Auswertung von Studien zur Handynutzung
- Durchführung 18 problemzentrierter Tiefeninterviews
- Aktionsforschung im öffentlichen Raum
- Feldbeobachtungen

3.1 Literaturanalyse und Mobilfunkstudien

Untersucht wurden sozialwissenschaftliche Monografien zur Handynutzung sowie deutschsprachige Fachzeitschriften (Telepolis) zu Praktiken des Mobiltelefonierens. Bei der Literaturrecherche springt einem der starke Forschungsschwerpunkt auf dem Nutzungsverhalten Jugendlicher sofort ins Auge, was daran liegen kann, dass: 1) „Handy-Kids“ experimentierfreudige PioniernutzerInnen sind; 2) sie eine einflussreiche und kaufkräftige Zielgruppe darstellen; 3) sie als gefährdete Nutzergruppe eingestuft werden (vgl. Döring 2006, S. 2).

Um die Vielzahl der statistischen Erhebungen zur Mobiltelefonie zu gliedern, unterscheide ich zwischen inhaltlichen Kategorien. Diese Studien sind entweder zielgruppenspezifisch (z. B. Kinder, Jugendliche, Frauen), technikorientiert (z. B. SMS-Nutzung oder Gebrauch des mobilen Internets), problemorientiert (aus gesundheitlichen oder pädagogischen Gründen) oder dienen der unternehmensnahen Markt- und Meinungsforschung[36]. Nach einer schriftlichen Anfrage (mit beigelegtem Empfehlungsschreiben) bei allen österreichischen Mobilfunkanbietern stellte mir lediglich die Mobilkom Österreich (also der vormalige Staatsmonopolist) interne Studien zur Verfügung[37]. Insofern greife ich überwiegend auf Studien staatlicher bzw. internationaler Regulationsbehörden und Institutionen zurück, die fragestellungsabhängig in den einzelnen Kapiteln direkt zitiert werden. Quartalsweise durchgeführt werden sogenannte Handy-Penetrationsstudie, welche die 'Durchdringung' der Gesellschaft von Mobiltelefonen[38] messen. Diese Rate lag in Österreich im Jahr 2010 bei 145 Prozent (RTR Telekom Monitor 2011).

Die Mobiltelefonie als empirisches Studienfeld wird intensiv erforscht. Angeblich erscheinen jährlich bis zu 500 Studien zum Thema Mobiltelefonie (vgl. Akgar 2005, S. 84f.), ein Gutteil widmet sich der Frage nach möglichen Gesundheitsrisiken. Dieses öffentlichkeitswirksame Feld konkurrierender Studien führe ich lediglich der Vollständigkeit halber an. Obwohl es ein äußerst spannendes politikwissenschaftliches Forschungsfeld sein könnte, wie es Adam Burgess (2004) vorzeigt. Er zeigt die soziale Konstruiertheit der Diskurse um eine Strahlengefährdung, indem er darlegt, dass sie zu unterschiedlichen Zwecken, in verschiedenen Ländern unterschiedliche legitimiert und interpretiert werden. Dabei tritt auch die (EU-finanzierte) europäische Umweltagentur als wichtiger Akteur auf, die, auch auf Druck von KonsumentInnen-Organisationen, mehrere mobilfunkkritische Studien, durchführte. Burgess interpretiert die Sorge um die Gesundheit der EuropäerInnen als Form des Agenda-Settings politischer Anliegen, indem mit der Idee

[36] Ein internationales Beispiel dafür ist der jährliche *Mobile Life Report,* den das britische Handelsunternehmen, The Carphone Warehouse Group, in Kooperation mit der London School of Economics and Political Sciene herausgibt. Forschungsgegenstand sind alltägliche Handynutzungsweisen, die als vergleichende Studie in mehreren großen EU-Ländern durchgeführt werden.

[37] Die anderen Mobilfunkbetreiber antworteten mir, dass es ihnen aus Gründen des Mitbewerbs nicht möglich sei mir Studien zu Verfügung zu stellen, aber sie seien sehr an den Ergebnissen meiner Arbeit interessiert.

[38] Bei der Begriffswahl „Penetration" kommt man nicht umhin an Latours ANT-Theorie zu denken: eine postsoziale Gesellschaft als Netzwerk humaner und nicht-humaner Akteure, wo, dieses Beispiel weitergedacht, Menschen und Mobiltelefone ineinander eindringen.

staatsübergreifender Konsumentensicherheit eine Form europäischer Identitätspolitik betrieben werden könne (ebda, S. 13). Abschließend möchte ich, wie bereits in der Einleitung problematisiert, nochmals darauf hinweisen, dass man sich bei Mobilfunkstudien stets über die Entstehungshintergründe und die forschenden Personen bzw. AuftraggeberInnen Bescheid wissen sollte. Ein Großteil der Forschung ist Auftragsforschung, die selbstredend bestimmte Interesse verfolgt. Das sagt natürlich noch nichts über die Qualität der Forschung aus, aber doch über mögliche (Selbst) Beschränkungen der Fragestellung. Es ist schon aussagekräftig, wenn etwa der Soziologe Burgess in der Einleitung seines Buches schreibt: „The author received no funding from cellular phone companies, either directly or indirectly." (Burgess 2004, S. 21)

3.2 Arbeitshypothesen als Lenkrahmen der empirischen Datenerhebung

Dieses Kapitel umfasst die Hypothesen generierende Annahmen, welche die Basis für den Gesprächsleitfaden bildeten, beschreibt die Vorgangsweise bei der Erhebung der Stichprobenauswahl und geht auf Inhalte und Struktur des Interviewleitfadens ein. Die Aufgabe des Theoriekapitels besteht darin, die Lebensführung des arbeitenden Individuums der Gegenwart als ökonomisch Denkendes, Technik nutzendes, politisch geformtes Subjekt vorzustellen. Abgehandelt werden diese Fragen mit Schlagworten wie: neoliberale Subjektivierung, das unternehmerische Selbst, Leittechnologien im Fordismus/Postfordismus und sozio-technische Arbeitsorganisation. Diese Grundlage bildete die inhaltliche Basis für den Interviewleitfaden, der wiederum auf nachstehenden Hypothesen beruht:

1. Beruf und Beschäftigungsverhältnis beeinflussen den Umgang mit dem Mobiltelefon.
2. Das Mobiltelefon unterstützt und begünstigt Formen subjektivierter Arbeit, wie sie insbesondere informationelle, kreative Dienstleistungsberufe mit sich bringen.
3. Gerade für Eltern spielt das Mobiltelefon in der Organisation der Vereinbarkeit von Berufs- und Familienleben eine große Rolle.
4. Das Mobiltelefon ist eine Entgrenzungsmaschine zwischen öffentlich und privat, Arbeit und Freizeit.

5. Das Mobiltelefon erhöht persönliche Entscheidungsspielräume und bringt neue Formen der Kontrolle hervor.
6. Viele Menschen erleben das Handy quasi als ‘zweite Natur’.
7. Kommunikative und räumliche Mobilität bedingen und verstärken einander.
8. Je größer die individuellen Mobilitätsanforderungen sind, desto höher ist der Stellenwert des Mobiltelefons für den/die Einzelne(n); die Rede ist hier von ‘erzwungener’ Mobilität, sei es durch berufsbedingte Dienstreisen oder durch das Pendeln zur Arbeit o. ä.
9. Es gibt Strukturähnlichkeiten in der affektiven Besetzung der Handy- und Autonutzung.
10. Individuelle Einstellungen und Haltungen gegenüber der Technik allgemein (im Sinne von Technikaffinität oder -skepsis) spiegeln sich im Umgang mit dem Mobiltelefon wider.

3.2.1 Theoretical-Sampling: Auswahl der Interviewpersonen

Entsprechend der in den Theorie-Kapiteln gewonnenen Grundaussagen über Arbeit, Subjektivität und Techniknutzung erfolgt die Stichprobenauswahl nach theoriegeleiteten Kriterien. Mit der Entscheidung für eine tätigkeitsorientierte Datenerhebung wird ein neuartiger methodischer Zugang der sozialwissenschaftlichen Mobilfunkforschung gewählt. Gegen Ende der Nullerjahre bestand der Großteil der Mobilfunkstudien aus quantitativen, repräsentativen Studien, die, wie bereits erwähnt, meistens Auftragsforschungen im Dienst von Mobilfunkbetreibern oder Institutionen waren. Qualitative Studien kommen meist aus dem universitären Umfeld, gehen allerdings bei der Stichprobenauswahl oft nach klassischen Kohorten vor wie Alter oder Geschlecht. In dieser Arbeit legen subjektivierungstheoretische, arbeitssoziologische wie branchenspezifische Fragen die Stichprobenfestlegung fest. Diesen Ansatz theoriegeleiteten Stichprobenziehung formulierte die *Grounded Theory* (vgl. Glaser/Strauss 2005/1967, S. 53f.), hier erfolgt die Auswahl des selektiven Samples auf Basis theoretisch-legitimierter Dimensionen. Gemäß meines Forschungsvorhabens legen fünf Kategorien die Stichprobenbildung fest: Branche, Beruf, Beschäftigungsverhältnis (Vollzeit, Teilzeit, selbstständig), Geschlecht und Alter. Die Sample-Kategorien bauen sich aus folgenden Interaktionszusammenhängen zusammen:

- **Der Stellenwert des Handys und die Art der Handynutzung sind branchenspezifisch**

Die Branchenauswahl beruht auf alltagspraktischen Erwägungen sowie auf meinen berufsbedingten Kenntnissen der Handynutzung durch meine Arbeit für Telekomunternehmen. Der Branchenmix Handel, Gewerbe, Creative Industries und öffentlicher Dienst für die Auswahl der InterviewpartnerInnen ergab sich aus folgenden Überlegungen. Ausgehend von einer fallkontrastrierenden Vorgehensweise wählte ich arbeitstechnisch sehr unterschiedliche Branchen aus. Dazu gehören Produktionsbetriebe mit handwerklich-planender Ausrichtung (Gewerbe) sowie Dienstleistungsunternehmen mit kreativ-konzeptionell-organisatorischer Ausrichtung (Creative Industries). Charakteristisch für letztere Branche ist die Entgrenzung zwischen Arbeit und Freizeit und die Einbringung subjektiver Faktoren in die Arbeit. Wie schlagen sich branchenspezifische Charakteristika in der Art der Handy-Nutzung nieder? In Branchen wie etwa dem Baugewerbe müssen rasch Entscheidungen getroffen und Abläufe reorganisiert, umgestellt werden. Es gibt viele Interaktionsstellen und Abhängigkeiten zu anderen Arbeitenden sowie hohen Termindruck. Arbeitsgestaltend für das Berufsfeld Verkauf/Handel ist der persönliche KundenInnenkontakt. Verkaufspersonal das KundInnen direkt besucht, also HandelsvertreterInnen, wurde ebenfalls in dieser Kategorie aufgenommen, mit dem Bewusstsein die Unterschiede der Handynutzung herauszuarbeiten. Kontrastierend dazu steht der Verwaltungsbereich des öffentlichen Dienstes, der gekennzeichnet ist durch längere Vorlaufzeiten und genaues, sorgfältiges Arbeiten nach festen Vorgaben in klaren Organisationsstrukturen. Ob es sich um einen Traditionsberuf oder ein neues Berufsfeld handelt, ist eine weitere relevante Kategorie der Handynutzung, weshalb wissensbasierte Dienstleistungsberufe im Kontrast zu Handwerksberufen, einbezogen wurden. Bei der Kategorienauswahl handelt es sich um Cluster-Begriffe, die mehrere Berufsfelder umfassen. Die Branchenrelevanz soll nicht den Eindruck erwecken, trennscharfe Lesarten branchenspezifischer Handynutzung erheben zu können, dazu ist die Stichprobe viel zu klein. Ziel der Erhebung und Auswertung liegt in der Neubeurteilung und Revision der theoriegeleiteten Stichprobenziehung: Welche Zusammenhänge müssen falsifiziert werden und wie sollte dies in künftigen Fragestellungen berücksichtigt werden?

- **Beruf sowie Position in der betrieblichen Hierarchie beeinflussen die Art der Handy-Nutzung**

Analog zur Branche beeinflussen der Berufstypus und Positionierung innerhalb der unternehmerischen Rangordnung die Handynutzung. Sie wird also von tätigkeitsspezifischen und machttheoretischen Faktoren bestimmt. So erfordern Management-Aufgaben öfters rasche Entscheidungen, wohingegen ausführende Aufgaben mitunter hohe Konzentration und Genauigkeit verlangen. Wie wirkt sich Dauererreichbarkeit auf diese unterschiedlichen Arbeitsformen aus? Und wie korreliert Erreichbarkeit mit beruflichem Status? Kurz gefragt: Zwingt man mich zum Multitasking oder 'verführt' mich die Art der Arbeit dazu? Wie wirken sich konkurrierende Anforderungen auf die Art und Weise des Telefonierens aus? Abheben oder Umleiten? Besteht ein Zusammenhang zwischen dieser Entscheidung und der Art der Beziehung zum Anrufenden?

- **Zur Relevanz des Beschäftigungsverhältnisses**

Ob jemand angestellt beschäftigt oder selbstständig ist, ist von Belang für die Erreichbarkeit. Wer Entscheidungen über den weiteren Arbeitsablauf, also über Arbeitsmöglichkeiten Anderer treffen muss, steht unter einem hohen Erreichbarkeitsdruck. Dabei ist es strukturell einerlei, ob es sich dabei um externe DienstleisterInnen oder interne MitarbeiterInnen handelt. Welche Umgangspraktiken gibt es hinsichtlich der Erreichbarkeit von EntscheidungsträgerInnen? Wie werden Grenzziehungen gestaltet, ausverhandelt? Eine andere Form beschäftigungsrelevanter Erreichbarkeit besteht in der beruflich bedingten Mobilität. Der Sachverhalt, ob jemand beruflich bedingt viel unterwegs sein muss, fließt in die Branchen- und Berufsauswahl ein. Bei der Sample-Auswahl hinzugefügt wurde die Frage des Pendelns: Einige Befragte mussten täglich zur Arbeitsstelle länger anreisen, andere hatten einen zweiten Wohnsitz, zu dem sie nur am Wochenende anreisten.

- **Gender prägt das Nutzungsverhalten**

Dieses Forschungsprojekt beruht auf einem erweiterten Arbeitsbegriff. Dabei wird eine strikte Trennung zwischen Erwerbs- und Reproduktionsarbeit als unangemessen, wirklichkeitsfremd abgelehnt. Wie es das Arbeitsverständnis des Konzepts alltäglicher Lebensführung anbietet (vgl. Jurczyk 1993; Kudera 2000). Da die Mehrzahl der Betreuungsaufgaben nach wie vor von Frauen erledigt wird, er-

schließt die Kategorie ‘Geschlecht’ ein weiteres Analysesegment zum Verständnis der Handynutzung. Diesbezüglich richtet sich die Frage nach Formen geschlechtsspezifischer Handynutzung, nach dem Zusammenhang zwischen Telefonpraxen und Formen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in der Familie. Die Frage nach dem ‘Geschlecht des Telefons’ zielt darauf ab, das Mobiltelefon als Folie für Identitätspolitiken und Prozesse der Subjektivierung zu dechiffrieren. Auf welche empirische Realität trifft etwa Mettler-Meiboms Konzept (vgl. Kapitel 6.4.1) geschlechtsspezifischer Formen der Erreichbarkeit?

- **Alter als techniksoziologische Strukturkategorie**

Bereits alltagspraktische Erwägungen lassen zu im Alter eine essenzielle Kategorie der Handynutzung zu sehen, was Medienrezeptionsstudien bestätigen (z.B. Weber 2008, S. 72f.). Chronologisch entwickelte sich das Mobiltelefon vom „Spielzeug für Top-Manager“ (Booz-Allen 1995, S. 25), über ein hippes, jugendaffines Medium zum generationsübergreifenden Medium für alle Altersgruppen. Als letztes Marktsegment entdeckte die Mobilfunkindustrie ältere Menschen, die mittels gezielter Marketingstrategien und der Entwicklung eigener Seniorenhandys umworben wurden. Dabei zeichnen sogenannte Seniorenhandys[39] lediglich aus: einfache Bedienbarkeit, Funktionsreduktion, kontrastscharfe Displays, größere Tasten und Klingeltöne in hochfrequenten Tönen. Es überrascht nicht, wenn ältere Menschen neuen mobilen Diensten und Services reservierter gegenüberstehen (vgl. Reiter 2009, S. 76). Dagegen gehören Jugendliche zu den PionierInnen der Handynutzung und nehmen mit ihrem technologischen Know-how Einfluss auf die Kaufentscheidungen ihrer Eltern ein (vgl. Logemann/Feldhaus 2002, S. 210f.). Wie Handys genutzt werden sowie in der allgemeinen Einstellung gegenüber Mobiltelefonie sind Altersspezifika eindeutig erkennbar werden. Wie sich diese Altersspezifika ausgestalten, gerade hinsichtlich des Umgangs mit Erreichbarkeit und den Erwartungen an Höflichkeitsformen im mobilen Umgang, zählt zu den Ergebnissen der Interviewbefragung. Wiewohl typisch jugendliches Nutzungsverhalten durch die theoriegeleitete Stichprobenauswahl, die ein Mindestalter von 25 Jahren vorsieht, gar nicht erhoben wurde. Eine altersmäßige Grenzmarkierung sehe ich da-

[39] Es ist natürlich gesellschaftlich-politisch recht aufschlussreich, ein Gerät, das eingeschränktes Seh- oder Hörvermögen bzw. taktile Fähigkeiten berücksichtigt, Seniorenhandy zu nennen.

rin, ob man mit einem Handy ‘aufgewachsen’ ist oder sich diese Technik erst im Erwachsenenalter aneignete.

3.2.2 Durchführung der Interviews

Die Umsetzung erfolgt durch leitfadenbasierte Einzelinterviews, die mit einem Minidisc-Player aufgezeichnet wurden. Interviewt wurden 19 Personen inklusive der Testperson, deren Interview nur zur Fragebogen-Revsion herangezogen wurde. Für die Cluster ‘Handel‘ und ‘Gewerbe‘ wurden zehn Personen, sechs Männer und vier Frauen befragt, die Hälfte der Personen waren jünger als 30 Jahre. Für den Cluster ‘öffentlicher Dienst‘ und ‘Creative Industries‘ wurden fünf Frauen und drei Männer im Alter von 25 bis 45 Jahren befragt. Zugang zu den Personen fand ich über mein persönliches Friend-of-a-Friend-Netzwerk, das methodisch korrekt als „Schneeballverfahren“ bezeichnet wird (vgl. Lamnek 2005, S. 196). Dieses ist durch meine vielseitige Berufsbiografie (siehe Lebenslauf) in unterschiedlichen Tätigkeiten und Branchen recht heterogen. Die per E-Mail durchgeführte Anfrage traf auf gute Resonanz. Von allen Personen war ich lediglich mit zweien näher bekannt, mit einer davon führte ich das Testinterview durch. Die Interviews wurden im Zeitraum von Mai 2007 bis März 2008 mit berufstätigen Erwachsenen im Alter von mindestens 25 Jahren durchgeführt. Einen Überblick gibt die Tabelle auf der Folgeseite:

Abkürzung	Name	I Handel	II Creative Industries	III Gewerbe	IV staatsnahe Institution/ öffentlicher Dienst	Betreuungs-pflichten	Beschäftigungs-verhältnis	Alter
Interview Nr. 1-IV	Frau A.				Wissenschafterin, Psychotherapeutin	nein	angestellt + freiberuflich	43
Interview Nr. 2-I	Herr A.	PoS- und Multimedia-Assistent				nein	freier Dienstnehmer	28
Interview Nr. 3-III	Frau E.			Architektin, Bauleiterin		nein	freie Dienstnehmerin	32
Interview Nr. 4-III	Herr J.			Geschäftsführer Baugewerbe (3 Angestellte)		nein	selbstständig	42
Interview Nr. 5-II	Frau J.		Projektmanagerin			nein	angestellt: Vollzeit	27
Interview Nr. 6-I	Frau K.	Verkäuferin, Designerin				ja	angestellt + freiberuflich	39
Interview Nr. 7-II	Herr K.		Architekt/Grafiker			ja	selbstständig	37
Interview Nr. 8-I	Frau L.	Immobilien-Managerin				nein	angestellt: Vollzeit	35
Interview Nr. 9-IV	Frau M.				Soldatin	nein	angestellt: Vollzeit	25
Interview Nr. 10-IV	Herr M.				Leiter Finanz- und Rechnungswesen	ja	angestellt: Vollzeit	50
Interview Nr. 11-III	Herr N.			Industrietechniker		ja	angestellt: Vollzeit	28
Interview Nr. 12-I	Herr O.	Telekom-Salesmanager				ja	angestellt: Vollzeit	37
Interview Nr. 13-I	Frau P.	Verkäuferin				ja	angestellt: Vollzeit	33
Interview Nr. 14-II	Herr P.		Programmierer			nein	angestellt: Vollzeit	44
Interview Nr. 15-III	Herr Q.			Geschäftsführer Schlossereibetrieb (16 Angestellte)		ja	selbstständig	49
Interview Nr. 16-II (Test-Interview)	Frau R.		Werbefilm-Produktion (Controlling)			ja	angestellt: Teilzeit	41
Interview Nr. 17-III	Herr T.			Tischler		ja	selbstständig	45
Interview Nr. 18-II	Frau V.		Journalistin			ja	freiberuflich	39
Interview Nr. 19-IV	Frau W.				Kuratorin, Museums-mitarbeiterin	ja	angestellt: Vollzeit	46
Gesamt	**19**	**5**	**5**	**5**	**4**	**11 ja 8 nein**	**10 + 2 angestellt 7 + 2 selbstständig**[40]	**Ø 36**

Tabelle 1: Übersicht Interview-PartnerInnen

[40] In die Kategorie „selbstständig“ fallen: UnternehmerInnen, FreiberuflerInnen, freie DienstnehmerInnen (sowie zwei Mischformen).

3.2.3 Inhalte und Struktur des Fragebogens

Vor der Festlegung des Inhalts des Fragebogens führte ich im Dissertationsseminar eine schriftliche Kurzbefragung zu den geplanten Themenbereichen durch. Daraus entstand der Erstentwurf des Fragebogen-Leitfadens, der nach Überarbeitungen hinsichtlich der Auswertungsmöglichkeiten sowie einer geringfügigen Revision nach dem Testinterview als Interviewleitfaden diente. Der Leitfaden kombiniert recht offene, erzählungsgenerierende Fragen mit stark strukturierten Abfragen, vor allem in Bezug auf die Nutzung verschiedener technischer Features. Zur Erfassung möglichst unvoreingenommener, individueller Handhabungen und subjektiver Wahrnehmungen alltäglicher Handynutzung bieten sich narrative wie problemzentrierte[41], halbstandardisierte Interviews an. Dieser Interview-Typus sieht im Interview ein diskursiv-dialogisches Verfahren bei dem der/die Befragte ExpertIn seiner/ihrer Orientierungen und Handlungen. Zugleich steht er/sie auch in dialogischem Kontakt zur Interviewerin, wenngleich der Einfluss der Gesprächssituation auf die Interviewaussagen, also sozial-erwünschtes Antwortverhalten, bei dieser Fragestellung eher nachrangig ist. Gegenstandsorientiert erweitert wird der Leitfaden durch verständnisklärende Rückfragen bzw. Ad-hoc-Fragen, um die Inhalte entsprechend der persönlichen Interessen des Interviewpartners zu erweitern und zu ergänzen. Ziel des Interviews besteht in der Aushandlung subjektiver Sichtweisen und Praktiken der Interviewten und einfache, im klassischen Frage-Antwort-Schema aufgebaute Fragen, dienen mitunter dazu, die Gesprächssituation zu entlasten bzw. wieder in Schwung zu bringen.

Die Tiefeninterviews dauerten bis zu zwei Stunden. Ziel des Gesprächs war es, eine möglichst genaue, umfangreiche und selbstreflektierte Erzählung der eigenen Handynutzung zu erhalten. Wie wird mit dem Handy konkret umgegangen: Wann und warum wird es ein-, ab-, stummgeschaltet? Welche Anrufe werden abgewiesen, welche angenommen und wie sieht die Nutzung der Mobilbox aus? Die Befragten dazu einzuladen, umfassend wie ausschweifend zu erzählen, war bedeutsam, um Daten für jene Fragen erheben zu können, die sich nicht direkt abfragen lassen, wie zum Beispiel die Wechselwirkungen von Handynutzung und Arbeitstä-

[41] Die zwei Arten unterscheiden sich durch den unterschiedlichen Grad an Vorwissen des Interviewers, insofern problemorientierte Interviews bereits einen theoretischen Rahmen in das Gespräch einbringen (vgl. Lamnek 2005, S. 364f.).

tigkeit und ob sich prekäre Arbeitsbeziehungen gestaltgebend auf die Handynutzung auswirken.

Zu Gesprächsbeginn ging es vorrangig darum eine Interviewsituation aufzubauen, die dem Gegenüber Interesse und Respekt entgegenbrachte, um Vertrauen zu gewinnen. So alltagsnah das Thema ist, zeigten die befragten Personen zunächst eine gewisse Form neugieriger Distanz. Einerseits gab es ein Bedürfnis über das eigene Telefonverhalten zu sprechen, andererseits Unsicherheit und Reserviertheit sich als „ExpertIn" der Handynutzung zu verstehen. Insofern wählte ich leichte Einstiegsfragen: „Wie viele Handys besitzt du?", „Welche Handy-Funktionen nutzt du?[42]" und setzte dann erst mit erzählungsgenerierenden Fragen fort. Der Leitfaden diente als Gedächtnisstütze, Checkliste (ob alle Fragen beantwortet wurden), um persönliche, situative, non-verbale Ergänzungen vorzunehmen und um Schwer- und Wendepunkte des Gesprächsverlaufs zu notieren. Schwierigkeiten in der Interviewsituation ergaben sich aus meiner fortschreitenden Vertrautheit mit dem Forschungsgegenstand. So wurde ich mitunter dazu verleitet sprachliche Vorgaben zu machen und eigene Worte vorzugeben (zum Beispiel das Handy als 'elektronische Fessel'), die teilweise vom Gesprächsgegenüber aufgegriffen wurden. Mögliche inhaltliche Verzerrungen führe ich in der Auswertung explizit an. Die Fragen des Leitfadens setzen sich aus vier Themenblöcken zusammen, die hier kurz vorgestellt werden.

- **Alltägliche Nutzung**

Der erste Fragenkomplex begann mit einer Erzählungseinladung. Die/der Interviewte soll einen normalen Tagesverlauf schildern und bestimmen, welche Rolle dabei das Mobiltelefon übernimmt. Hierbei stand die Alltagsverankerung der Handynutzung im Vordergrund. Zugleich gibt die Frage Auskunft über die Technikaffinität des Befragten aus, je nachdem wie viele Handy-Funktionen aufgezählt wurden. Im Anschluss wurden bestimmte Standard-Funktionen (von Vibracall bis zur Kamera) noch extra abgefragt, falls sie bisher nicht erwähnt wurden. Dieser Fragenblock erkundet subjektive Einstellungen zur Mobiltelefonie und biografische Aspekte der persönlichen Techniknutzung. „Aus welchen Gründen hast du dich für

[42] Bis auf eine Ausnahme, boten mir alle GesprächspartnerInnen aktiv das „Du"-Wort an, was wahrscheinlich an meiner Empfehlung durch gemeinsame Bekannte lag.

dein Handy entschieden?“, wird als Frage für kommende Forschungsgenerationen[43] nicht mehr relevant sein, zu diesem Forschungszeitpunkt ist sie noch informativ. Die Frage wurde zum Anlass genommen über vielfältige persönliche und/oder berufliche Erfahrungen und Erlebnisse zu sprechen. Des Weiteren beschäftigt sich dieser Fragenblock mit subjektiven Strategien im Umgang mit permanenter Erreichbarkeit. Die Beantwortung der Frage „In welchen Situationen stört es dich, wenn andere Menschen mit dem Handy telefonieren?“ gibt Auskunft über das Selbst- und Fremdbild des Einzelnen in Bezug auf die Mobiltelefonie. Die Fragen erheben distinktive Praktiken, wie das Handy zum persönlichen Medium gemacht wird, sei es durch die Wahl des Gerätetyps, Klingeltons oder Gestaltung des Displays.

- **Das Mobiltelefon als Instrument der individuellen Work-Life-Balance**

Dieser Fragenkomplex dreht sich um die berufliche und private Nutzung des Handys und die individuell erlebten Potenziale und Probleme in Bezug auf die Schnittstellen zwischen privat/öffentlich, beruflich/privat. Dieser Abschnitt bearbeitet die individuellen Medienpräferenzen des Befragten: Wann und warum wird in welchen Situationen auf welches Medium (E-Mail, Telefon, Handy) zurückgegriffen? Die nächste Frage betrifft die berufliche Situation. Es fragt danach, welchen Beruf man ausübt, ob und wozu man das Handy benötigt, oder eben nicht. Dann sollten private Lebenssituationen im Kontext der Handynutzung genau beschrieben werden, zum Beispiel welche Aufgaben das Mobiltelefon im „Familienmanagement“ erfüllt und welche Rolle es in der Beziehungsgestaltung übernimmt. Die Differenziertheit und Komplexität der Handynutzung (indem etwa Organizer-Funktionen beansprucht werden) soll Aufschluss geben, inwiefern dies Rückschlüsse auf ein aktiv gestaltetes Selbstmanagement erlaubt. Welche technischen Features werden eher privat oder beruflich genutzt? Sind das Versenden von SMS, MMS, die Nutzung der Handykamera oder mobiles E-Mail-Lesen schon selbstverständlich geworden? Zuletzt wird gefragt, ob die Befragten das Handy als Instrument des persönlichen Stimmungsmanagements nutzen, wodurch ein Brückenschlag zwischen

[43] Der Unterschied der Antworten ist bereits zwischen 2000 und 2008 markant. In Burkarts Studie (vgl. 2002) ist der Kanon der Antworten stark legitimierend, eher defensiv, weshalb man sich ein Handy angeschafft habe. Bei dieser Befragung hingegen ist das Echo der Antworten sehr persönlich und mitunter verklärend, melancholisch, emotional aufgeladen, als spräche man über den ersten Schultag.

Datenerhebung und Theoriebildung zur neoliberalen Subjektivierung hergestellt wird.

- **Persönliche Einstellungen zur Mobiltelefonie allgemein**

Dieser Themenblock deckt techniksoziologische sowie technikkritische Fragen ab. Über erzählungsgenerierende Fragen werden persönliche Einstellungen, Haltungen und Emotionen gegenüber dem Artefakt Mobiltelefon nachgespürt. Dabei folgte ich der Annahme, dass die Handy-NutzerInnen, gegenüber dieser körperlich nahen Kommunikationstechnologie, konkrete Körperpraktiken der Handhabung und körperliche Routinen entwickeln. Über den Körper als Schnittstelle zwischen Technik und Subjekt steht die Frage nach der Einschätzung des gesundheitlichen Risikos durch Handy-Strahlung, als Auskunft über die individuelle „Sorge um sich“ (vgl. Foucault in Rux/Martin et al. 1993). Wie mit dem Kontroll-, Überwachungspotenzial, den Lokalisierungs- wie Abhörmöglichkeiten des Mobiltelefons umgegangen wird, ist eine weitere Frage, um persönliche Technik-Einstellungen zu reflektieren. Welche Kriterien gibt es im Umgang mit diesem überwachungstechnischen Risiko und wie werden diese unterschiedlich gehandhabt?

- **Erhebung soziodemografischer Daten**

Zusätzlich zu den oben angeführten Themenblöcken enthält der Leitfaden der Interviews noch einen soziodemografischen Frageblock bestehend aus Alter, Geschlecht, Familienstatus, Beruf und Beschäftigungsverhältnis. Auswahl und Ausrichtung des qualitativen Forschungsdesign orientiert sich an dem Gütekriterium der Angemessenheit: „Wissenschaftliche Begriffe, Theorien und Methoden sind dann als angemessen zu bezeichnen, wenn sie dem Erkenntnisziel des Forschers und den empirischen Gegebenheit gerecht werden" (Lamnek 2005, S. 145). Ein Beitrag dazu besteht in der Methodentriangulation, weshalb im nächsten Abschnitt auf weitere Erhebungsformen, wie Beobachtungen und Partizipationsforschung eingegangen wird.

3.3 Teilnehmende Beobachtung: Forschungsmemos und Gedächtnisprotokolle

Auf den ersten Blick lädt ein Forschungsgegenstand wie die Mobiltelefonie zur Feldforschung regelrecht ein. Zieht man aber eine konkrete Festlegung der Forschungsfrage heran, wird der Umfang der Schwierigkeiten schnell klar: was kann mit dieser Methode sinnvoll erhoben werden? Wie wird das Feld definiert? Die Schwierigkeiten der Anwendbarkeit und der Kontrolle der Erhebungssituation mögen ein Grund sein, weshalb die Methode bisher kaum angewandt wurde. Ebenso die Idee das Handy selbst als Quelle der Datengenerierung einzusetzen. Dabei ist das Mobiltelefon dazu prädestiniert als Erhebungsinstrument[44] eingesetzt zu werden, etwa für Fragestellungen des öffentlichen Raums. In der Kunst[45] gibt es bereits Beispiele für den visuellen wie akustischen Einsatz der Dokumentations- und Aufnahmemöglichkeiten des Mobiltelefons. Wissenschaftlich untersucht wurden etwa die Gebrauchsweisen mobiler Bildbotschaften in Tokyo (vgl. Okabe/Mizuko 2006).

In der Anfangsphase meiner Dissertation, so um 2005, gab es noch relativ wenig sozialwissenschaftliche Arbeiten zum Thema Mobiltelefonie, weshalb ich begann Notizen über signifikante Alltagssituation anzufertigen. Zwölf Beobachtungsmemos sind folgenden Kategorien zugeordnet:

- Das Handy im öffentlichen Raum: Konflikt und Begegnung
- Handynutzung – Arbeit – öffentlicher Raum: Perspektiven der Arbeitenden und des Publikums
- Handynutzung im Büro

Die in dieser Arbeit eingebundenen teilnehmenden Beobachtungen gehen nicht aus systematischer Feldarbeit hervor, sondern stammen aus der explorativen Forschungsphase und dienen der empirischen Anreicherung theoretischer Betrachtungen und konzentrieren sich auf das Verhältnis Arbeit und Handynutzung. „Der

[44] Die Meinungsforschung beschäftigt intensiv das Problem, dass immer mehr Menschen keinen Festnetzanschluss besitzen. Telefonbefragungen via Handy bringen neue Herausforderungen hervor, etwa wie die Telefonbereitschaft erhöht werden kann und wie mit gesetzlichen Restriktionen und befragungstechnischen Schwierigkeiten umgegangen wird (vgl. Häder 2009).

[45] Vgl. dazu das Kunstprojekte des KünstlerInnen-Kollektivs *Critical Art Ensemble*, die mit Projekten wie ‘Flesh Maschine’ Politiken des Datenkörpers kritisch aufgreifen.

harte Kern von allgemeinen soziologischen Theorien fungiert dabei als ‘Achse‘ der Kategorienbildung bzw. als ‘theoretisches Skelett‘, zu dem das ‘Fleisch‘ empirisch gehaltvoller Beobachtungen […] hinzugefügt wird“ (Lamnek 2005, S. 235–236).

Im Herausarbeiten neuer Aspekte und Verknüpfungen der Handynutzung besteht die Hauptfunktion dieser Forschungsbeobachtungen, auf die ich an den relevanten Stellen der Arbeit hinweise. Weiters fertigte ich Gedächtnisprotokolle von Erfahrungen/Beobachtungen meines Berufsalltages an. Entsprechend der Cognitive Response-Forschung (Busch/Fuchs/Unger 2008, S. 479) notierte ich zunächst alle spontanen, unstrukturierten gedankliche Reaktionen, die mir zum Thema der Handynutzung einfielen. Dann strukturierte ich sie entlang der in der Datenerhebung definierten Kategorien. Die dadurch gewonnen Daten ergänzen das Forschungsdesign und betonen den reflexiven Prozess der Entwicklung der Fragestellung.

3.4 Aktionsforschung im öffentlichen Raum

Die nächste Methode geht aus der Reflexion des Forschungsprozesses und dem flexiblen, kreativen Umgang mit meiner eigenen entgrenzten Arbeits- und Forschungssituation hervor. 2004/05 besuchte ich den Grundlehrgang ‘Theater nach Augusto Boal’ (TdU)[46], um diese Theatertechniken der Partizipationsförderung und Konfliktbewältigung als Methode der Aktionsforschung kennenzulernen. Als ich den Lehrgang besuchte, arbeitete ich gerade an einem Forschungsexposé zum Thema Mobiltelefonie und öffentlicher Raum mit der Fragestellung: Wie wirkt sich das Handy auf Wahrnehmung und Interaktionsmöglichkeiten in urbanen, öffentlichen Räume aus? Die Praxisübungen des Lehrgangs bot eine gute Gelegenheit diese Zusammenhänge zu erproben. In einer Gruppe von sechs Personen planten wir eine Aktion zur Handynutzung im öffentlichen Raum als unsichtbares Theater[47]. Ziel der Intervention war es individuelle Toleranz- bzw. Schmerzgren-

[46] Der brasilianische Theaterpädagoge Augusto Boal entwickelte das sog. „Theater der Unterdrückten“ (TdU) als Methode um die alltägliche Handlungsbereitschaft zu stärken und das Bewusstsein für die Vielfalt an Handlungs- und Lösungsmöglichkeiten zu fördern. 1971, während der Militärdiktatur inhaftiert und anschließend ins Exil gezwungen, konzipierte er alltagsnahe Formen des Theaters, welche das Engagement der Bevölkerung fördern und zur Veränderung gesellschaftlicher Probleme beitragen sollte.

[47] Bei unsichtbarem Theater geht um Interventionen mit der Absicht, Widersprüche, Ungerechtigkeiten oder Machtbeziehungen aufzuzeigen. Im Anschluss kann die Aktion geoutet, zur öffentlichen Diskussion gestellt werden, indem zum Beispiel Kärtchen gezeigt werden. Diese Methode wird

zen der BesucherInnen eines Kaffeehauses auszureizen: Wie stark musste die Handynutzung in das persönliche Territorium Einzelner eingreifen, bis es zu einzelnen bzw. kollektiven Reaktionen, Widerstand führt? Welche Interventionsweise und Verhaltensmuster laufen dabei ab? Wie laut oder intim, muss jemand mit dem Handy in der Öffentlichkeit telefonierten, bis das Umfeld reagiert? Der öffentlich-gesellig Raum ermöglicht Begegnungssituationen, kennt aber ebenso Rituale des Rückzug, an einem Ort den freiwillig aufsucht, will man eigentlich nicht ausweichen. Also ab wann entsteht für den/die Einzelne/n Handlungsbedarf? Wer wird wie eingreifen? Kommt es zu Handgreiflichkeiten? Welche Argumentation verfolgt der 'Störenfried'?

Die nachfolgende Beschreibung der Aktion im öffentlichen Raum entspricht den Kriterien der aktiven, teilnehmenden, verdeckten Feldbeobachtung (vgl. Lamnek 2005, S. 565). Diese Aktionsform ist als Feldversuch zu verstehen, der zur wissenschaftlichen Nachahmung bzw. Verbesserung motivieren soll. In Kombination mit einem spezifisch konzipierten empirischen Setting ist es eine bereichernde, ergänzende qualitative Beobachtungsmethode, die wertvolle, eigenständige Ergebenisse bereitstellt. Als Ort für die Aktion einigte man sich auf das Café Ritter, ein Traditionskaffeehaus in der Nähe einer bekannten Wiener Einkaufsstraße. An einem noch recht kühlen Märzsamstag um 14:00 betraten wir als Einzelpersonen bzw. Zweiergruppen hintereinander das Lokal. Das Café als Ort freundschaftlicher Treffen, oder der ruhigen Zeitungslektüre, selbstverständlich ohne Musik und mit distinguiertem, selbstbewusstem Servierpersonal (überwiegend Kellner). Die Annahme war, dass an diesem Ort Telefonieren rascher als störend, als Verletzung der Umgangsformen wahrgenommen werden würde, als in einem Lokal mit Fernseher und Musik. Zur Rollenaufteilung im unsichtbaren Theater gehören, neben den AkteurInnen, BeobachterInnen und – abhängig von der Themenbrisanz – ein Trouble-Shooter, der/die je nach Bedarf eingreift, um eine Eskalation zu vermeiden. Eine Frau, Anfang 30 mit übertrieben betontem oberösterreichischem Dialekt,

benutzt, um kritische, konfliktträchtige Situation im öffentlichen Raum zu thematisieren. (z. B. Gewalt zwischen Jugendlichen, Konfliktsituationen im Wohnbau, Diskriminierung von Kopftuchträgerinnen). Kritisiert wird an dieser Methode, dadurch die Opfer erneut vorzuführen, statt zum Empowerment beizutragen. Dies passiert allerdings nur wenn die Szene nicht aufgelöst, nachbearbeitet wird; sei es durch eine Diskussion oder im Stil des Forumtheaters, bei dem eine 'Joker-Figur' die Aufgabe übernimmt, ein positives Lösungsangebot aufzuzeigen. Ziel des unsichtbaren Theaters ist es Zuschauer, die nicht wissen, dass sie welche sind, zu Handelnden zu machen, weil das Spiel der Schauspieler als solches nicht wahrgenommen wird, sondern als Realität (vgl. Thorau 1993).

übernahm die Rolle der Laut-, später Brüll-Telefoniererin. Nachdem alle AkteurInnen Platz genommen hatten, begann die Frau, zunächst an ihrem Tisch, laut über alltägliche Dinge, wie Arztbesuche, Tratsch zu sprechen – gelassen, ruhig mit der Überzeugung nichts unrechtes zu tun. Um ihr Territorium auszudehnen stand sie auf und ging, eher marschierte, zwischen den Tischreihen hin zu her. Man wusste nicht ob die Telefonierende jemand vom Land ist, die ggf. nicht über die Umgangsformen Bescheid wüsste, oder eben einfach jemand dem es völlig egal ist. Ich, Mittdreißigerin, übernahm die Rolle des wortkargen Bobo-Stammgastes, der seit Jahren wöchentlich, zur selben Zeit, als festes Ritual das Café besucht[48]. Für diese Handyintervention planten wir kein Outing der Theateraktion, da uns die Reaktionen und Gespräche der BesucherInnen im Anschluss an die Aktion auskunftsreicher erschienen als ein Aufdecken der Aktion. In der Gruppenreflexion, gemeinsam mit der Leiterin, waren alle verwundert über die, nach unserem Empfinden sehr lange Dauer (beobachtet wurden acht min) bis jemand handelt, eingreift. Zunächst versuchten BesucherInnen-Pärchen, die in der Nähe saßen, durch Wegdrehen, das Problem auf unmittelbare Weise zu lösen. In der zweiten Halbzeit ging die Telefoniererin nahezu zum Schreien über, da wechselte eine Person den Sitzplatz, vertraute also auch auf eine individuelle Problemlösung. Es ist der Kellner, der von mir als Stammgast – ermuntert oder eher beauftragt wurde, der Brülltelefoniererin Einhalt zu gebieten. Dieser ‘kümmert’ sich auf eine Art, wie sie mir von vielen erfahrenen Wiener Kaffeehauskellner im Umgang mit Reklamation her vertraut ist: widerwillig, freundlich, ignorant. Die Telefonierende lässt den Kellner einige Minuten neben sich stehen, unterbricht dann kurz das Gespräch, entschuldigt sich mit der Ausrede „ohnehin gleich fertig zu sein“ und telefoniert weiter. Dann reißt das Telefonat kurz ab, doch eine Kollegin ruft sie erneut an, woraufhin die Schauspiel-Telefonierende noch lauter spricht und zusätzlich im Kaffeehaus auf- und abgeht, was einer zusätzliche Eskalationsstufe gleichkommt. Den Mut der Kollegin bewundere ich bis heute, diese unliebsame, peinliche Rolle mit dieser Verve und Hartnäckigkeit zu spielen. Nach dem zögerlichen Eingriff des Obers konfrontiert der Stammgast nahezu aggressiv die Telefonierende, die weicht aber immer wieder aus, dreht sich um, ignoriert sie und ist mittlerweile so laut, dass sich selbst Besuchern von der anderen Seite des Kaffeehauses umdrehen. Es

[48] Persönlich bin ich zwar nicht der oben beschriebene Stammgast, da ich aber schon seit sehr vielen Jahren das Kaffeehaus besuche, bin ich relativ sicher, dass der Kellner zumindest mein Gesicht kannte, was unter Umstände auch seine Reaktion beeinflusste.

brauchte nochmals so lange, bis die Konfliktsituation gelöst ist, bis die Laut-Telefoniererin, unter Unverständnis-Ausrufen zahlt und geht. Im Anschluss spricht der Kellner noch zu den umhersitzenden Gästen, bezeichnet die Telefonierende als „Deppate“ und meint hilflos, grantig, belustigt: „Was soll man gegen Deppate nur machen?“ Die umhersitzenden Gäste tuscheln erleichtert, aufgeregt, halblautes Lachen. Der Stammgast liest noch 20 Minuten mit hochrotem Kopf weiter und geht dann. Am interpretationsoffensten in dieser Gesprächssituation sehe ich das äußerst zögerliche Vorgehen aller Beteiligten gegenüber der telefonierenden Normverletzerin: Mag es daran gelegen haben, dass sie – abgesehen von dem Lärmpegel, einen naiv, harmlosen Eindruck machte? Oder war man toleranter, weil sie ggf. vom Land kam und vielleicht über urbane Umgangsformen nicht Bescheid wusste? Oder liegt es an dem unsichtbaren Intimitätszirkel, den das Handy um die Person zieht, es zur „kommunikativen Insel“ (Joachim Höflich) macht? Auffallend an den Reaktionen ist, dass neben der Lautstärke, die Umstehenden vor allem die Gesprächsinhalte als störend empfanden und dementsprechend abschätzig beurteilten, wie die BeobachterInnen feststellten und kommentierten. Grosso modo bestätigt sich die Angemessenheit der Methode für den Forschungsgegenstand, allerdings hätte es zuvor eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit der inhaltlichen Interaktionsgestaltung geben müssen. Einige Erkenntnisse der Intervention sind in Konzeption und Umsetzung des Kapitel *Entgrenzungsmaschine Handy und intimes Gerät* eingeflossen.

3.5 Interview-Auswertung

Die Textanfertigung erfolgte auf Basis vollständig transkribierter Tonbandaufnahmen mit der Anforderung Pausen, Emotionen, u.ä. explizit festzuhalten. Nach erstmaligem Lesen wurden die Texte nach thematischen, inhaltstragenden Kriterien gekürzt und die auszuwertenden Primärtexte nach Absätzen nummeriert. Gekürzt wurden Antworten auf Fragen, die sich – entgegen meiner Annahme bei der Fragebogenentwicklung[49] – als nicht forschungsrelevant erwiesen (zum Beispiel die Höhe der Handygebühren). Ebenso gekürzt wurden sehr detaillierte Beschreibungen anderer Arten der Mediennutzung. Ebenso gestrichen wurden Füllwörter, sprachliche Ausschmückungen ohne inhaltliche Bezugnahme, umgangssprachli-

[49] Die Annahme war, dass zwischen der Bereitschaft viel Geld für Handygebühren auszugeben und der persönlichen Bindung ein Zusammenhang besteht, was sich im Zuge der Befragung nicht bestätigte.

che Ausdrücke sowie Wörter, um im Redefluss zu bleiben (ah, irgendwie, halt). Füllworte und Dialektausdrücke, soweit nicht von erkennbarem Analysewert, wurden zugunsten einer lesefreundlichen Schriftsprache umgeschrieben. Die soziodemografischen Daten werden zusammengefasst dargestellt. Mittels Textreduktionsverfahren (vgl. Froschauer/Lueger 2003, S. 159) werden die Interviewpassagen reduziert auf: die berufliche Handynutzung, das Handy als persönliches Instrument der Work-Life-Balance und auf individuelle, Identitätsstiftende Aspekte der Handynutzung[50].

3.6 Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring

Im zweiten Lesedurchgang erfolgt die Paraphrasierung mit dem Ziel einer strukturierenden Zusammenfassung (Mayring 2008, S. 60). Handschriftlich erfolgte zunächst die Kategorienbildung auf erstem Abstraktionsniveau und es wird überprüft, ob das Kategoriensystem den Interview-Aussagen entspricht, oder ob etwas fehlt und dementsprechend neue Kategorien hinzugefügt werden müssen. Zugleich werden bedeutungsgleiche Paraphrasen gestrichen und es erfolgt die Zuordnung auf die bereits festgelegten Kategorien, wie zum Beispiel Selbst- und Anrufmanagement, Work-Life-Balance, Mobilität und Handynutzung sowie Personalisierungsstrategien im Umgang mit dem Handy. Das Kategoriensystem spiegelt sich in der Kapitelgliederung des Empirieteils wider im Sinne der Forderung „Kategorien ins Zentrum der Analyse“ zu stellen (vgl. Mayring 2008, S. 43).

Interviewpassagen, die noch keine Zuordnung erlauben, werden nochmals hinsichtlich ihrer theoretisch bedingten Verwertbarkeit überprüft und dann entweder eigens gekennzeichnet oder gestrichen. Nun erfolgt die zweite Reduktion, welche die Basis für die qualitative Inhaltsanalyse ausmacht und eine erneute Rücküberprüfung des Kategoriensystems gegebenenfalls notwendig machen. Der Auswertungsprozess verläuft entlang zweier, sich abwechselnder Stränge: Textverdichtung der einzelnen Interviewdokumente sowie handschriftliche Kategorienarbeit mit Festlegung der einzelnen Dimensionen. Theoriegeleitet markierte ich den Text mit Stichworten aus dem Leitfaden und notierte weiterführende Begrifflichkeiten, die neue thematische Aspekte aus den Darstellungen der InterviewpartnerInnen

[50] Diese schwierig zu erhebende Frage ist verortet in den persönlichen, stark narrativen Interviewpassagen, wenn etwa die Befragten über ‘ihre Beziehung‘ zu ihrem Handy oder über ihr ‘erstes Handy‘ sprechen.

kennzeichnen (induktiv). Im Vordergrund der individuellen Handnutzungspraktiken steht die kontextuelle Interpretation der Aussagen hinsichtlich der Zugehörigkeit zur theoriegeleiteten Stichprobenziehung. Stehen die Aussagen in einem Argumentationszusammenhang mit dem Beruf, der Branche, dem Beschäftigungsverhältnis oder der Betreuungssituation, welche der /die Befragte nachkommt? Was markiert die Schnittstellen zwischen den einzelnen Kategorien? Wie sind dies Aussagen entlang der Achse Geschlecht und Alter zu bewerten? Woran lassen sich kategorienspezifische und woran subjektive, individuelle Faktoren ablesen? Die Art der subjektiven Technikbeziehung zu analysieren, stellt eine weitere Herausforderung der Inhaltsanalyse dar. Dabei wird versucht zwischen latenten und manifesten Aussagen (vgl. Lamnek 2005, S. 484) zu unterscheiden und diese in den (berufs)biografischen Hintergrund der Befragten rückzubinden. Im Zuge der Interviewerhebung verwendeten einige Befragte markante Sprachbilder, Metaphern im Kontext der Handynutzung. Auffällig dabei war der wiederkehrende Gebrauch von verschiedenen InterviewpartnerInnen, häufig waren es räumliche Metaphern und Körpermetaphern. Um dieser Auffälligkeit methodisch zu bearbeiten, greife ich auf das Metaphern-Konzept von Lakoff/Johnson (2003/1980) zurück.

3.7 Metaphern-Analyse nach Lakoff/Johnson

Ausgehend von der kognitiven Linguistik entwickelte das Forscherteam Lakoff/Johnson (2003/1980) die systematische Metaphernanalyse. Ich halte sie für eine stimmige wie vielversprechende Methode zur weiterführenden Exploration des Interviewmaterials. Indem subjektive, sprachliche Äußerungen ausgewertet werden, erfolgt eine Ein- und Rückbindung an den Theorieteil. Diese Methode sieht in der Metapher mehr als ein kreatives Sprachbild, sondern Metaphern legen subjektive Denkstrukturen, und -modelle frei[51]. Im sprachlichen Verständnis stellen Metaphern einen Container'[52] an Bedeutungen dar (Lakoff/Johnson 2003/1980, S. 11). Grundsätzlich folgt man dabei der Annahme, dass eine Metapher auftaucht, wo es (noch) keinen passenden Begriff gibt. Metaphern sind der semantische

[51] Ungewollt verwende ich bereits eine Metapher, schreibe ich vom *freilegen* von Denkstrukturen. Lakoff/Johnson finden dafür das metaphorische Konzept: Theorien/Argumente sind Gebäude: „Is that the *foundation* of your theory? …The theory *stands* or *falls* on the *strength* of that argument…So far we have put together only the *framework* of the theory" (vgl. 2003/1980, S. 46).

[52] Das Autorenteam definiert eine eigene 'Container-Metapher', die eine ontologische Metapher ist, weil es das grundlegende menschliche Territorialitäts-Verständnis von 'Innen und Außen' auf Länder, Sehweisen, Zustände überträgt: „Da gibt es ein Menge Land *in* Kansas. Das Schiff kommt *in Sicht.* Er *fällt* in eine Depression (a.a.O. S. 29–32).

Ausdruck kondensierter, emotionaler, kognitiver und sensorischer Erfahrungen, sie geben Einblick wie Neues, Abstraktes wahrgenommen, und in Denkmuster vertrauten Bereichs übernommen wird. Zugleich erschließt die Metapher den individuellen Erfahrungshorizont einer Person. „Das forschende Verstehen der Sprachbilder einer Person ist durch den Horizont eines historischen Subjekts vermittelt; seine sozialen Prägungen, biografischen Erfahrungen und der Umfang seiner Wissensaneignung ermöglichen und limitieren dieses Verstehen" (Schmitt 2003, S. 2). Metaphern sind in diesem Sinne weder rein subjektive, zufällige sprachliche Äußerungen, noch sind sie Ausdruck kollektiver, metaphorischer Konzepte, sondern es erfordert eine kontextabhängig Identifikation und Rekonstruktion von Metaphern. Anleitung für diesen schwierigen Prozess nehme ich bei Rudolf Schmitt (2003), der das schrittweise Eruieren und Auswerten von Metaphern genau beschreibt. Am Beginn steht die Themenfestlegung, in diesem Fall ist es naheliegender Weise das Mobiltelefonieren. Um das Identifizieren von Metaphern zu erleichtern, werden allgemeine, möglichst heterogene Texte nach Hintergrundmetaphern zu dem Thema zusammengestellt. Für die Zusammenstellung habe ich auf Zeitungsartikel, Werbeinserate, in der Blogosphäre nach Metaphern zum Thema (Mobil-)Telefonieren zurückgegriffen, anbei einige unvollständige Beispielliste.

Wer (mobil-)telefoniert…	*Ein Handy ist…*
…steht im Kontakt	…eine Schmusedecke
…ist erreichbar, verfügbar	…eine elektronische Fußfessel
…hängt an der Leine/Strippe	…ein sprechender Knochen
…hat für jemanden ein Ohr	
…hängt an der Nabelschnur	

Das Auffinden von Metaphern setzt zunächst eine Sensibilisierung voraus. Da die Metaphern-Definition nach Lakoff/Johnson weit über den alltäglichen Sprachgebrauch hinausgeht und zeigt, dass die Alltagssprache voller Metaphern ist, die also solche oft gar nicht mehr wahrgenommen werden. Zum Beispiel spricht man davon *gut drauf, oben auf* oder *am Boden* zu sein, allesamt Gefühlszustände die mit Begriffen räumlicher Orientierung umschrieben werden. Diese nennen Lakoff/Johnson (2003/1980, S. 14f.) Orientierungsmetaphern, die nicht beliebig sind, sondern sich an dem Aufbau des Körpers, seiner Abläufe und der physi-

schen Umgebung ausrichten. Zugleich sind Metaphern kulturspezifisch, so ist liegt die Zukunft vor uns, wohingegen sie in anderen Kulturen *hinten* liegt. Ontologischen Metaphern (ebda, S. 10) liegen vor, wenn abstrakte, komplexe Zusammenhänge veranschaulicht, personalisiert werden, indem zum Beispiel Denken als Maschine dargestellt wird. (My mind is not *operating* today…*I am running out of steam*…with a problem). Metonymien sind eine weitere Metaphern-Spielart, wo eine begriffliche Vertauschung vorliegt, etwa 'altes Eisen' oder ein 'ein Glas trinken'. Eine Metapher liegt vor, wenn (vgl. Schmitt 2003, S. 4ff.):

- ein(e) Wort/Redewendung mehr als nur wörtliche Bedeutung hat
- die wörtliche Bedeutung einem prägnanten, konkret-sinnlichen Bedeutungsbereich (Quellbereich) entstammt
- jedoch auf einen zweiten, oft abstrakteren Bereich (Zielbereich) übertragen wird

Durch Textdekonstruktion, indem eine Subgruppe festgelegt und analysiert wird, wird der Quell- und Zielbereich der Metapher festgelegt. Dies verhindert eine selektive Metaphern-Auswahl, beeinflusst durch Vormeinungen und persönliche Vorlieben des Forschenden. Je ein Beispiel für eine Übereinstimmung und einem Unterschied (ebda, S. 20):

- „Du empfindest die Probleme bloß nicht so *gewichtig,* wenn du betrunken bist.
- Man kommt mit Leuten *leichter* ins Gespräch, wenn man nicht mehr nüchtern ist.
- Es war einfach *unbeschwerter* nach dem zweiten Bier".
- Der Quellbereich der Zitate lässt sich formulieren als Last, Anstrengung, Gewicht; der abstrakte Zielbereich schildert Zustände der Betrunkenheit.
- „Er ist ihm *aus dem Weg gegangen*.
- Er macht *Fortschritte* in seiner Therapie".

Bei diesem Beispiel liegt der Quellbereich beider Aussagen in der Weg-Metaphorik. Allerdings gehen die Zielbereiche auseinander. Der erste Satz spricht eine Interaktion an, hingegen der Zweite eine individuelle Entwicklung beschreibt. Analog zu dieser Vorgangsweise habe ich relevante Metaphern in den Transkribtionen identifiziert und in einem eigenen Dokument zusammengestellt. Im Anschluss wurden sie dahin gehend überprüft, ob es rekonstruktionsfähige Meta-

phern mit einem Quell- und Zielbereich sind. Die letzte und – anspruchsvollste – Stufe besteht im Erstellen metaphorischer Muster, Modelle bzw. Konzepte. Zunächst werden alle metaphorischen Wendungen gleicher Bildquelle, mit jenen des jeweiligen Zielbereich zusammengefasst. So wird eine Überbewertung einzelner Metaphern hintangehalten. Durch mehrmaliges Sortieren und Verfeinern des Materials entstehen Cluster, zusammengefügt aus einer Vielzahl metaphorischer Redewendungen. Diese Metaphern-Modelle müssen bei Bedarf wiederum Differenzialdiagnosen unterworfen werden, da zum Beispiel die Metaphorik „Das Leben ist ein Weg“ im Kontext psychischer Gesundheit mehrfach gegliedert wird. Man kann langsam auf dem Lebensweg sein (wenn jemand „ein bisschen zurückgeblieben“, „beschränkt“, oder „langsam im Kopf“ ist“). Man kann zu schnell auf dem Lebensweg sein (indem man „hin und weg“ ist, einen „Schub“ hat oder „durch den Wind“ ist). Oder man kann neben dem Lebensweg sein, indem man „nicht in der Spur ist“, „neben sich steht“, oder sich „verstiegen“ hat.

Es besteht die Notwendigkeit sich von der Idee einer zentralen, dominanten, „Wurzel“-Metapher zu verabschieden, die einem Zugang zur Denkweise von Personen liefert, es vielmehr als Bereicherung des Forschungsprozesses zu verstehen. Abschließend stelle ich das Metaphern-Modell „Time is money“ vor, das auch im Deutschen angewandt wird und relevant für diese Arbeit ist (vgl. Lakoff/Johnson 2003/1980, S. 7). So wird Zeit verschwendet, gespart, investiert; man verliert, gewinnt Zeit; borgt oder bedankt sich dafür, verfügt über ein Zeitbudget u.v.m. Daraus geht hervor, dass Zeit in unserer Kultur eine wertvolle, limitierte Ressource ist. Als Resümee der systematischen Metaphern-Analyse sehe ich die Potenziale deutlich, zugleich kann sie nur einen Teil abdecken, weshalb ich gerade im Falle meines Forschungsvorhaben eine Kombination mit inhaltsanalytischen Methoden für unabdingbar halte.

4. Das neoliberale Subjekt und seine kommunikativen Apparatschaften

Der theoretische Überbau des Forschungsvorhabens ruht auf mehreren Säulen: auf dem sozialwissenschaftlichen Konzept der ‘alltäglichen Lebensführung’ (vgl. Jurczyk 1993; vgl. Kapitel 9.1), dem Konzept des ‘Arbeitskraftunternehmers’ (vgl. Voß/Pongratz 1998), dem politisch-philosophischen Theoriegerüst neoliberaler Gouvernementalität (vgl. Foucault 2000; 2004; 2006; vgl. Kapitel 7.2) und Elementen postfordistischer Regulationstheorie (vgl. Jessop 2003; 2007; vgl. Kapitel 8.2). Dieser etwas hochgegriffene Anspruch versucht kapitalismustheoretische Erklärungsmodelle mit subjektwissenschaftlichen Debatten und techniksoziologischen Fragestellungen kurzzuschließen – mit dem bescheideneren Ziel, Referenzpunkte der einzelnen Disziplinen und Theoriekontexte für eine Skizze neoliberaler Subjektivität fruchtbar zu machen, um darauf den Datenkörper der Interviewergebnisse aufzubauen.

Diese Arbeit beruht auf einem Technikverständnis, dass von einer Koevolution von Mensch und Technik ausgeht und einem Verständnis von „technischen Vergesellschaftungsprozessen“ (Joerges 1996, S. 10). Eine Voraussetzung, um Handy-, also Technik-Nutzung mit ökonomischen Transformationsprozessen und Formen der Subjektivierung zu verbinden. Die Beziehung zwischen Mensch und Technik ist eng geworden. Das Handy als Ich-Erweiterung zu denken, irritiert kaum noch: „Wir geben durchaus zu, daß die Technologien die Fortsetzung unserer Organe bilden“ (Latour 1996, S. 35). Jahrzehnte vor der Selbstverständlichkeit eines technisch durchwirkten Alltags schreibt Günther Anders bereits von der „Mitgeschichtlichkeit des Menschen in dem ‘Technik’ genannten Weltzustand“ (Anders 2002/1980, S. 9), „[…] dass heute die Technik das Subjekt der Geschichte geworden ist“ und „dass die Einsicht in diese Subjektwerdung der Technik gewöhnlich verwischt wird“ (ebda, S. 286). Günther Anders‘ gleichermaßen radikales wie weitsichtiges Denken, formuliert in einer Sprache, die verstanden werden will, zählt zu den nährenden wie erfrischenden geistigen Quellen dieser Arbeit. Seine Thesen relativieren die vorgebliche Brisanz bzw. Originalität bestimmter Denker,

wie etwa Bruno Latours[53]. Mit dem gewaltigen Unterschied, dass Anders bedingungslose Kritik nicht in die Gegenwart unserer digital-vernetzten Informationsgesellschaft passt. Anders' großer, aber viel zu wenig gewürdigter Verdienst, liegt darin, die Querverbindungen zwischen Techniknutzung, politischem und individuellem Denken sichtbar zu machen. „*Sofern wir heute einen Benehmenskodex haben, ist dieser von Dingen diktiert.* Und das gesellschaftliche Leben, das sich innerhalb der Produktewelt abspielt, ist ein von dieser Produktewelt modelliertes Leben" (Anders 2002/1980, S. 261).

In unserem mediatisierten, sprich medial durchdrungenen Alltag, gehört die tagtägliche Handhabe technisch vermittelter Kommunikation, wie etwa des Mobiltelefons, zum festen Bestandteil konkreter Wirklichkeitserfahrung. „Die Begriffe von Individualität und Subjektivität unterliegen einem radikalen Wandel. Ihre Bestimmungen können vom Prozess der Mediatisierung (semiotische Dimension der Durchdringung des Sozialkörpers) und Medialisierung (technische Apparate) nicht mehr getrennt werden" (Reck 1997, S. 153). Daher besteht in der Verbindung subjekttheoretischer Positionen mit der konkreten Handynutzung ein vielversprechender, neuer Forschungsansatz. Mittels dieses Verständnisses möchte ich das Handy als Ich-Erweiterung vorstellen, weil es Subjektorientierung als gesellschaftspolitisches Organisationsprinzip miteinschließt. Das theoretische Fundament für eine Sichtweise des Handys als Ich-Erweiterung verlangt einen breit angelegten Medienbegriff, wie ihn am prominentesten Marshall McLuhan (vgl. 1964) und Paul Virilio[54] vertreten, die alle Artefakte als Medien definieren, welche Wirklichkeit erfahrbar machen (vgl. Faulstich 2002). Dabei werden Medien als eine Verlängerung des Körpers, Extensionen der Sinne verstanden, welche die sinnliche Wahrnehmung vermehren. Den Extensions-Gedanken machte der Anthropologe Arnold

[53] Latour will mit seinen wissenschaftstheoretischen Arbeiten die Trennung zwischen natürlichen, erkennenden Subjekten und technisch, nicht-sozialen, erkannten Objekten auflösen (vgl. Latour 2001, S. 12.f). Sein Beitrag über die „Geschichtlichkeit der Dinge" (ebda, S. 175f.) gleicht frappant dieser Analyse: „Denn mit-geschichtlich sind nunmehr wir alle, gleich, […] nämlich mit der Geschichte des heutigen Geschichts-Subjekts: mit der der Technik" (Anders 2002/1980, S. 289). Die Schlussfolgerungen sind naturgemäß (im Sinne Thomas Bernhards) völlig anders: Angesichts der atomaren Bedrohung sieht Anders im „maschinellen Totalitarismus" die Gefahr zur Auslöschung der Menschheit, wohingegen Latour eine gleichberechtigte Sichtweise von technischen und nicht-technischen Entitäten mit der Hoffnung auf einen gesellschaftlichen Wandel verbindet.

[54] Virilios Medienbegriff geht sogar soweit, die Frau als Medium zu begreifen, weil sie das 'Fahrzeug' sei, um überhaupt auf die Welt zu kommen (Kloock/Spahr 2000, S. 134).

Gehlen[55] populär; ausgehend von einem Bild des Menschen als (biologisches) Mängelwesen dient Technik als Organersatz, -verstärkung und –entlastung[56]. In diesem Verständnis stellt das (Mobil-)Telefon eine Organverstärkung dar, welche die menschliche Kommunikationsfähigkeit potenziert.

In der Bedeutsamkeit, Art und Weise der Konstruktion gegenwärtiger Subjektivität liegt ein Schlüssel zum Verständnis für die rasche Verbreitung und intensive Nutzung des Mobiltelefons, die sich innerhalb kürzester Zeit, nämlich von Mitte der 1990er Jahre bis zur Jahrtausendwende, vollzog (vgl. Kapitel 6.2). Dahin gehend steht in diesem Kapitel die Beschäftigung mit dem Subjekt, aus dem Blickwinkel unterschiedlicher Theorie-Traditionen, im Vordergrund. Unter dem Sammelbegriff der neoliberalen Subjektivität fasse ich jene Ansätze aus Wirtschaftswissenschaft, Sozial- und Politikwissenschaft, Philosophie und Psychologie zusammen, welche die Art und Weise theoretisieren, wie Subjektivität in Ökonomie und Politik in Anspruch genommen wird. Subjektivität wird durch 'Subjektivierung von Arbeit' als Produktivfaktor verwertet. Subjektivität unterscheidet sich von Individualität, da es sich „auf die Vermittlung zwischen Person und Gesellschaft in einer historisch-konkreten Situation" bezieht (Schönberger/Springer 2003, S. 10). Bürgerlich-liberale Vorstellungen verorten 'Subjektivierung' innerhalb der Individualisierungsthese und sehen darin die Verantwortlichkeit des Individuums durch das individuelle Handlungs- und Reflexionsvermögen gesellschaftliche Verhältnisse mitzugestalten. In der (neo-)marxistischen Denktradition (vgl. Althusser 1977) geht das Interesse an Subjektivierung aus den Zusammenhängen zwischen Klassenzugehörigkeit und Lebensweise hervor. Die gesteigerte Beschäftigung mit dem Subjekt entspringt jenen gesellschaftlich-ökonomischen Strukturwandel, der das Individuum zum Ausgangs- und Endpunkt politisch-ökonomischen Handelns und gesellschaftspolitischer Verantwortung macht.

Parallel zu diesem Strukturwandel ermöglichen die technologischen Innovationen der IKT (Informations- und Kommunikationstechnologien) eine Neuorganisation von Arbeit, die sich wiederum in neuen Formen politischer Regulierung nieder-

[55] Aufgrund seiner Kollaboration mit den NationalsozialistInnen ist Arnold Gehlen politisch belastet, dennoch beeinflusste sein technikphilosophisches Denken seine Studenten, Jürgen Habermas und Niklas Luhmann, (vgl. Wöhrle 2010).

[56] Zum Beispiel Schlagstein als Organverlängerung der Faust oder der Hammer als Verstärkertechnik des Arms (vgl. Gehlen 2004/1957, S. 6f.).

schlägt. Vordergründigster Ausdruck dafür ist die Wahl der Ausdrücke „Humankapital“ und „Ich-AG“[57] zum Unwort des Jahres. Die wechselseitigen Beeinflussungsverhältnisse zwischen Subjekt – Technologie – Ökonomie[58] indexieren mehrere themenrelevante Bereiche, die im Laufe der Arbeit ausführlich erläutert werden. Dazu zählen die Reorganisation postfordistischer Unternehmensführung und deren Auswirkungen auf die Zunahme subjektivierter Arbeit (vgl. Kapitel 9.2), die Rolle der Informations- und Kommunikationstechnologien bei der ökonomischen Transformation in Richtung Wissensökonomie (vgl. Kapitel 8.2) sowie die Anforderungen kreativer, wissensbasierter Dienstleistungsarbeit und der damit einhergehende Anstieg (technologisch vermittelter) Kommunikationsarbeit. Für die spezifischen Anforderungen subjektivierter Arbeit, wie Teamkompetenz, Kommunikations- und Konfliktfähigkeit sowie ergebnisorientierte Kreativität, eignet sich das Handy in besondere Weise, weil damit Aufgaben informativer wie informeller Art leicht organisiert werden können. Dank Multifunktionalität und Miniaturisierung wird es zur zentralen, individuellen Kommunikations- und Informationszentrale (vgl. Kapitel 6.5). Zur Argumentation dieser gesellschaftlichen Trendwende – man möge sie Postfordismus, Wissensökonomie – oder personalisierter, ArbeitskraftunternehmerIn oder Unternehmerisches Selbst nennen – exzerpiere ich scherenschnittartig die diskussionsprägenden Begriffe und Thesen der jeweiligen Fachdisziplinen, um diese an die technologische Entwicklung der IKT rückzubinden. Kein unbescheidenes Vorhaben, das aber die thematische Komplexität einfordert, welche hinter der inhaltlichen Verknüpfung zwischen Subjektivität und dem Stellenwert der Kommunikation in der Arbeitswelt steckt, um dies im empirischen Teil an der konkreten Handynutzung zu untersuchen. Wiewohl ich auf jene theoretischen Auseinandersetzungen fokussiere, die im Fadenkreuz gesellschaftspolitischer wie kommunikationswissenschaftlicher Theoriebildung liegen, ersuche ich um Verständnis bei thematischen Ausschweifungen, auf die ich zugunsten eines tiefer greifenden Verständnisses nicht verzichten wollte.

[57] 2002 wählte die Jury die Ich-AG zum deutschen Unwort des Jahres, weil es „Individuen auf sprachliches Börsenniveau reduziere“, gleichermaßen wie der Begriff ‘Humankapital’ den Menschen auf ökonomisch-verwertbare Aspekte beschränkt (zit. n. http://www.unwortdesjahres.org, 26.10.2008).

[58] Viele AutorInnen bewegt der Wunsch die Vielfalt der Phänomene in einem Begriff zu bündeln: ‘digitaler Kapitalismus’ (vgl. Glotz 2001), ‘Informationalismus’ (vgl. Castells 2001), High-Tech-Kapitalismus’ (vgl. Haug 2003), ‘digitaler Neoliberalismus’ (vgl. Betz/Riegler 2003).

Beginnend bei der makroökonomischen Ebene stellen die Informations- und Kommunikationstechnologien gleichermaßen Voraussetzungen[59] wie Katalysatoren der Globalisierung dar. Sie begünstigen und beschleunigen neue Formen internationaler Arbeitsteilung, fördern die Flexibilisierung, Deregulierung, Virtualisierung und Rationalisierung der Produktion und gehören so zu den großen Transformatoren der Arbeitswelt. Entscheidende logistische Grundlage für diese Wertschöpfungsketten sind die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien. In erster Linie denkt man dabei an E-Mail und Internet und weniger an das Mobiltelefon. Allerdings ist es längst nicht mehr alleine die hoch qualifizierte elitärkleine Gruppe des internationalen Managements. Zu 'Geschäfts-Nomaden' zählt immer mehr Personal des mittleren Managements, BeraterInnen, Sales-RepräsentantInnen, ebenso wie Ingenieure[60], Monteure, Programmierer und WissenschaftlerInnen, die zu internationalen Geschäftstreffen in den Firmen-Headquarters und Kongressen zu weltweiten Firmen-Standorten unterwegs sind. Die Wahl des passenden Produktionsstandortes entscheiden Konzerne nicht mehr nach territorialen Grenzen, sondern sie wählen aus dem harten (Steuern, Subventionen, Human Ressourcen) und weichen Standortfaktoren (Sicherheit, kulturelles Angebot) aus. Mit dem weltweit steigenden Arbeitskräfteangebot wächst auch das Angebot qualifizierter Arbeitskräfte, wodurch ArbeitnehmerInnen verstärkt zueinander global in Wettbewerb[61] treten.

Erkenntnisreich ist es an dieser Stelle auf einen Schlüsselbegriff für das Verständnis neoliberaler Wirtschaftstheorie zu verweisen, der zugleich auf die mikroökonomische Ebene (personenbezogen) weiterführt, das Humankapital. Den Begriff prägte der spätere Nobelpreisträger und neoliberale Vorzeigedenker, Gary S. Becker. „Der Begriff des Humankapitals umfaßt für mich Wissen und Fertigkeiten der Menschen, ihren Gesundheitszustand und die Qualität ihrer Arbeitsgewohnheiten.

[59] Gerade diese seit der Finanzkrise mittlerweile in Misskredit geratene Deregulierung der Kapital- und Finanzmärkte wäre ohne Kommunikation via E-Mail und Internet nicht möglich gewesen (Altvater/Mahnkopf 1996).

[60] Bei Berufsgruppen, die besonders stark geschlechtsspezifisch segregiert sind, verzichte ich auf eine geschlechtsneutrale Schreibweise, um so auf die Gender-Thematik aufmerksam zu machen.

[61] Als Beispiel für den globalen Wettbewerb um Arbeit wäre das Beispiel indischer Call-Center-Agents aufzugreifen, die im Schnitt besser qualifiziert und höher motiviert sind, als ihre europäischen KollegInnen (Sennett 2007, S. 72). Was in Europa ein schlecht bezahlter, prekärer Job 'auf Zeit' ist, den vor allem StudentInnen und Wieder-EinsteigerInnen machen, ist in Indien ein attraktiver Arbeitsplatz mit gutem Einkommen, hohem Sozialprestige und lukrativen Aufstiegsmöglichkeiten, indem etwa selbst eine Firma gründet wird.

Humankapital ist wichtig, weil in modernen Gesellschaften die Produktivität auf Schaffung, Verbreitung und Nutzung von Wissen beruht.“ (Becker 1996, S. 220) Jeder Mensch verfügt über ein Humankapital[62], in das er investieren kann (Weiterbildung)[63] und so auf die Höhe, Einkommensströme zu generieren, Einfluss nimmt[64]. Essenz der Konzeption des Humankapitals liegt in der Eigenverantwortlichkeit der/des ArbeitnehmerIn für ihr/sein Einkommen. Dabei ist die Akkumulation von Humankapital keineswegs egoistisch, sondern trägt durch die Inwertsetzung der Marktmechanismen zur Steigerung des Wohlstands und Fortschritts bei. Denn das Humankapital verbindet allgemein-wirtschaftliche Interessen mit individuell-ökonomischen Vorteilen innerhalb eines Kosten-Nutzen-Kalküls. Es repräsentiert jenes neoliberale Kernverständnis, das auf Win-Win-Situationen abzielt, ein beliebter Ausdruck in Management-Ratgebern[65]. Die an dieser Stelle oft gehörte Aussage „Unsere MitarbeiterInnen sind unser größtes Kapital“, verknüpft direkt die Unternehmensinteressen mit der Verwertbarkeit des eigenen Humankapitals. Indem die Humankapitaltheorie auf ein Denken referenziert, das auf die Warenförmigkeit des Subjekts abzielt, wird es zur Zielscheibe der neoliberalen Kritik, wie damit gegenwärtig Selbstverhältnisse konstruiert werden. Um den politisch-ideologischen Gehalt des Begriffs des Humankapitals zu entlarven, konzeptualisiert Michel Foucault (vgl. 2006, S. 314f.) die Leitfigur des ’unternehmerischen Selbst’ als „hegemoniale Subjektivierungsform der Gegenwart“ (vgl. Bührmann 2005; vgl. dazu Kapitel 4.1).

Um die Veränderungen der Arbeitswelt im Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft[66] analytisch in den Griff zu bekommen, etablieren sich in der

[62] Berücksichtigt man die in den 60er Jahren einflussreiche, marxistische politische Ökonomie, die Arbeit primär aus Perspektive der Mehrwert-Abschöpfung (Ausbeutung) und Entfremdung analysierte, kündigt diese Sicht auf die/den ArbeiterIn, als InhaberIn eines Kapitals, nämlich eines Humankapitals, die neoliberale Wende an.

[63] Insofern kann die Bereitschaft bzw. die Forderung zur beständigen Fort- und Weiterbildung als Investitionen in das eigene Humankapital betrachtet werden. Der medial dauergetrommelte Slogan des „lebenslangen Lernens“ hat sich längst als Drohung herausgestellt, den Ansprüchen des unternehmerischen Selbst gerecht zu werden (vgl. Ribolits 2007).

[64] Wobei zu bedenken ist, dass jeder rasche technologische Wandel Humankapital vernichtet und zu Arbeitslosigkeit führt (vgl. Reichert 2004, S. 3), da die erworbenen Fähigkeiten, Techniken entwertet werden.

[65] Win-Win-Situationen gibt es dank kommunikativ gesteuertem ‘Beziehungsmanagement’ in Unternehmen und Teams (vgl. WIFI Wien 2011) und für dreifache Win-Situationen sorgt Work-Life-Balance: „Vorteile für die Unternehmen, die einzelnen Beschäftigten und einen gesamtgesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Nutzen“ (Astor/Steiner 2005, S. 1).

[66] Ich bevorzuge den auf Daniel Bell zurückreichenden, umfassenderen Begriff der ‘Dienstleistungsgesellschaft‘ gegenüber „Wissens- und Informationsgesellschaft“. „Wissensgesellschaft“ impliziert in erster Linie hoch qualifizierte Dienstleistungsberufe (im Bereich der IT-, Medizin-Technik

Sozialwissenschaft mehrdimensionale, einander oftmals überscheinende Begriffskategorien der *Flexibilisierung und Subjektivierung von Arbeit* (vgl. Kratzer, Sauer, Hacket et al. 2003). Damit sollen mehrere Phänomene gefasst werden: die Transformation der Arbeitswelt durch technologische wie organisatorische Reorganisationsprozesse (vgl. Steinbicker 2001), die damit einhergehenden geänderten Anforderungen der Arbeit, die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses und das Auftauchen flexibler Arbeitsverhältnisse sowie die Entgrenzung der Arbeits- und Lebenswelt. Durch die Ablöse des bürokratischen Organisationsmodells zugunsten der „flexiblen Spezialisierung" (vgl. Piore/Sabel 1985)[67] verstehen sich Unternehmen als 'flexible Organisationen', was sich in veränderten Arbeitsanforderungen, wie gestiegener Selbstorganisationsfähigkeit und Flexibilität niederschlägt. „Veränderte betriebliche Strukturen erhöhen den funktionalen Bedarf der Betriebe nach subjektiven Leistungen. [...] Individuen betreiben dagegen eine Subjektivierung der Arbeit, wenn sie verstärkt subjektive Ansprüche an die Arbeit herantragen" (Kleemann/Matuschek/Voß 2002, S. 58). Flexibel operierende Unternehmen verlangen von den Arbeitenden verstärkt Autonomie im Sinne selbst gesteuerter, eigenverantwortlicher Arbeitsgestaltung, wobei individuelle Fähigkeiten und berufsbiografische Erfahrung eingebracht werden sollen (vgl. Schönberger/Springer 2003, S. 13). Arbeitsroutinen werden durch projektorientiertes Arbeiten ersetzt; Arbeiten und Organisieren rücken immer näher zusammen, die Notwendigkeit – aber auch die Freiheit – Arbeitsstrukturen selbst zu gestalten.

Subjektivierte Arbeit ist ambivalent: Einerseits wird an der/den Einzelne/n Interesse an Selbstverwirklichung appelliert und damit die Bereitschaft zur Selbstausbeutung in Gang gesetzt, andererseits zeigen ArbeitnehmerInnen verstärktes Interesse sich in der Arbeit selbstständig, kreativ einzubringen. Durch den Abbau der Grenzen zwischen Arbeit und Organisation wird Subjektivität verstärkt und ebenso selektiv eingefordert. Dies führt mitunter zu paradoxen Aufforderungen und ambi-

u.a.), die zu einer einseitigen Lesart einlädt und den Anstieg automatisierungsbedingter Frauenarbeitsplätze im Dienstleistungsbereich (persönliche Dienstleistungen, Call-Center) ausblendet. Den Begriff „Informationsgesellschaft" halte ich für ungeeignet um die Dynamik des Arbeitsmarkts zu beschreiben, da Information lediglich Daten anbietet und den Prozess der Umsetzung, Aneignung auslässt. Von 'Informationsgesellschaft' zu sprechen, halte ich im Kontext von Überwachung für passender.

[67] Flexible Spezialisierung ist das Folgemodell zur industriellen Massenproduktion und bietet durch kurzfristige Produktionszyklen auch Klein- und Mittelbetrieben die Möglichkeit, sich rasch an Marktveränderungen anzupassen.

valenten Handlungsaufforderungen. Werden etwa im Callcenter-Betrieb individuelle Qualifikation, Motivation und Fachwissen gezielt genutzt, geraten die Autonomieansprüche der MitarbeiterInnen gegenüber Vorgaben und Weisungen rasch an ihre Grenzen. So erlaubt die standardisierte Gesprächsabwicklung Callcenter-Agents nicht, sich von einem Anrufer mit „Tschüss“ statt mit „Auf Wiedersehen“ zu verabschieden und entspricht damit eher taylorisierten Arbeitsabläufen (Holtgrewe 2006, S. 179). Auf der anderen Seite darf für eine kompetente Vermittlung, das aus anderen Arbeitszusammenhängen angeeignete Spezialwissen, etwa über Börsen, bei der Beratung von Bankdienstleistungen sehr wohl eingesetzt werden. „Seid kreativ – im Sinne der Zielvorgaben", „tue spontan das Richtige", „wir erwarten, dass du unsere Erwartungen übertriffst" (Holtgrewe 2006, S. 54). Diese Ambivalenz schlägt sich in verschiedenen Positionierungsmöglichkeiten des Subjekts nieder, die Holtgrewe folgendermaßen kategorisiert: „Selbstflexibilisierung zwischen Anpassung und Distanzierung“, „defensiv-retrospektive Vergemeinschaftung“ und „aktivistischer Aufbruch“ (ebda, S. 275f.) schlussfolgert sie aus ihren Fallstudien über Telekom, Callcenter und Open Source Software (ebda, S. 11ff.). Diese unterschiedlichen Positionen bilden ab, wie Flexibilisierungs-Erwartungen, Optionierung und Enttäuschung das subjektive Arbeitsverhalten prägen. Ursula Holtgrewe beschreibt, auf welchen Ebenen Unternehmen die Subjektivität der MitarbeiterInnen nutzbar machen: Zugleich vermitteln Arbeitsbeziehungen dem Einzelnen Anerkennung und Identität, was sich wiederum identitätsstiftend auswirkt. Die Möglichkeit aus Arbeit Anerkennung zu ziehen, gewinnt an subjektiver Bedeutung – allerdings unter der Voraussetzung unternehmensdeterminierter Zielsetzungen. Deshalb wird „Subjektivität zur Schlüsselressource im digitalen Neoliberalismus, wobei ein informationstechnisch hochgerüstetes Hyper-Subjekt als sein eigener Entrepreneur in allen Lebenslagen konzipiert wird“ (vgl. Betz/Riegler 2003, S. 225).

Ein weiterer Ansatz die Veränderungen der Arbeitswelt und die damit verbundene erhöhte Kommunikationsarbeit zu fassen, besteht darin, sie als immaterielle Arbeit (vgl. Lazzarato 1998) bzw. affirmative Arbeit (vgl. Hardt 2004) zu kategorisieren. In der Wissensgesellschaft erhalten kommunikative Beziehungen Arbeitscharakter. „Eine Voraussetzung und zugleich ein Resultat, wenn wir von immaterieller Arbeit sprechen, ist die Ausdehnung der produktiven Kooperation, so daß sie eben auch

die Produktion und Reproduktion der Kommunikation einschließt und somit auch deren Kern: die Subjektivität. Zeichnete sich der Fordismus durch die Integration der Konsumation in den Zyklus der Kapitalreproduktion aus, so integriert der Postfordismus die Kommunikation." (Lazzarato 1998, S. 53).

Abschließend erweist sich Entgrenzung von Arbeit als Metaebene der Flexibilisierung und Subjektivierung von Arbeit. Es umfasst auch verschiedene Formen der räumlichen und zeitlichen Diffusion von Arbeit. Da Arbeitsprozesse in der Wissensgesellschaft zunehmend digitalisiert ablaufen, durchdringt es die einstmals räumlich wie zeitlich engen Grenzen von Arbeits- und Berufsleben. Die Erledigung von Arbeit ist immer öfter ortsungebunden (Telearbeit, Mobile Office) oder zeitflexibel (Gleit- und Vertrauensarbeitszeit) (vgl. Jensen 2002) oder unabhängig von einer Struktur (Selbstorganisation von Arbeit). Folgen dieser betrieblichen Entgrenzung sind erhöhte Eigenstrukturierung und Selbstdisziplin, die dem arbeitenden Individuum abverlangt werden (vgl. Schönberger/Springer 2003, S. 9ff.). Informations- und Kommunikationstechnologien fördern Entgrenzung, da sie funktionsoffen sind und Eventualitäten begünstigen, insofern keine Nutzungsweisen und -zeiten[68] in den Geräten eingeschrieben sind und sich erst im Laufe der Nutzung individuelle herauskristallisieren (vgl. Voß 1994, S. 234). Für die berufliche und private Koordination sowie für das individuelle Selbstmanagement übernimmt das Mobiltelefon vielfältige Funktionen und unterstützt die Aufrechterhaltung individueller Netzwerke. So trägt das Mobiltelefon einerseits zur Bewältigung des Arbeitspensums in einer entgrenzten Arbeitswelt bei, andererseits fördert die *Entgrenzungsmaschine Handy* Ortlosigkeit, Beschleunigung und die Diffusion von Arbeit und Freizeit. Das Mobiltelefon liegt an der Schnittstelle zwischen Gebrauchsgegenstand, Medium, Arbeitswerkzeug, Datenspeicher und Spielgerät. Bereits in der multifunktionellen Alltagsnutzung liegt der entgrenzende Charakter dieses Artefakts, das nicht nur zwischen Arbeit und Freizeit vermittelt, sondern zugleich Informationssender und -empfänger ist. „Aber sobald man die Freizeit

[68] Voß (1994, S. 234) führt als Beispiel temporal entgrenzter IuK-Technologien den Anrufbeantworter an: „Es kann als eine Art „akustischer Merkzettel", als Erinnerungstechnik, aber auch zur Übersendung tagebuchartige „Ad-Hoc-Reflexionen" im Rahmen ausschweifender und „ungehinderter" Identitätspräsentation eingesetzt werden. Er kann als technische Spielerei dem Zeitvertreib dienen, um mit irritierenden Ansagen den kommunikativen Austausch zu stören, er kann aber auch dazu genutzt werden, sich der von den Freunden immer und überall beteuerten Kommunikationsbereitschaft zu vergewissern, Das Gerät kann verwendet werden, um die Kommunikationsfülle und -dichte zu filtern oder aber, um bei zeitweiliger Abwesenheit wenigstens als potenzieller Ansprechpartner ans Netz der Kommunikation angeschlossen zu bleiben".

gemeinsam nutzen will, mit Freunden, Bekannten oder Verwandten, fehlt die Transparenz, wer wann arbeitet. Das Verbringen von Sozialzeit wird, wie Ingrid Kurz-Scherf bemerkt, zum komplizierten Optimierungsproblem der Großrechenanlage für soziale Bezüge; die Teilnahme am Leben der anderen verlagert sich immer mehr von der direkten auf die Tele-Kommunikation." (Gross 1994, S. 80)

Wie die deutschen Industriesoziologen Voß/Pongratz (1998, S. 137f.) ihren „Arbeitskraftunternehmer“ charakterisieren, überschneidet sich dieses Konzept inhaltlich mit den Anforderungen subjektivierter Arbeit. So besteht die „neue Qualität der ´Ware Arbeitskraft` in erhöhter Selbstkontrolle, weil die Kontrollaufgaben der/des Vorgesetzten in das Arbeitssubjekt und in das Team „ausgelagert“ werden. Unter „Selbst-Ökonomisierung“ verstehen sie die doppelte Vermarktung der eigenen Arbeitskraft: indem die eigene Arbeitskraft effizient und kostenbewusst „hergestellt“ und am Arbeitsmarkt erfolgreich angeboten wird und weiterhin im Betrieb die eigenen Arbeitsleistungen vermarktet werden. Die Funktion der Eigen-PR spielt bei kurzfristiger Projektarbeit in häufig wechselnden Teams eine zentrale Rolle (vgl. Sennett 2007). Den größten Verdienst des Konzepts des Arbeitskraftunternehmers sehe ich in der Verknüpfung arbeitssoziologischer Fragen mit den Aufgaben alltäglicher Lebensführung als „Verbetrieblichung des Lebenshintergrunds“ (Voß/Pongratz 1998, S. 143f.). Um sich flexibel an die zeitlichen, räumlichen und inhaltlichen Berufsanforderungen anpassen zu können, wird die gesamte Lebensführung den Unternehmensansprüchen untergeordnet. Umgekehrt bringt es aber auch mit sich, dass zunehmend das „ganze Leben“ der/des Arbeitnehmers ins Blickfeld betrieblicher Strategien[69] gerät (vgl. Voß 1994, S. 276). Die Arbeit des Alltags orientiert sich damit auch an Effizienzkriterien. Die innerfamiliäre Arbeitsteilung erfolgt nach Gewinnkriterien, und wenn es sich rechnet, werden externe Arbeitsleistungen (Putz-, Pflege- oder Betreuungsdienste) zugekauft. Welche Aufgaben das Mobiltelefon bei der Bewältigung dieses ‘verbetrieblichten Alltags’ hat, ist ausführlich im Kapitel 9.4 Thema. Der aus Sicht der Arbeitssoziologie porträtierte Arbeitskraftunternehmer ließe sich auf philosophisch-subjektwissenschaftlicher Ebene durch den Foucaultschen „Unternehmer seiner selbst“ (Foucault 2004, S. 314) ergänzen. Für diese Arbeit stellt er das Bindeglied zwi-

[69] *Erfolgsfaktor Work-Life-Balance* lautet etwa ein Titel (vgl. Michalk/Nieder 2007), der das Unternehmensinteresse an Work-Life-Balance-Programme praktisch erläutert und zeigt, weshalb es sich ‘rechnet’ ArbeitnehmerInnen bei der Koordination dieser Lebensbereiche zu unterstützen.

schen subjekttheoretischen mit politiktheoretischen Fragestellungen dar. Diese ist vonnöten, um die individuelle Handynutzung durch das Fenster politisch-ökonomischer Transformationsprozesse zu betrachten, das Projekt 'Informationsgesellschaft' auch als ideologisch angeleitete Regierungstechnik zu begreifen. „Man könnte deswegen auch mit gutem Recht behaupten, daß die Informationsgesellschaft – quasi nach Art einer 'self-fulfilling prophecy ' – erst durch die enormen Investitionen auf den Weg gebracht wird, mit denen das erzeugt wird, was als Gründe für diese enormen Ausgaben angeführt werden" (Knoblauch 1996).

4.1 Das unternehmerische Selbst als neoliberale Subjektivierungsform

Michel Foucault sieht im „Unternehmer seiner selbst" (Foucault 2004, S. 314) die dominante Subjektivierungsform neoliberaler Gouvernementalität. Wobei Ulrich Bröckling nochmals klärend betont, dass es sich dabei um eine ideologische Figur handelt, die „als Desiderat, nicht als empirische Realität verstanden werden [muss], es „ist niemals bloß Beschreibung, sondern stets Anrufung" (Bröckling 2002, S. 2).

Ohne auf die umfassende Debatte über das „richtige" Verständnis, die Nützlichkeit oder Originalität[70] des Gouvernementalitäts-Begriff eingehen zu wollen, lässt sich Gouvernementalität als Regierungs-Mentalität übersetzen, als eine hegemoniale politische Rationalität, die sowohl Herrschafts- wie Selbstführungs-Techniken ausformt. Mit der diskursiven Figur des 'Unternehmerischen Selbst'[71] beeinflusste Foucault posthum eine intensiv[72] wie kontroversell[73] geführte, philosophisch-

[70] Interessant ist hier der Verweis Langemeyers (2002, S. 369) auf Roland Barthes (1964), der zwanzig Jahre vor Foucault von dem „barbarischen, aber unvermeidlichen Neologismus Gouvernementalité" schreibt, um damit die massenmediale Darstellungen der Regierung zu kritisieren.

[71] Vielfältige Indizien für die neoliberale Durchdringung des Alltags finden sich in der Ratgeber-Literatur, natürlich ohne kritische Bezugnahme auf das theoretische Konzept. In einem Interview zu ihrem Buch „100 kleine Freuden des Alltags" spricht Klara Löffler explizit. von dem „Unternehmerischen Selbst" (vgl. Löffler 2008, S. 84) und der sogenannte Selbstmanagement-Papst Lothar Seiwert nennt sein Buch *Balance your Life* im Untertitel *Die Kunst sich selbst zu führen* und referenziert damit auf Selbstführungstechniken.

[72] Aufgrund der späteren Übersetzung setzte der *Foucault Effect* (vgl. Burchell/Gordon/Miller 1991) im deutschsprachigen Raum erst um die Jahrtausendwende ein. Eine Vielzahl sozialwissenschaftlicher Publikationen widmet sich dem Potenzial des Foucaultschen Gouvernementalitätsbegriff, zur Analyse neoliberale Regierungstechnologien, gerade hinsichtlich des Aspekts der Selbstführung zu untersuchen. Im deutschsprachigen Raum leisten speziell Ulrich Bröckling und Thomas Lemke einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Gouvernementalitäts-Studien. Allerdings besteht keine

politische Debatte zu subjekttheoretischen Positionen im Neoliberalismus. Foucault entwickelte sie in kritischer Auseinandersetzung mit der oben skizzierten Humankapital-Theorie Gary Beckers. Dieser Arbeit untersucht praktiziertes, ökonomisches Verhalten, und fragt nach welchen Kriterien Arbeiter[74] mit ihren Ressourcen haushalten, geleitet von einem Verständnis von Arbeitskraft als Kompetenz, die ein individuelles Kapital darstellt (vgl. Foucault 2006, S. 311). Diese Auffassung, in der(m) ArbeitnehmerIn eine(n) Humankapital-BesitzerIn zu sehen, bildet für Foucault jenen Kern neoliberalen Denkens, der die zentrale Rolle des Unternehmens erklärt. Das Unternehmen wird zur Matrix gesellschaftlicher Organisation[75]: Gesellschaft verstanden als Summe von Unternehmenseinheiten und das Individuum zum Unternehmer seiner selbst. „Der Homo oeconomicus ist ein Unternehmer und zwar ein Unternehmer seiner selbst“ (Foucault 2006, S. 313f.). Dieser Homo oeconomicus beschränkt sich aber nicht auf die Arbeitswelt, er wird zur ideologischen Grundfigur, die menschliches Handeln anleitet, insofern sie subjektivierend wirkt. Wenn die Form des Unternehmens auf alle Lebensbereiche Anwendung findet, wird „das Modell von Angebot und Nachfrage, von Investition-Kosten-Gewinn, ein Modell für soziale Beziehungen, ein Modell der Existenz selbst, eine Form der Beziehung des Individuums zu sich selbst, zurzeit, zu seiner Umgebung, zur Zukunft, zur Gruppe, zur Familie“ (ebda, S. 334).

Einigkeit darüber, ob es sich um eine eigenständige Forschungsrichtung mit eigenen „methodisch-theoretischen Prinzipien“ (Lemke zit. n. Müller und Reichert 2001, S. 2) handle oder nicht. Wenngleich das Anliegen, einer methodisch basierten Forschungsdisziplin, m. E. nach in krassem Widerspruch zu den fragmentarischen, sprunghaften vortragsbasierten Texten Foucaults steht, die per Selbstdefinition skizzenhaft angelegt waren. Und so tritt Thomas Osborne an (2001, S. 12), um „das Foucaultsche Erbe von jeglicher Form des Soziologismus abzugrenzen“. Der anhaltende Foucault-Boom veranlasst 2001 „Das Argument“ bereits von einer „Foucault-Industrie“ zu sprechen, „die sich in der sogenannten Geistes- und Kulturwissenschaft zu einer akademischen Großmacht entwickelt“.

[73] Aus der umfangreichen Kritik des Foucaultschen Gouvernementalitätsansatz blende ich hier die grundsätzlichen KritikerInnen seines Denkansatzes aus (wie Habermas, Honneth). Ebenso Kritik, die Fragen betrifft, die m. E. Foucault nicht behandeln wollte, wie etwa die empirische Überprüfbarkeit seiner als Denkfigur konzipierten „Unternehmer seiner selbst“. Hingegen für aufschlussreich halte ich jene Kritik, die aus dem Umfeld der kritischen Theorie wie der marxistischen Ideologietheorie kommt (vgl. Langemeyer 2002; Rehmann 2001).

[74] Auch hier ist eine geschlechtsneutrale Schreibweise unpassend. Denn für den Nobelpreisträger Becker besteht ein Grundwiderspruch darin, dass Frauen (insbesondere gut ausgebildete) arbeiten. Denn durch erziehungsbedingte Ausfallzeiten entwerten sie ihr angesammeltes Humankapital und müssen so gravierende Geldeinbußen hinnehmen (vgl. Becker 1996, S. 233).

[75] vgl. *Leitbild Unternehmer*. Neue Selbstständige, Wettbewerbsstaat und Gesellschaftspolitik, Kurswechsel 2000

Darin unterscheidet sich Foucaults Theorieansatz von vielen Neoliberalismus-KritikerInnen, da er einen Fokus auf die identitätsstiftende Wirkung ökonomisch-politischer Programme legt, und wie diese Subjekte anleiten, sich selbst zu verhalten. Das spezifisch Neoliberale liegt in der Positionierung des Subjekts, das einerseits den Markt als Ort der Wahrheit, als auch die Appelle an Freiheit und Eigenverantwortlichkeit verinnerlicht hat. Im Gegensatz zum Liberalismus, der der Regierung durch den Markt ein Prinzip der Selbstbeschränkung auferlegt, wird im Neoliberalismus der Markt zu „einer Art von ständigem ökonomischen Tribunal“ (Foucault 2006, S. 342), woran Regierungshandeln gemessen und bewertet wird.

Mit der diskursiven Leitfigur des unternehmerischen Selbst taucht somit im Spätwerk Foucaults wieder ein Subjekt auf, dass in der „Ordnung der Dinge“ noch verschwand „wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand" (1974/1966, S. 462). Insofern müssen die Vorträge zur Gouvernementalität als Weiterentwicklung, Ausdifferenzierung seines Machtbegriffs verstanden werden, die ein Disziplinartechniken unterworfenes Subjekt hervorbrachte. Ohne Preisgabe seines umfassenden wie produktiven Machtbegriffs, stellt Foucault nun ein Subjekt vor, das mittels Selbst- und Fremdführungstechniken hervorgebracht wird. Diesen Prozess nennt Foucault Subjektivierung, wie aus Individuen Subjekte gemacht werden. Für Foucault ist das Subjekt zugleich das Unterworfene und das sich selbst Hervorbringende, insofern stellt Subjektivierung den paradoxen Prozess der Unterwerfung wie Ermächtigung dar. „Das Wort Subjekt hat einen zweifachen Sinn: vermittels Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein" (Foucault 1987, S. 246). Er analysiert Subjektivierung im Kontext des Regierens, weil er nicht in der Befreiung des Individuums von Staat und Institutionen die Lösung sieht, sondern: „Von Staat und von dem Typ der Individualisierung, die mit ihm verbunden ist, müssen wir uns befreien" (Foucault 1987, S. 250). Dieser Denkansatz erscheint heute deswegen so aktuell, weil Neoliberalismus gerade auch mit Freiheit und der Aktivierung des Individuums agiert und nicht allein mit Repression. Diese Freiwilligkeit der Unterwerfung in ein mobiles Erreichbarkeitsregime ist bedeutsam, um die Art und Weise der Handynutzung zu verstehen. Wie sich im empirischen Teil zeigen wird, geht Handynutzung nicht in ’rationalem’ Medienverhalten auf. Interessant ist, in wel-

chen Bereichen Fügungen und Widerstände auftreten, sich dem Erreichbarkeitsregime zu unterwerfen, zu widersetzen (vgl. Kapitel 9.3).

Denn so überzeugend und in sich stimmig diese vorwiegend auf theoretisch-programmatische Schriften gestützte Neoliberalismus-Exegese auch ist, kann sie neoliberale Subjektivität, wie sie in die Subjekte eingeschrieben und gelebt wird, also den handelnden, sich mitunter der widersprüchlichen Forderungen bewussten Menschen, nicht erklären.[76] So betont etwa Silvia Krömmelbein (2005) die irrationalen[77] Aspekte des Subjekts. So versteht sie Mobbing als dysfunktionale Kommunikation, ein Verhalten, das sowohl die Identität der Arbeitssubjekte, wie das Unternehmen schädigt. Mobbing, als kommunikativ ausagierte Aggression, stelle dabei keine „Entgleisung" dar, sondern ist eine Folge subjektivierter Arbeit, weil es eine Pervertierung, jener speziell in Kommunikationsberufen eingeforderten Arbeitstugenden wie Authentizität, Teamfähigkeit und Kreativität darstellt. Oder die qualitativen Studien Holtgrewes (2006), die in ihren Interviews mit Fernmeldehandwerkern und Call Center-Agents ein breites Handlungsrepertoire im Umgang mit Leistungs- und Flexibilitätsanforderungen umreißt. Im Ringen um Anerkennung in Arbeitsprozessen, beschreibt sie mannigfach distanzierte Haltungen und zeigt, dass die Anrufungen des „Unternehmerischen Selbst" nicht unhinterfragt übernommen werden, sondern abgewogen und austariert werden muss. Eine weitere Distanzierungsstrategie besteht darin, eine ironische Haltung einzunehmen, um Arbeitskontexte zu unterminieren und so den Zumutungen des Arbeitslebens und der Konsumkultur zu trotzen. „Ironie eröffnet dabei den Bewegungsspielraum, den

[76] Beispielsweise interessiert sich Ulrich Bröckling (2007) in seiner Studie über 'Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform' lediglich für die „Vermessung des Kraftfelds des unternehmerischen Selbst". „Untersucht wird also ein Regime der Subjektivierung, nicht was die diesem Regime unterworfenen und in dieser Unterverwerfung sich selbst als Subjekte konstituierenden Menschen tatsächlich sagen oder tun" (ebda, S. 10). Nach Bröcklings Einschätzung „Die Anrufungen des unternehmerischen Selbst sind totalitär" (ebda, S. 283) ist es freilich sinnlos widerständige Praktiken oder zumindest delinquentes Verhalten zu analysieren. Er rät zur „flüchtigen Vergegenwärtigung des Abwesenden", welche die Kunst hochhält „anders anders zu sein". Diese Einschätzung möchte ich mit einem Argument der Elias-Forscherin Gabriele Klein entgegnen. Die „Figur des „aktiven Bürgers", der ausgestattet mit dem Zwang zur Freiheit, als ein um sich selbst sorgendes, identitätsbastelndes, flexibles und räumlich mobiles Individuum als *historische Form des Subjektbegriffs* [Hervorhebung B.B.] […]" (Klein 2006, S. 200) verstanden werden muss. Es bleibt zu beobachten, ob und wieweit die derzeitige Krise des Kapitalismus, sich auch in der Konzeption neoliberaler Subjektivität niederschlägt.

[77] Grundsätzlich schließe ich mich der Kritik neoliberaler SubjekttheoretikerInnen an, welche aus Subjekt-Zuschreibungen zugleich Einschreibungen machen. Gleichzeitig gebe ich Lutz Eichler (2005) recht, dass Mobbing gerade nicht ein Fall von Irrationalität ist, sondern eine Strategie, um sich im Betrieb durchzusetzen.

die von Widersprüchen durchzogenen Verhältnisse [...] nicht hergeben. Sie wird zur Antwort des Individuums auf die Zumutungen in unübersichtlichen Verhältnissen für die Flexibilität und Mobilität sorgen zu müssen“ (Barfuss 2007, S. 129f.). „Ironie blüht, wo die Arbeitenden unter prekären Bedingungen immer kurzfristiger zu disponieren gezwungen sind und wo sie untereinander zugleich kooperieren und konkurrieren“ (ebda, S. 123). Diese Taktiken machen die Grenzen neoliberaler Subjektkonstruktion deutlich, sie zeigen auf, dass sie die ökonomischen Zwänge und den Aktivitätsmodus dieses Subjektivierungsregime zwar verinnerlicht haben, aber nicht darin aufgehen. Ulrich Bröckling sieht in Depression, Ironisierung und passiver Resistenz (wie sie etwa Gruppierungen wie die „Fröhlichen Arbeitslosen“ propagieren) mögliche gegenläufige Strömungen (vgl. Bröckling 2007, S. 288).

Nicht zuletzt verstehe ich diese Arbeit auch als einen empirischen Beitrag, um die Lücke zwischen der Konzeption neoliberaler Subjektivität und der Lebensrealität Berufstätiger im Neoliberalismus am Beispiel einer Analyse der Handykommunikation zu schließen.

4.2 Der flexible Charakter: Patchwork-Biographien zwischen Autonomie und Prekarität

Strebte ich im letzten Kapitel an, die ökonomischen, politischen wie philosophischen Rahmenbedingungen für das verstärkte theoretische Interesse am Subjekt darzulegen, rücken nun individual-psychologische Erwägungen in den Vordergrund. Wenn auch die Sphären nicht scharf zu trennen sind, folgt man einem Verständnis gesellschaftlich vermittelter Subjekte. Einem Subjekt-Begriff folgend, wie ihn die kritische Psychologie formuliert, gestalten Menschen ihre Lebensbedingungen, sind ihnen aber zugleich unterworfen. Klaus Holzkamp spricht von „individueller Vergesellschaftung", es bezeichnet das aktive individuelle Hineinwachsen in die Gesellschaft und die Nutzung ihrer Möglichkeiten durch Beteiligung an der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion des Lebens (vgl. Holzkamp 1983, S. 175). Ziel dieses Kapitel ist es subjekttheoretische Grundlagen zu vermitteln, um die Beschreibung lebensgeschichtlicher Passagen der befragten HandynutzerInnen besser einordnen zu können. Wie geht das Individuum mit Multioptionalität

und den Handlungsaufforderungen zur Selbstverantwortung um? Wie schlägt sich diese Aufforderung individueller Mobilisierung in der Handynutzung nieder?

Das zuvor beschriebene vielschichtige Phänomen der Subjektorientierung verlangt der/dem Einzelnen ein hohes Maß an Eigenverantwortlichkeit ab und eröffnet zugleich ein bislang unbekanntes Ausmaß an Möglichkeiten der individuellen Lebensgestaltung. So lautet die Kernaussage der Individualisierungsthese des Modernisierungstheoretikers Ulrich Beck, eine Konsequenz der Säkularisierung und Ablöse der Industrie- durch die *Risikogesellschaft*. „*Die Biographie der Menschen* wird aus traditionellen Vorgaben und Sicherheiten […] herausgelöst, offen, entscheidungsabhängig und *als Aufgabe in das Handeln jedes einzelnen gelegt.* Die Anteile der prinzipiell entscheidungsoffenen, selbst herzustellenden Biographie nehmen zu. Normalbiographie verwandelt sich in Wahlbiographie (Hervorhebungen, B.B)“ (Beck 1990, S. 12). Betont Beck noch die Chancen dieses Transformationsprozesses, beschäftigt seinen Kollegen aus dem Bamberger Kreis, Peter Gross, die Gefahren der *Multioptionsgesellschaft*. So werde der Mangel an Festigkeiten mit einer Zunahme von Optionen kompensiert, die zu einer Tyrannei der Möglichkeiten führe, wobei Hyperaktivität die Grundfigur der Gegenwart sei (vgl. Gross 1994, S. 15f.). Dabei sollte die Theoretisierung von Wahlmöglichkeiten nicht gleichgesetzt werden mit der tatsächlichen sozialen Mobilität. Die einstmals postmodern-avantgardistische Vorstellung einer individuell selbst gebastelten Patchwork-Biographie[78], mit nicht linearen Berufswegen und wechselnden privatfamilären Lebenssituationen, wird für immer mehr Menschen zur – oftmals gar nicht so frei gewählten – Alltagsrealität. Die wachsende Zahl der Möglichkeiten konfrontiert das Individuum mit einer wirtschaftlichen wie psychischen Dynamik die zwischen Autonomie und Prekarität[79] angesiedelt ist. Wie ambivalent die neue Arbeitswelt beurteilt wird zeigt sich auch in der Sichtweise der AutorInnen: Nennen es die einen *Intelligentes Leben jenseits der Festanstellung* (vgl. Friebe/Lobo

[78] Was eine Patchwork-Biografie ist, lässt sich auch in Zahlen ausdrücken: (vgl. Keupp 2000, S. 5): In den USA arbeiten ein Drittel aller Beschäftigten in ihren aktuellen Jobs kürzer als ein Jahr. zwei Drittel der Beschäftigten arbeiten in ihren aktuellen Jobs weniger als fünf Jahre in einer Firma. Und galt noch bis in die 80er Jahre in Großbritannien die 40–40 Regel, dies hieß 40 Stunden – 40 Jahre, fallen heute nur noch 30 Prozent der ArbeitnehmerInnen in diese Kategorie.

[79] Das Redaktionsteam der Zeitschrift Kurswechsel (2008, S. 3f.) schlägt eine Unterscheidung zwischen *Prekariat* (analog formuliert zu dem Klassenbegriff.), *Prekarität* (im Sinne Robert Castels verstanden als „Zone der Unsicherheit“) und *Prekarisierung* (hier liegt die Betonung auf dem Prozesshaften). „Das Prekariat ist in der postindustriellen Gesellschaft das, was das Proletariat in der Industriegesellschaft war“, fasst es prägnant ein Euromay-Aktivist zusammen (zit. n. Raunig 2007).

2006), bezeichnen es andere *Prekarisierung als Verunsicherung und Entsetzen* (vgl. Lorey 2010). Verstanden als subjekttheoretische Positionen thematisiert Autonomie, die positive Seite der „Qual der Wahl“ und Prekarität repräsentiert die negative Konsequenz von Handlungskontingenz. Zwischen diesen Polen angesiedelt, breitet sich ein Sozialcharakter als Handlungsfolie für den Einzelnen in der Gegenwartsgesellschaft aus, der sich auch in einer subjekttheoretischen Wende in der Theoriebildung der letzten Jahrzehnte feststellen lässt. „Lange waren die Menschen als handlungsfähige, ihre Welt gestaltende in den Sozialwissenschaften so unsichtbar wie in der verwalteten Welt des Fordismus unerwünscht. Aus diesem ‘toten Winkel’ sind die Subjekte in den letzten Jahren ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt[80]" (vgl. Kaindl 2007).

Der Siegeszug des Individuums tritt in Gestalt eines ökonomisch agierenden, kreativ-innovativen Subjekts auf, dessen Autonomie und Handlungsspielraum, weniger in der politischen Partizipation, als in der ökonomischen Verwirklichung gesehen wird. Kohärent verbindet sich daher die Hinwendung zum Subjekt mit der Konzeption neoliberaler Gouvernementalität, ‘regiert’ wird mit einem Vokabular der Freiheit. Der einstmals pathetische Freiheitsbegriff reduziert sich auf Wahlfreiheit zwischen Alternativen (vgl. Bröckling 2007, S. 106). Als Antrieb menschlichen Handelns wird Wettbewerbsdenken funktionalisiert, das zu gleichen Teilen als Anreiz und Drohung wirkt. Solcherart wird das autonome Subjekt eingezwängt zwischen den Versprechen von Freiheit und Selbstbestimmung und den Risiken des Scheiterns, der Prekarisierung. „Unter dem Druck unsicherer Arbeitsverhältnisse und dem Bedürfnis nach Selbstverwirklichung […] internalisieren Beschäftigte in Verbindung mit einer Ideologie des ‘Erfolgs’ die Flexibilitäts- und Effizienzanschauung in ihr eigenes Denk- und Handlungsmuster. Der Wettbewerb des Unternehmens wird zur eigenen Sache. Erfolg und Misserfolg werden auf eigenes ‘Verschulden’ zurückgeführt. Arbeit wird zum ubiquitären Fetisch" (Candeias 2001, S. 162). Als einen weiteren Effekt prekärer Berufsbiografien sieht Alexander Meschnig die Tendenz, Arbeit zu dramatisieren, zu inszenieren, sie zum *Event* zu machen. Arbeit, einst biblischer Fluch für Unkeuschheit im Paradies, wird gegen-

[80] Dass diese Aufmerksamkeit, die dem Subjekt derzeit eingeräumt wird wieder verschwinden könnte, „wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“, lesen Moebius/Schroer (2010, S. 7) als Foucaults Ankündigung einer epistemologischen Verschiebung und nicht als „Tod des Subjekts“, wie es oft dargestellt wird. Eine Lesart die ich angesichts der Inkorporierung des Technischen für wichtig halte.

wärtig immer mehr zum Mittel zur Sinnstiftung, weswegen man auch gewillt ist die ganze Persönlichkeit einzubringen (vgl. Meschnig 2003, S. 35f.). Es gilt die individuelle Persönlichkeit mit den Anforderungen des Humankapitals zu fusionieren, um als „Marke Ich[81]“ und erfolgreiche „Ich-AG“ durchzustarten. Das Subjekt wird zum Fluchtpunkt der persönlichen Berufsbiografie, weil in Zeiten flexibel gestalteter Personalpolitik Lebensverläufe immer schwieriger zu gestalten sind.

Was hier noch abstrakt als Debatte um Multioptionalität, Wahlvielfalt und Entscheidungsdruck erscheint, erweist sich in der alltäglichen Handynutzung als anspruchsvolle Kommunikationspraxis. Verliere ich als ein Einpersonenunternehmen Aufträge, wenn ich nicht rund um die Uhr erreichbar bin? Welche Anrufe aus welchen beruflichen/privaten Zusammenhängen kann/soll/will ich sofort entgegennehmen und welche nicht? Lese ich meine E-Mails auch am Handy oder nur am Computer? Wie lange darf/kann/will ich überhaupt nicht erreichbar sein? Diese Fragen thematisiert der empirische Teil. Darin wird das Handy als Instrument gesehen, die persönliche berufliche Autonomie[82] zu erhöhen, aber auch als Werkzeug um prekäre Arbeitssituationen[83] zu gestalten. Besonderes Interesse gilt den Fügungen und Widerständen der Befragten hinsichtlich des Erreichbarkeits-Dogmas (Kapitel 9.2.1). Denn das Handy bedient eine menschliche Grundambivalenz, indem es Freiheit mit Erreichbarkeit und Kontrolle verbindet. So erhöht das Mobiltelefon die zeitliche wie räumliche Autonomie während der Arbeit und kontrolliert gleichzeitig, da jederzeit auf die potenzielle Arbeitsverfügbarkeit zurückgegriffen werden kann. Die Auswirkungen dieser Grundambivalenz beschäftigt die

[81] So der gleichnamige Buchtitel von Beutlmayer/Seidl, der mehrere Wochen auf den Bestseller-Listen stand, um mittels erfolgreicher Erfolgsstorys z.B. von Niki Lauda, praktische Tipps für die eigene Marken-Bildung zu geben. „Hinter der Idee der Orientierung auf Erfolgsgeschichten bekannter Marken steht der Wunsch nach einem ‘allgemeinen Rezept’, das man/frau nur richtig auf seine eigene Biografie anwenden muss. Ein neuer, durchökonomisierter Mensch steht als Vision der Apologeten einer vollständig formbaren Psyche im Vordergrund." (Meschnig 2003, S. 34) Die Vermarktung der Ich AG gleicht jeder anderen Produktvermarktungsstrategie, beginnt bei Zielsetzung, Stärken- Schwächen Definition, USP, Marktwert-Erhebung, bis dahin für sich selbst ein Logo zu entwerfen, sich Gedanken über die Marktplatzierung zu machen und zur Selbstvermarktung, wie der Management-Ratgeber Tom Peters (2001) mit einer extrem verdinglichten Sprache beschreibt.

[82] Autonomie verstehe ich hier im Sinne der griechischen Übersetzung von „Autonomos – sich selbst Gesetze gebend“, also lediglich im Sinne von Selbst- und Eigenständigkeit, Eigenverantwortlichkeit. Und nicht aus ganzheitlich-psychologischer Perspektive wie etwa Arno Gruen, der Autonomie als „denjenigen Zustand der Integration beschreibt, in dem ein Mensch in voller Übereinstimmung mit seinen eigenen Gefühlen und Bedürfnissen ist“ (2008, S. 17)

[83] Hier verstanden als Sammelbegriff für atypische, flexible, befristete und/oder nicht plan- und gestaltbare Arbeitsverhältnisse.

Interviewauswertung, wobei hier nur kurz auf einige interessanten Nebeneffekte hingewiesen wird: So wird das Mobiltelefon zum omnipräsenten Telefonjoker, der zu mangelnder Problemlösungswilligkeit bzw. –fähigkeit führt, was Andrea Naica-Loebell bei Kindern beobachtete „[…] [sie] denken erst gar nicht groß darüber nach, wie wir ein Problem selbst lösen – wir rufen einfach schnell jemanden an, der sich damit auskennt“ (Naica-Loebell 2004, S. 3). Diese potenzielle Rückfragemöglichkeit bei Vorgesetzten kann ganze Arbeitsbereiche dequalifizieren und die eigenständige Entscheidungsfähigkeit von ArbeitnehmerInnen, zum Beispiel im Außendienst, stark eingeschränkt hat (vgl. Geser 2005). Exemplarisch zeigt sich hier wie Techniken alltägliche Handlungsroutinen anleiten und verändern und rückwirkend wiederum subjektive Handlungsoptionen erweitern oder eben einschränken.

4.2.1 Identitäre Aspekte neuer Arbeitsformen

Lag das Interesse arbeitssoziologischer Fragestellungen bis in die 1980er Jahre hinein beim Kollektiv, das sich mit dem Produktionsfaktor Arbeit beschäftigte, tritt in den letzten Jahrzehnten verstärkt das individuelle und kreative Arbeitssubjekt in den Vordergrund. Die stärker flexibel als bürokratisch agierenden technologisch aufgerüsteten Unternehmen verlangen sowohl von ArbeitnehmerInnen wie Führungskräften verstärkt emotionale Kompetenz[84] und soziale Fähigkeiten. Es zeigt wie ein ökonomischer Strukturwandel, der sowohl betriebliche Organisation wie individuelle Berufsanforderungen verändert. Dies betrifft die verstärkt eigenständige bzw. teamorientierte Arbeitsablaufgestaltung sowie den Anspruch Ideen und Vorschläge zur Optimierung von Arbeitsprozessen[85] einbringen zu können.

Begrüßen die Einen, einen neuen Menschentyp jenseits rigider Identitätsvorstellungen, der flexibel die eigene Patchwork-Identität (vgl. Keupp 2002) zusammenbastelt, sehen die Anderen im Abschied kontinuierlich entwickelter Identitätsvorstellungen das Heraufdämmern eines unsicheren Individuums, unfähig eigenver-

[84] 1996 schrieb Daniel Goleman den Bestseller *Emotionale Intelligenz*, der von der Kraft der Gefühle handelt und der in Selbstbewusstsein, -motivation, -management, Engagement und Empathie, die wichtigsten Prinzipien des individuellen EQ sah.

[85] Ein Instrument der Organisationsentwicklung ist das sogenannte 360-Grad-Feedback; wobei Fach- und Führungskräfte von KollegInnen, KundInen, MitarbeiterInnen beurteilt, worin Bröckling ein „demokratisiertes Panopticon“ erkennt (vgl. Bröckling 2001,77ff.).

antwortliche Entscheidungen zu treffen, ausgestattet mit einem *flexiblen Charakter* (vgl. Sennett 2000). Zur Veranschaulichung dieser psychischen Dimension von Subjektivität wählte der Psychiater Robert Lifton den Begriff des 'proteischen Selbst'[86]. „Wir werden zunehmend fluid und vielseitig. Ohne es so recht zu realisieren, haben wir ein Selbstgefühl entwickelt, dass der Rastlosigkeit und dem Fluss unserer Zeit entspricht. Dieser Seinsmodus unterscheidet sich radikal von früheren und befähigt uns zu kontinuierlicher Exploration und zu persönlichem Experimentieren" (Lifton 1993, S. 1). Auch der Arbeits- und Technologieforscher Jeremy Rifkin sieht in diesem neuen Menschentyp eine Chance, wenn nicht sogar eine technologisch-gesellschaftliche Notwenigkeit: „Das neue proteische Selbst hat der wachsenden Dichte menschlicher Interaktion, die durch moderne Transport- und Kommunikationsmittel und das Großstadtleben ermöglicht wurde, viel zu verdanken. Die heutige Generation lebt stärker in der Zeit als im Raum. Sie ist eingebettet und gefangen in einer komplexen und temporalen Welt wechselseitiger Abhängigkeiten, die sich aus fließenden Beziehungsnetzen und vernetzten Aktivitäten neu strukturiert" (Rifkin 2000, S. 23). Die proteische Persönlichkeit bedeutet nicht das Verschwinden des Selbst, vielmehr verheiße sie eine reifere Stufe des Bewusstseins, die jenseits singulärer, einheitlicher Identitätsvorstellungen liege, die es den/r Einzelnen ermögliche, die zunehmende Komplexität und Vieldeutigkeit handzuhaben[87]. Rifkin sieht im proteischen Bewusstsein eine Grundlage für eine Erneuerung der Kultur, die eine Voraussetzung ist, um mit den identitären Herausforderungen einer globalisierten Welt umzugehen.

Hingegen ausschließlich kritisch referenziert Richard Sennett auf das proteische Selbst. Menschen würden lediglich flexible Charaktere ausbilden, da sie gezwungen seien sich mit einem fragmentierten Leben zu arrangieren, wie es die Arbeitserfahrung in flexiblen Unternehmen vermittle. Der flexible, der poröse Mensch (wie der englische Titel *The Corrosion of Character* nahelegt), könne keinen Charakter, im Sinne der griechischen Übersetzung von 'das Eingegrabene, Geprägte', entwickeln, die Folge sei ein Abtreiben, „Drift". „Die Bedingungen der Zeit im neuen Ka-

[86] Der Ausdruck geht auf den griechischen Gott Proteus zurück, dem Bewahrer von Poseidon, der fähig war sich ständig selbst zu verwandeln und in völlig unterschiedlichen Gestalten auftauchte und damit die Sterblichen oft in die Irre führte.

[87] Ganz praktische Erwartungen an eine flexible Gesellschaft stellen die Mitglieder der „B-Society". So möge sich die Gesellschaft am individuellen Melatonin-Haushalt des Einzelnen orientieren, das heißt jede/r kann schlafen/arbeiten, wann es ihr/ihm passt (vgl. Opitz 2010, S. 139).

pitalismus haben einen Konflikt zwischen Charakter und Erfahrung geschaffen. Die Erfahrung einer zusammenhanglosen Zeit bedroht die Fähigkeit der Menschen, ihre Charaktere zu durchhaltbaren Erzählungen zu formen“ (Sennett 2000, S. 37). Die heteronomen Anforderungen[88] eines flexiblen Kapitalismus, verunmöglichen berechenbare Berufsverläufe und verhindern so die Entwicklung einer beruflichen Identität. Sennett stellt – ganz in der Tradition Max Webers – eine essenzielle Verbindung zwischen Beruf und Charakter her. Bereits in den 1980er Jahren kritisierten feministische Soziologinnen die theoretischen Defizite dieser berufs- und erwerbsarbeitszentrierten Identitätskonzepte, Ansätze, die mittlerweile für immer mehr prekär Beschäftigte an Argumentationskraft gewinnen. So sehr Sennetts Bücher zum flexiblen Kapitalismus eine viel rezeptierte und gut lesbare Lektüre darstellen, tragen seine Analysen wenig zu einem tiefer gehenden Verständnis von Subjektivierung und technologischer und kapitalistischer Entwicklung bei, entsprechen eher einem kulturpessimistischen Wertekonservativismus. Wiewohl er wertvolle subjekttheoretische Anregungen liefert, treten die Grenzen seines essayistischen Stils deutlich zu Tage, da lediglich ein Dutzend US-amerikanischen MangerInnen der New Economy[89] (Sennett 2000, S. 166) nicht ausreicht, um eine Sozialcharakter-Studie über den flexiblen Menschen zu erstellen.

In seinem Resümee zum flexiblen Menschen bringt Sven Opitz berechtigt zum Anschlag, dass Sennetts Kritik auf Vorstellungen bürgerlicher und damit prototypisch weißer, männlicher, heterosexueller Subjektivität beruhen. Zugleich misstraut Opitz berechtigter Weise den kapitalismuskonformen Vorschlägen eines „flexiblen Lebens mit postmoderner Ich-Orientierung“, wie es etwa Friebe/Lobo (2006) in *Sie nennen es Arbeit* propagandieren. Vielmehr fordert der Hamburger Sozialwissenschafter Sven Opitz dazu auf Prekarisierung als eine „strategisch lancierte Gegensemantik zur Flexibilität“ zu begreifen (Opitz 2010, S. 15–146), die eine Politisierung jenseits Schönfärberei darstellt ohne die Freiheitspotenziale zu

[88] Darunter sind widersprüchliche Anforderungen gemeint, wie z. B. der ‘durchsetzungsstarke Teamspieler‘, denen der/die Einzelne nicht gerecht werden kann, dem kann nur durch zeitliches oder funktionelles Fragmentieren entgegnet werden.

[89] Anlässlich einer Ausstellungseröffnung im Kunsthaus Graz gab Sennett offen zu, dass seine Forschungen zur Arbeitswelt zu einem Gutteil aus Tiefeninterviews bestünden, die er lediglich in wenigen Branchen geführt habe, New Economy, Hochfinanz, Hightech und Kreativwirtschaft (vgl. Sennett 2008, S. 10).

verschweigen. Oder Prekarisierung als Vergesellschaftungsform zu begreifen, die es hilft aktuelle Subjektivierungsformen besser zu verstehen (vgl. Lorey 2010).

Um die widersprüchlichen Anforderungen an das Arbeitssubjekt an einem konkreten Beispiel zu veranschaulichen, greife ich auf die typisch postfordistische Arbeitsweise des Teamworks zurück. Gerade flexible Organisationen verfügen meist über dezentralisierte Unternehmensstrukturen[90], die einen Gutteil der Arbeit über Projekt- und Teamarbeit abwickeln. Der Ausdruck Teamwork kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich dabei um eine Technik der indirekten Führung handelt, die die Verantwortung des Vorgesetzten auf das Team überträgt (vgl. Opitz 2004, S. 130f.). Teamarbeit schafft die Fiktion konträre Positionen zwischen ArbeitnehmerInnen und Vorgesetzten aufzuheben, gemäß der Redewendung, dass „alle an einem Strang“ ziehen. Birgt aus Sicht der Führungskräfte Gruppen- bzw. Gemeinschaftsarbeit zwar die Gefahr der Verantwortungsdiffusion ist sie zugleich unverzichtbar, weil sie die „Unternehmensorganisation ebenso lebendig wie steuerbar hält“ (Baecker 1993, S.180). Sowohl Teamgeist wie gegenseitige Kontrolle greift ineinander, da die Teammitglieder sich aufeinander konkurrierend beziehen, zumindest bei bestimmten Tätigkeiten. Teamfähigkeit definiert sich als Fähigkeit mit einem wechselnden Ensemble von Personen kurzfristige Aufgaben umzusetzen (vgl. Sennett 2000, S. 148f.). Der Umgang mit aufgabenorientierter Arbeit verlangt verstärkt soziale Fähigkeiten wie rasche Problemlösungsfähigkeit, wobei die intensive Beschäftigung mit einem Problem teilweise dysfunktional wird; hingegen gefordert wird ein professionelle und proaktiven Umgang mit uneindeutigen, schlecht definierten Situationen. Teamwork fördere flüchtige Formen der Gemeinschaft, es vermittle die „Stärke schwacher Bindungen“ (Sennett 2000, S. 28). Darin liegt eine bedeutsame Schnittstelle zwischen neuen Arbeitsformen und Subjektivierung, sie legt den Zusammenhang zwischen der steigenden Nachfrage an Social Skills (wie Kooperations-, Kommunikations-, Konfliktfähigkeit und Einfühlungsvermögen) und neuen Arbeitsformen offen. Detailreich und – offensichtlich genüsslich – zeigt Sennett die kontraproduktiven Folgen von Gruppen- und Teamarbeit auf, hält sie für hauptverantwortlich für die Erosion traditioneller Arbeitstu-

[90] Eine Variante – insbesondere bei ortsübergreifenden Teams – stellt IKT-gestützte Gruppenarbeit dar, CSCW (Computer Supported Cooperative Work); eine interdisziplinäre Forschungsdisziplin, die das Verhalten von Individuen in Gruppen erforscht und mit welchem Maßnahmen Effektivität wie Effizienz von Gruppenarbeit erhöht werden kann.

genden und den Aufstieg der Meritokratie. „‘Wie interessant.’– ‘Was sie sagen, ist sehr wertvoll.’ – ‘Wie können wir das noch besser machen?’“ (Sennett 2000, S. 151). Oder „‘Ich verstehe wirklich, was sie sagen’. ‘Ich kann wirklich sehen, dass das was sie wollen, der Weg ist, mit diesem Problem voranzukommen’" (Sennett 2008, S. 11). Diese Masken der Kooperation werden benutzt, gleichzeitig pflegt man Kontakt zu anderen Netzwerken, um sich auch dort zu verankern, denn falls dieser Job misslingt, könne man nicht dafür verantwortlich gemacht werden. Diese Form der Schauspielerei nennt er Masking dessen Sinn und Wirkungsweise darin besteht ein psychologisches Zeichen der Arbeitsbereitschaft zu setzen, ohne konkrete Verantwortung zu übernehmen. Denn Teamwork-Situationen erfordern es freundlich zu sein, aber wie manche Arbeitserfahrung zeigt, ist es klug, sich abwartend zu verhalten. Innerhalb dieser Arbeitsprozesse wird das Ich zum Fluchtpunkt, allerdings ein Ich, das von Tätigkeit zu Tätigkeit, von Ort zu Ort, driftet (vgl. Sennett 2000, S. 15f.).

Besonders bei Teamarbeit im Bereich immaterieller Arbeit, wie in der Kommunikations- und Werbebranche, ist der Akt der Kommunikation oft strategisch wichtiger, als die Information selbst. Jede/r, der schon einmal in PR-, Marketing oder Werbung gearbeitet hat, kann dieser These Sennetts (2000, S. 144) vollinhaltlich nur zustimmen. Aussehen, Auftreten, Benehmen, sind manchmal wichtiger als die Arbeit selbst. Silvia Krömmelbein (2005, S. 188) nennt es treffend „inhaltsleere Kommunikation“ – eine Form aktiver Informationskontrolle und gleichzeitig gezielte Desinformation darstellt, als strategisches Instrument um sich in Kommunikationsberufen durchzusetzen. Informationen sind in diesem Metier die wichtigste Ressource. Zugleich bietet dieses Kommunikationsverhalten eine breite Angriffsfläche für Mobbing. Gerade inhaltsleere Kommunikation zerstört die Reflexionsfähigkeit und erschwert den Arbeitscharakter dieser Beziehungen, da sie zur Ablehnung bzw. Bejahung des ganzen Menschen führt. Teamwork kann auch als Strategie verstanden werden, um hierarchische Arbeitsstrukturen horizontal zu reproduzieren (vgl. Krömmelbein 2005). Die vormals autoritär-fordistischen Chef-Strukturen werden durch die soziale Kontrolle (Peer controll) des Teamgeists ersetzt, was zu Formen repressiver Gemeinschaftlichkeit führen kann. Das Vorangegangene macht deutlich, weshalb die Psychologin Christina Kaindl von einer „Mobilisierung der Subjekte durch Subjektivierung“ (2007, S. 149) spricht. Da die Mobilisierung

von Gefühlen, vorrangig als Selbstmobilisierung aber auch im Zurschaustellen von Emotionen in Arbeitsprozessen, an Bedeutung gewinnt, erfreuen sich Psychotechniken wie NLP großer Beliebtheit. „Die reale Widersprüchlichkeit neoliberaler Anforderungen stellt sich für die Betroffenen durchaus als leidvoll dar: Im Kontrast zu denen, die ihre Emotionen zu Kapital machen können, steht das Leiden derjenigen, denen die Selbstmobilisierung nicht gelingt oder die trotz Selbstmobilisierung keinen Erfolg haben – und dies dann wieder auf sich beziehen. Sie zeigen sich in Erschöpfungsdepression der Überarbeiteten“ (Steinrücke zit. n. Kaindl 2007, S. 158). Ein Ausweg für das ‘Erschöpfte Selbst’ (Alain Ehrenberg) liegt in technischen Erweiterungen, die in dieser Arbeit als Ich-Erweiterungen bezeichnet werden, wie diese subjekttheoretisch gefasst werden, skizziert das nächste Kapitel.

4.2.2 Subjekt-Artefakte

„Für eine kurze Zeit in der Geschichte (der Philosophie, der Gesellschaft, des Denkens, der Wissenschaft) war das Subjekt im Zentrum der Macht, wenngleich ständig vor seiner Entthronung bedroht – durch das Unbewusste, die Sprache, die Zeichen, die Strukturen, von Fluchtlinien. Heute haben sich die Objekte und Dinge in Stellung gebracht und bringen dieses Subjekt ins Schwanken“ (vgl. Angerer 2009). So leitete die Medientheoretikerin Marie-Luise Angerer ihren Vortrag am Bochumer Kolloquium Medienwissenschaft ein, um ihr Verständnis vom Menschen als technisch erweitertes Subjekt-Artefakt zu erklären. Dabei handelt es sich um Selbst-Einrichtungen, die sich auf Medien als zweite Natur beziehen, dies artifiziert die erste Natur und führt zu „adaptiven, kreativen, flexiblen Agenten mit manipulierten Körpern und technisch-affektivem Bewusstsein“. Jean Baudrilliard teilt die Auffassung, dass das „Subjekt als strategischer Ort“ an Bedeutung verloren hat.

> Alles, was man in die Kategorie des Subjektes einordnen konnte wie den Willen oder das Begehren oder die Freiheit oder die Verantwortlichkeit, ist zur Funktion geworden [...] Dieses neue Individuum ist ganz und gar mit sich selbst identisch, während das Subjekt, wie wir es gekannt haben, in sich gespalten war, widersprüchlich in seinem Willen und seinem Begehren. [...] Man kann nicht einmal vom Tod des Subjektes sprechen etwa so, wie man vom Tod Gottes spricht, sondern es ist schlicht und einfach ver-

> schwunden, es hat sich verflüchtigt. Der Computer, das Mobiltelefon – dass sind alles Geräte, die dazu tendieren, das Individuum in ein absolut geschlossenes Universum einzugliedern, wie eine operationelle Monade. (Baudrilliard 1997, S. 46f.)

Die Hybridisierung des Subjekts beschäftigt auch die Philosophin Gerburg Treusch-Dieter, sie verbindet das ökonomisierte Selbst mit der Computerisierung aller Arbeitsbereiche: „In ihr [der Ich-AG, B.B] ist die Trennung von Subjekt und Objekt aufgehoben die Maschine ist kein anorganisches Gegenüber mehr, sondern sie wird zum organischen Teil der 'AG' dieses 'Ichs', das sich als ein sich selbst informierendes Netzwerk hervorbringt" (Treusch-Dieter 2003, S. 60f.). Diese menschlich-medialen Verkettungen fungieren als Praktiken der Selbstorganisation (vgl. Russegger 2009, S. 140f.), die ein eigenverantwortlich neoliberal zugerichtetes Subjekt, wie ich hinzufügen möchte, benötigt. Medienintegrierte Subjektivierungsprozesse finden in der Überführung von menschlichen auf nichtmenschliche Aktanten statt. Diesen Übergang „vom Subjekt zum Smartject" definiert er als „ [...] *kluge* Verkettung des Subjekts mit Objekten unter den Bedingungen menschlicher und nichtmenschlicher Elemente, die in unterschiedlichen Projektidentitäten eines Individuums zum Tragen kommen" (ebda, S. 37). Damit knüpft er an die Überwindung der Subjekt-Objekt-Dichotomie an, die das philosophische Denken herausfordert und Fragen der Hybridisierung sowohl in medienphilosophischen wie subjekttheoretischen Kontext verortet[91]. Auf radikale Weise tut dies Bruno Latour in seiner Hybridsoziologie, der analytisch keinen Unterschied mehr sieht zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Wesen, zwischen Subjekten und Objekten, weshalb es in der ANT keine Akteure, sondern Aktanten gibt (vgl. Simms 2004, S. 381).

Die Vorstellungen technisch moderierter Subjektivierungsformen führt der Transhumanismus in radikaler, allerdings bislang wissenschaftlich randständiger Position, weiter[92]. Die Grundüberzeugung liegt in der Idee, mittels biologischer Verbes-

[91] Wenn etwa an Banken oder Atomkraftwerken 'Stresstests' durchgeführt werden, zeigt sich zumindest auf semantischer Ebene eine Entgrenzung hin zu den Dingen, indem man Eigenschaften von Lebewesen auf wirtschaftliche bzw. technische Systeme überträgt.

[92] Der bekannteste Transhumanist Hans Moravec definierte es als zunehmende „bionische Hybridität zwischen Lebewesen und Maschinen" und stellt sich damit in die Tradition der Kybernetik. Kybernetik, so wie sie Norbert Wiener prägte, wählte das Bild des Steuermanns, um die Steuerung,

serungen die Gesellschaft zu revolutionieren. Körper (Wetware), Bewußtsein (Software) und Computer (Hardware) sollen miteinander in Einklang gebracht werden. Zunächst in Form von 'Uploading', indem das eigene Gehirn auf ein Computersystem übertragen wird, und am Ende des Lebens soll ein Einfrieren des eigenen Leibs (Kryonik) ein persönliches Reloading potenziell möglich machen (vgl. Muggenthaler 2004). Der Autor interpretiert den Transhumanismus als extremsten Ausdruck des Gesellschaftstrends zur Beschleunigung und Selbstoptimierung, der einen Drang zur Verschmelzung mit Maschinen auslöst.

Mag es unter dem Begriff der Kybernetik, Hybridität oder mit der Figur des Cyborgs[93] gefasst werden, die allgegenwärtigen Technisierungsprozesse führen zu Diskursen zwischen Körper und Technik, die auch in der Subjekttheorie ihren Ausdruck finden. Diese technophilen Debatten[94] blenden in ihren Gesellschaftsentwürfen Machtverhältnisse meist völlig aus oder begreifen sie als Problemfeld, das wiederum technologisch gelöst werden kann. Daher erscheint mir folgender Hinweis besonders wichtig, um das Subjekt-Artefakt auf seine politischen Konsequenzen hin weiterzudenken.

> Die politische Konsequenz der kybernetischen Hegemonie besteht im Verschwinden gesellschaftlicher Widersprüche. Das Denken in kybernetischen Systemen impliziert die Ideologie des Gleichgewichts, der Selbststeuerung und der Selbstregulierung, und so produziert die hegemoniale Denkform der Kybernetik als sozialwissenschaftliche Systemtheorie harmonisierende Gesellschaftsvorstellungen. Aus gesellschaftlichen Widersprüchen und unvereinbaren Interessen werden Steuerungsprobleme. (Schaper-Rinkel 2003, S. 59)

Ein abschließendes Beispiel für die Entgrenzung von Subjekt – Objekt liegt im Datensubjekt, worunter jene Datenspur verstanden wird, die jedes Mobiltelefon durch GPS Lokalisierungsdaten hinterlässt. Am Beispiel eines Mordprozesse in Großbri-

---

Regelung von Menschen, Maschinen und Sozialem zu beschreiben (vgl. Schaper-Rinkel 2003, S. 39ff.).

[93] Sadie Plant (in Breitsameter 2004) erkennt bereits im Handynutzer einen Cyborg, ein Eindruck der durch die kabellose Bluethooth-Technologie verstärkt wird.

[94] „Cyborg-Religion, künstliches Leben und Intelligenz-Mystik führt dazu, dass Entsinnlichung gefeiert und jegliche Kritik der Technologieentwicklung, wie sie heute betrieben wird, und Kritik am Konsummodell, der Marketingindustrie, als konservativ und nostalgisch denunziert wird" (vgl. Gorz 2007).

tannien beschreibt Nicola Green (2002, S. 44), wie die Person durch Datenspuren subsituiert wird, weil der Täter mittels der Datenspur seines Mobiltelefons beweisen konnte, zum Tatzeitpunkt kilometerweit vom Tatort entfernt gewesen zu sein. Ein ist weiteres Indiz im Handy eine Ich-Erweiterung zu sehen, weil das körperliche Subjekt mit dem Datensubjekt gleichgesetzt wird.

5. Entgrenzungsmaschine und Medium individueller Mobilisierung

Dieses Kapitel behandelt das Verhältnis zwischen Handynutzung und öffentlichem Raum und deren Auswirkungen auf die (Selbst-)Wahrnehmung und die Interaktionsfähigkeit. Der Titel kündigt die thematische Ausrichtung und Begrenzung dieses materialreichen Themas an. Die nahezu dialektische Bewegung zwischen Entgrenzung und Begrenzung beschreibt am signifikantesten den Wandel in der Wahrnehmung von Öffentlichkeit/Privatheit. Allgemein formuliert bewegt sich Kommunikation im öffentlichen Raum zwischen Assonanz und Dissonanz (vgl. Weiß/Groebel 2002, S. 107). Dabei belegt das Mobiltelefon eine ambivalente Mehrfachrolle: Es ist gleichermaßen apparativer Störfaktor, Kontaktmaschine wie intimes Gerät. Kapitel 5.2.1 verknüpft Handyroutinen im öffentlichen Raum mit ihren verschiedenen medialen Bedeutungshintergründen. Zugleich performiert das Mobiltelefon die Wahrnehmung von Zeit und Raum und verändert anhaltend und wirksam Umgangs-, Interaktions- und Kommunikationsformen. Ablesbar wird diese Transformation auch in geänderten Normen des sozialen Umgangs. Durch die Handynutzung verschieben sich innerhalb eines Jahrzehnts altgediente Höflichkeitsformen des öffentlichen Umgangs. Verhaltensformen die zunächst noch konflikthaft waren, sind mittlerweile Konsens. Diese Wende beruht einerseits auf einer Erneuerung medialer Wahrnehmung und der sozialen Arrangements (vgl. Höflich 2005a, S. 21), wie es dieses Kapitel aus unterschiedlichen Blickwinkeln beschreibt.

5.1 Wahrnehmung in Zeiten der Aufmerksamkeitsökonomie[95]

Bevor das Mobiltelefon ins Zentrum rückt, rahme ich das Kapitel über die Zusammenhänge von Medien, Wahrnehmung und öffentlichem Raum. Dabei wird von einem Medienverständnis ausgegangen, dass in Medien Sinneserweiterungen sieht, gewissermaßen als „zentrale Nervenstränge“ der Gesellschaft. Zum Beispiel das Radio als Erweiterung des Gehörs, der Fotoapparat als Erweiterung des Sehsinns und dergleichen (vgl. McLuhan 1992/1964, S. 378). McLuhan führt aus

[95] Diesen Ausdruck prägte der Architekturtheoretiker Georg Franck (1998), in seinem viel diskutierten Buch *Ökonomie der Aufmerksamkeit* sowie in dem Nachfolgewerk *Mentaler Kapitalismus* (2005).

kulturgeschichtlicher Perspektive vor, wie Medien unsere Wahrnehmung prägen und so gesellschaftlichen Wandel gestalten. Als der Buchdruck den Menschen als zentrales Kommunikationsmedium ablöste, verlor das (Zu-)Hören gegenüber dem Sehen an Bedeutung. Die Ablöse der „Gutenberg Galaxis" durch elektronische Medien fordert neben dem Sehsinn den Tastsinn, deshalb nennt McLuhan den Computer ein taktiles Medium (für das Mobiltelefon halte ich diesen Ausdruck für ebenso treffend). Obwohl ich seine Begriffswahl für einen nachträglichen Glückstreffer[96] halte, drängt sich eine Wiederaufnahme und Neubewertung des Begriffs des taktilen Mediums auf; taktile Medien fördern Interaktionsdimensionen wie Aktivität, Anteilnahme und Kreativität (vgl. Rörig 2006, S. 153f.). Diese Handlungsaspekte unterstützen moderner medienkonvergenter Mobiltelefone umfassend; die Touchscreen-Steuerung verschafft jederzeit Zugang zu sozialen Netzwerken. Doch bereits vor iPhones und Smartphones setzte das Handy auf sensorischen Tastsinn: Man kennt Tempo und Geschicklichkeit mit der manche/r SMS-Schreiben. Darauf nimmt der Buchtitel *Daumengesellschaft* Bezug, ein Sammelband mit sozialwissenschaftlichen und philosophischen Beiträgen zum Verhältnis Mobiltelefonie und Gesellschaft (vgl. Glotz/Bertschi/Locke 2006). Das Mobiltelefon, der alltägliche Begleiter, dieses Kommunikations- und Unterhaltungsmedium wird speziell im öffentlichen Raum intensiv genutzt, mit einschneidenden Folgen auf Gestaltung und Wahrnehmung desselben (vgl. Kapitel 5.2).

Als Grundlage für eine umfassende Betrachtung von Medienneuerungen thematisiere ich in wenigen Sätzen die gesellschaftliche Bedingtheit von Sinneswahrnehmung und deren Auswirkungen auf die Medienrezeption. Technische Alltagsgegenstände vermitteln unsere Erfahrung von Leben sowie unsere Wahrnehmung von Raum und Zeit. Als oral-auditives, visuell-sprachliches und taktiles Medium fordert das Handy den menschlichen Sinnesapparat auf mehreren Wahrnehmungsebenen heraus: sinnlich-kognitiv, technisch/apparativ/medial, historisch-hermeneutisch. Jede neue Technik verlangt neue Sinnesspiele und verändert unsere Wahrnehmung. Weitsichtig stellt Walter Benjamin bereits Anfang des 20. Jahrhunderts fest, wie technische Veränderungen unser Verhältnis zu Medien und Wahrnehmung prägen und somit wirklichkeitsgestaltend wirken. Benjamin (1977)

[96] McLuhan sah im Fernsehen eine „Erweiterung des Tastsinns", das „ein optimales Wechselspiel der Sinne mit sich bringt". Heutzutage ist dieses Argument nicht mehr nachvollziehbar, wird aber durch die schlechte Bildqualität in den 1960er Jahren erklärbar (McLuhan 1992/1964, S. 378f.).

bezieht sich dabei auf die tonangebenden Medien seiner Zeit (Film und Fotografie), aber die ursächliche Erkenntnis lässt sich auf aktuelle Phänomene übertragen. In der permanenten Abarbeitung von Stimuli besteht die Wahrnehmungsarbeit des modernen Menschen. Demgemäß versteht Walter Benjamin (Medien-) Technik als Training des menschlichen Sensoriums: *„Innerhalb großer geschichtlicher Zeiträume verändert sich mit der gesamten Daseinsweise der menschlichen Kollektiva auch die Art und Weise ihrer Sinneswahrnehmung.* Die Art und Weise, in der die menschliche Sinneswahrnehmung sich organisiert – das Medium, in dem sie erfolgt – ist nicht nur natürlich sondern auch geschichtlich bedingt" (Benjamin 1977, S. 14).

Allein die akustischen Impulse der Mobiltelefonie auf alltägliche Geräuschkulissen wären ein Grund, um eine Beschäftigung mit Wahrnehmungsfragen zu legitimieren. Physiologische wie psychologisch-kognitiv-Ansätze treten neueren subjektorientierten, heuristischen Ansätzen gegenüber, die die Wahrnehmung als Tätigkeit des Geistes und sozialisationsbedingtes Ergebnis einer Erfahrungswirklichkeit interpretieren. Wahrnehmung heißt auch, vom Sinnlichen ins Vorbewusste, ins Bewusstsein zu holen. In den letzten Jahren emanzipiert sich die medientheoretische Wahrnehmungsforschung von dem ästhetisch-philosophischen Diskurs der Aisthesis, ebenso wie von dem kognitiv-psychologischen Bereich. Man könnte sagen, die Wahrnehmung des modernen Menschen besteht in der medialen Aisthesis (vgl. Fahlenbach 2005). Der Begriff Aisthesis (griechisch für Wahrnehmung) ist im Übergang zwischen sinnlich-affektivem Erleben und ästhetischer Wahrnehmung angesiedelt (ebda, S. 51f.).

Die sinnliche Komponente wirkt sich in der sensorischen Selbstwahrnehmung der Telefonierenden aus, körperlichen Empfindungen werden individuell unterschiedlich empfunden. So nehmen manche die thermischen Wirkungen des Handys (vgl. Döring 2005, S. 62-65) als heißes Ohr oder erhitzten Kopf wahr, was elektrosensible Personen dazu veranlasst Kopfhörer zu tragen. Die veränderte Selbstwahrnehmung betrifft aber auch andere, beeinflusst das Verhalten im öffentlichen Raum. Denn manche HandynutzerInnen verlieren in emotionalen Gesprächssituationen das Gefühl für die eigene Sprechlautstärke (vgl. Höflich 2003), oder sind

unaufmerksam gegenüber non-verbalen Kommunikationssignalen (vgl. Ling/Pedersen 2005), was zu Konflikten führen kann (vgl. Kapitel 5.2.1).
Das gestiegene Interesse an medialer Wahrnehmung liegt an der alltagsstrukturierenden Dominanz der Medien und den möglichen Veränderungen, hervorgerufen durch das neue Massenmedium Internet. Der Medienphilosoph Bernd Stiegler denkt noch einen Schritt weiter, indem er Kommunikationsmedien nicht nur als technisches System begreift, sondern als Gedächtnisordnung, die ein globales Gedächtnis in Echtzeit hervorbringt. Dadurch wird menschliche Erfahrung im Informationszeitalter auf diese globale, digitale Bestätigung angewiesen (vgl. Stiegler 2009, S. 43f.). Indes gibt ihm die intensive Nutzung sozialer Netzwerke wie Facebook, Twitter etc. recht, wo eine Vielzahl alltäglichster Meldungen minütlich auf digitales Feedback hofft. Belinda Barnet (2005) erkennt ein Verschmelzen von Infomobilität und Mnemotechnik, was dazu führt, dass ein Event, ein Ereignis als solches erst wahrgenommen wird, sobald es auch in das „digitale Erinnerungssystem“ des World Wide Web aufgenommen wurde. Als Theorierahmen lässt sich hier Francks Entwurf einer Ökonomie der Aufmerksamkeit aufspannen, der (mediale) Aufmerksamkeit als die neue Leitwährung des „mentalen Kapitalismus“ versteht (Franck 2005, S. 1). Seine Analysen beschäftigen sich zwar in erster Linie mit dem öffentlichen Raum, den die Werbung als Informationsfläche für die Bewerbung von Marken nutzt, er zieht aber weit darüber hinausreichende Schlüsse. Da Aufmerksamkeit, genauso wie Geld, knappe Güter sind, nimmt der Kampf darum „Züge eines Klassenkampfs“ an. „Arm im mentalen Kapitalismus sind die, die nicht genug Beachtung verdienen, um das affektive Selbstbewusstsein gut zu ernähren“ (ebda, S. 160). Selbst wenn man sich dieser plakativen, streckenweise monokausalen Argumentation des Buches nicht anschließen will, ist es überlegenswert, die allgegenwärtige mobile Kommunikationsbereitschaft als einen Ausdruck für Sehnsucht nach Anerkennung zu lesen.

„In dem Maße, in dem die Medien kommunikative Bedürfnisse befriedigen und zur sozialen Kommunikation beitragen, prägen sie das gesellschaftliche Leben und das Leben des einzelnen. Wenn sich die Medien verändern, betrifft dies auch den einzelnen und die Gesellschaft." (Schulz 1997, S. 5). Die Verknüpfung von Aufmerksamkeit und Anerkennung durch die elektronischen Medien stärkt die virtuelle Wirklichkeit zu ungunsten der unmittelbar-körperlichen Wirklichkeit. In einer medial

durchwirkten Alltagswelt ist Freizeit immer öfter Medienzeit. So misst man den Werbewert u.a. auch in „eyeball-hours"[97], also jene Anzahl an Stunden, die jemand bereit ist sich Reklame anzusehen (vgl. Rushkoff 2004).

Der steigende Zeitaufwand für individuelle Mediennutzung in Freizeit, aber auch die beruflich bedingte Informationsrecherche, erhöht den Einfluss der Medien auf die individuelle/kollektive Wirklichkeitskonstruktion. Medienphilosophen wie Norbert Bolz sehen darin einen Paradigmenwechsel, wobei „Weltkommunikation" die Sinneserfahrung durch Kommunikationserfahrung ablösen soll (Bolz 2001, S. 7). Andere beurteilen die Dichte an Information und Attraktionen negativer, problematisieren die beschränkte Aufnahme- und Aufmerksamkeits-Fähigkeit des Menschen. [98] „Man muß sich gegen die Flut der hereindrängenden Daten abschließen und nur noch jene Reize der Aufmerksamkeit zuführen, die zur Reaktion notwendig sind. Um diese Selektion zu leisten, muß das Wahrnehmungssystem permanent mit Signalen überflutet, einem komplexen Strom von Informationen ausgesetzt werden, um die Irritation herabzusetzen und die Ausrichtung auf Schlüsselreize zu lernen. Autofahren, Computerspiele, Besuche in einer Techno-Disko, riskante Sportarten, Fernsehkonsum oder Flanieren im Netz fördern diese Zurichtung der Aufmerksamkeit die dann auch in eine Erwartungshaltung umschlägt, eben diesem Strom an Daten ausgesetzt zu sein, damit die aufgeheizte Aufmerksamkeit nicht im Leerlauf durchdreht" (Rötzer 1998, S. 94).

Für einen echten Informationsvorsprung in der Google-Gesellschaft heißt es, Informationen selektieren und reduzieren zu können. Damit schließt sich der Kreis zu einer Kernfrage dieser Arbeit, die das Subjekt in den Mittelpunkt rückt, indem Fragen des organisatorischen Selbstmanagements mit der technischen Funktionalität des Handys verknüpft werden. Das Individuum als Handynutzende/r ist Teil des Informations- und Kommunikationsstroms, ein intelligenter User von Info- und

[97] Dieser informative Verdichtungsprozess wird in Computerspielen zum Qualitätsstandard, der ein Spiel mit der Anzahl der „Interactions per Minute" bewirbt Das Fernsehen wiederum versucht das potenzielle Aufmerksamkeitsdefizit technisch zu lösen; durch Tempoerhöhung, Intensivierung der Bilddichte, rascheren Bildwechsel und Handlungsverdichtung (vgl. Rötzer 1998, S. 72f.).

[98] Zugespitzt kommentiert dies der telepolis-Journalist Tom Appelton: „Der visuelle Krach der Werbung und das auditive Gezwitscher der Handys Funktionieren gemeinsam wie ein effektiver Störsender, der unsere Gehirnströme lahm legt und jeden eigenen Gedanken unterbricht. Beethoven und Schubert hätten im Wien der Werbewände und Handys keine einzige Note geschrieben" (Appelton 2002).

Spamfilter, Mail- und Sprachboxen, um die Informationsflut zu steuern. Wie diese Kommunikationsfilter aktiviert werden, nach welchen Kriterien und Werthaltungen dabei vorgegangen wird, ist Teil der Auswertung in Kapitel 9.2.1. Es zeigt, dass der Einsatz bestimmter Medientechniken nicht nur Konsequenzen auf unsere Wahrnehmung hat, sondern unser Selbstverhältnis (im Foucault'schen Sinne; vgl. Kapitel 7.2) prägt, und die Regeln sozialer Interaktion formt.

Das Mobiltelefon verändert unsere räumliche Wahrnehmung nachhaltig. Internettaugliche Handys schaffen ein Nebeneinander, eine Gleichzeitigkeit von reellen und virtuellen öffentlichen Räumen und schaffen somit ein neues Wahrnehmungsparadigma. Jeder Handy-Nutzende erzeugt permanent Datenspuren. Durch GPS entstehen Bewegungsprotokolle und für Howard Rheingold (2002, S. 95) durchzieht alle Länder mit Mobilnetzabdeckung eine Art „Virtual Graffiti", so als erzeuge die Wirklichkeit selbst Datenspuren. GPS erzeugt ortssensitive Daten[99], die das Handy zum lokativen Medium machen. Der Sammelbegriff 'lokative Medien' umfasst alle digitalen Medien mit Bezugnahme zum realen Standort unter Zuhilfenahme von Ortungstechnologie, dazu gehören neben Handys auch Laptops oder PDAs. GPS verbindet die Echtzeit-Wirklichkeit der Bewegungsspuren ihrer NutzerInnen mit dem zeitlosen Gedächtnis des WWW. „The individual´s current location becomes a plane of technological inscription for this global mnemotechnical system, and the individual human becomes a series of location zones, an evolving piece of data whose information events are fed back into this digital retention system" (Barnet 2005).

5.1.1 Wie das Handy den Stadtraum verändert

In der Stadt, mit ihrem raumverdichtenden Charakter, sind die Spuren des Wandels, den die Mobiltelefonie im öffentlichen Raum hinterlässt, am deutlichsten ablesbar. Ein klassisches Ziel der Stadtplanung ist es, öffentliche Räume so zu entwerfen, dass sie zum Möglichkeitsraum zufälliger Begegnungen und Kontakte

[99] Jeremy Wood und Hugh Pryor gelten als Pioniere des GPS-Malens, d.h., sie zeichnen ihre Gehwege mit GPS auf, welche sie dann grafisch, zeichnerisch umsetzen (vgl. SPIEGEL Online 2004). Oder reale Orte erhalten virtuelle 'Sticker' und werden so zu virtuellen Anschlagtafeln. Bei einem Kunstprojekt in New York forderte man Menschen auf gekennzeichnet Orten ihre Gedanken zu diesem Platz zu äußern, die dann auf einer Tafel darüber aufgezeichnet und angezeigt wurden (vgl. Perlman 2005).

werden (vgl. Rauterberg 2002). Diese Aufgabe umzusetzen wird schwieriger, da reale mit telepräsenten Begegnungen im öffentlichen Raum um Aufmerksamkeit konkurrieren. Durch die vermehrte Handynutzung verändert sich das Stadtbild maßgeblich: Architektonisch entwerfen die Mobilfunkmasten eine Skyline der Stadt, sie 'beflaggen' den Stadtraum. Die Allgegenwart von Mobiltelefon bringt eine neue Ikonographie hervor die handyfreie Zonen anzeigt, sei es im Restaurant oder im Zug. Und manche Kinobetreiber schrecken vor klandestinen Techniken nicht zurück, um so für eine störungsfreie Vorstellung zu sorgen[100]. Telefonzellen verschwinden aus der städtischen Infrastruktur, oder werden zu Informationsterminals umgewandelt. Diese Terminals repräsentieren die reale Stadt virtuell, um so einen informativen Zusatznutzen zu bieten. Eric Sadin spricht in diesem Kontext von einer „Hybridisierung des öffentlichen Raums" (2007, S. 150). Die Miniaturisierung der Geräte ermöglicht dem/der NutzerIn jederzeit und an jedem Ort online zu sein, was den öffentlichen Raum auch zum Arbeitsplatz macht. Die Telefonkommunikation hat sich aus der Telefonzelle befreit, die mitunter die Funktion eines Beichtstuhls übernahm. Nun wird direkt im öffentlichen Raum kommuniziert und gebeichtet von Menschen, die sich darin wie „kommunikative Inseln" bewegen (Höflich 2006, S. 144). Mehrfach an öffentlichen Plätzen untersucht, unterliegen diese Bewegungen einer Choreografie. Mobil Telefonierende bewegen sich in konzentrischen Kreisen, das Telefongespräch ähnelt einem, auf Synchronizität abzielenden Tanz (vgl. Katz 2003). Am auffälligsten sind aber die hörbaren Veränderungen. Insofern verlangt das Handy von den StadtbewohnerInnen Aufmerksamkeit und Konzentration im Umgang mit den neuen Geräuschkulissen (vgl. Kopomaa 2000, S. 43). Das nächste Kapitel beschäftigt sich mit den Auswirkungen des Verhaltens im öffentlichen (Stadt-)Raum durch die Handynutzung. Wie das Handy benutzt wird, um das individuelle Territorium zu erweitern, und wie mit Territoriums-Verletzungen umgegangen wird. Welche neue Formen der Selbstdarstellungen das Mobiltelefon ermöglicht und wie es das Kommunikationsverhalten beeinflusst? Bringt es neue Formen des sozialen Umgangs, der Interaktion hervor?

[100] In Frankreich dürfen Kinos und Theater Handy-Störsender verwenden, die für störungsfreie Vorstellungen sorgen (vgl. Naica-Loebell 2004).

5.2 Öffentlichkeit – Privatheit: das Handy als apparativer Störfaktor und intimes Gerät

Vorerst zu den begrifflichen Voraussetzungen, um die Fragestellung in dem umfangreichen wie publikationsintensiven Forschungsfeld von Öffentlichkeit – Privatheit[101] zu positionieren. Das polar angelegte Begriffspaar Öffentlichkeit – Privatheit entzieht sich einer konkreten Definition. Deshalb stellt Alex Demirovic (2005, S. 47) Öffentlichkeit – Privatheit als „symbolisches Dispositiv" vor, statt mit einer klaren Trennung der Sphären zu arbeiten. Keinesfalls schmälert es den politischen Stellenwert von dem, was als öffentlich bzw. privat gilt, es stärkt die Einsicht, diese Festschreibung als Ergebnis gesellschaftspolitischer Aushandlungsprozesse zu begreifen. Das Verhältnis Öffentlichkeit – Privatheit stellt ein gesellschaftliches Ordnungsprinzip dar, ein „Organisations- und Wahrnehmungsmuster von Realität" (Sauer 2001, S. 5). Entsprechend ist die Erforschung der Auswirkungen der Handynutzung auf das Verständnis von Öffentlichkeit/Privatheit eine ursächlich politikwissenschaftliche Fragestellung[102].

Nachfolgende allgemeine Bemerkungen zu Entwicklungstendenzen des öffentlichen Raums halte ich für notwendig, um die handyspezifischen Veränderungen besser ein- und zuzuordnen: zum Beispiel die *Kommerzialisierung* öffentlicher Räume, wobei sich die Werbung als einflussreicher Gestalter hervortut, der Leuchtturmfunktion übernimmt und quasi wie ein „Stadtmöbel" einfach dazugehört. Franck (2005, S. 201) geht einen Schritt weiter, wenn er in öffentlichen Räumen vorrangig Werbeträger[103] sieht und beschreibt, wie Star-Architektur lediglich dazu dient, Sehenswürdigkeiten zu produzieren, die rückwirkend wieder den Werbe-Wert einer Stadt erhöht. Genauso omnipräsent wie die Werbung ist mittlerweile auch die Überwachung öffentlicher Räume. Die Allgegenwärtigkeit der Überwa-

[101] Einen Überblick über aktuelle Diskussionen zur Begrifflichkeit 'Öffentlichkeit – Privatheit' bietet der Sammelband von Raunig (2005). Das Buch präsentiert wertschätzende wie kritische Auseinandersetzungen etablierter TheoretikerInnen zum Thema Öffentlichkeit, wie Hannah Arendt, Jürgen Habermas, Negt/Kluge.

[102] Gerade auch aus feministischer Perspektive. „Privatheit und Öffentlichkeit sind hegemoniale Diskurse der Ver- bzw. Entgeschlechtlichung" (Sauer 2001, S. 6).

[103] Die Gestaltung des Potsdamer Platzes rund um das Mercedes-Benz-Gebäude bestätigt diese Einschätzung.

chung[104] (vgl. Becker 2003), sei es Videoüberwachung oder Beaufsichtigung durch private Wachdienste, charakterisiert den öffentlichen Stadtraum. Franck verbindet diese beiden Trends: „Die Werbung liefert Information und holt Beachtung ab; die Überwachung liefert Beachtung und holt Information ab“ (Franck 2005, S. 219). Die Grenzverschiebungen, welche die Handynutzung auf der Ebene öffentlich/privat und Beruf/Freizeit hervorruft, sind in breiter angelegte Transformationsprozesse eingebunden, wozu die *Intimisierung* der Öffentlichkeit[105] zählt. Eine Initmisierung die sowohl auf der Ebene medialer Öffentlichkeit, wie auch im öffentlichen Raum stattfindet.[106] Dazu zählen „Phänomene wie das öffentliche Aufstellen von Überwachungskameras, persönliche Webcams im Internet oder der telemediale Exhibitionismus in Sendeformaten wie Big Brother" (Weber 2008, S. 27). Abschließend soll noch auf die *Virtualisierung* der Öffentlichkeit kurz eingegangen werden. Im engen Sinne versteht man darunter die Ausrüstung öffentlicher Räume mit ‘Urban Screens’[107] Also LED-Bildschirme, Großbildleinwände, Projektionsflächen, Informationsterminals, die als „Erweiterungen der Visualisierungsebenen des städtisch-medialen Architekturraums“ gelten (Russegger 2009, S. 79f.). Im weiteren Sinne versteht man darunter die umfassende Debatte um Cyberdemokratie und um das Internet als neues Forum bürgerlicher Öffentlichkeit (vgl. Bolz 2001, S. 9).

[104] Diskursiv vermittelt wird Videoüberwachung mit einem „erhöhten Sicherheitsgefühl“ legitimiert (Zeger 2008, S. 196).

[105] So werden mit dem arglosen Veröffentlichen privater Bekenntnisse stets auch persönliche Daten bekannt gegeben. Dazu artikuliert der Journalist Peter Glaser, Mitglied des medienwirksamen Chaos-Computer-Clubs: „Nie war der Wunsch, zu sehen und gesehen zu werden, so ausgeprägt und obsessiv wie heute. Themen wie Datenschutz und Überwachung scheinen unter einer Art Aufmerksamkeitsjetlag zu leiden. Immer mehr Menschen begegnen den Entwicklungen affirmativ. Sie geben einer frivolen Freude am Exhibitionismus nach, die offenbar die ganze Gesellschaft erfasst hat. Noch weiß niemand, wohin uns diese neue Art von Offenheit führen wird. Wird man in zwanzig Jahren vor seinen im Netz verteilten Altdaten stehen wie vor einem Foto, das einen jung und nackt im Schlamm von Woodstock zeigt? Werden damit Karrieren beschädigt, oder ins Geheimnislose entleerte Menschen erzeugt werden?" (Glaser 2010, S. 3f.)

[106] Mit einer ungewöhnlichen Lesart überrascht Kornelia Hauser (2003). Sie spricht von einer „Feminisierung der Öffentlichkeit“, welche eine Intimisierung öffentlicher Räume darstellt, welche sichere, sprich überwachte Räume nötig macht. Der öffentliche Raum soll „sauber und ordentlich“ sein und entspricht so der „Übersichtlichkeit des privaten Raums“.

[107] Urban Screens ist ein Sammelbegriff für digitale Großbildflächen – elektronische Werbeplakate, Anschlagtafeln, Informationstafeln (vgl. Sadin 2007); ihre zukünftige Funktion bei der Gestaltung des öffentlichen Raums, ob als zusätzliche Meinungsplattform oder expansive Werbefläche, wird kontrovers diskutiert.

Abbildung 1: Werbeflächen dominieren die Wahrnehmung im öffentlichen Raum, Foto (Sadin 2007, S. 39)

Der öffentliche Raum[108] steht im Mittelpunkt der Erforschung der Dynamik von öffentlich – privat. Insofern ist es kein Zufall, dass sich in der Frühphase der Handyforschung SozialwissenschaftlerInnen intensiv mit dem veränderten Verhalten von Handynutzern im öffentlichen Raum beschäftigen (vgl. Burkart 2002; Katz 2003; Katz/Aakhus 2006). Denn im öffentlichen Raum treten die vordergründigsten wie markantesten Phänomene der Handynutzung deutlich zu Tage. Sensorisch trägt das Mobiltelefon viel zur veränderten Wahrnehmung bei. Akustisch wie visuell penetriert das Handy den öffentlichen Raum (Mobilfunkmast und Handyapparat). Ein klingelnder, trillernder, Musik machender, Hundegebell nachahmender apparativer Störfaktor. Öffentliches Sprechen heißt, mitunter in-

[108] Öffentliche Räume charakterisiert ihre freie Zugänglichkeit. Praktisch gelten auch Einkaufszentren als öffentlicher Raum, obwohl diese juristisch gesehen Privatbesitz sind. Analog zur Öffentlichkeit ist der öffentliche Raum ein bürgerliches Konstrukt, wobei Anspruch auf Partizipationsoffenheit und Wirklichkeit zuweilen weit auseinanderklaffen.

timste Details des Privatlebens[109] mit einer beliebigen Menschgruppe zu teilen. Entsprechend der bevorzugten Theorieschule mag man sagen: Der öffentliche Raum wird zur Bühne privater Gespräche (vgl. Goffmann 1983/1959), oder das Wohnzimmer wird zum Ort der Öffentlichkeit (vgl. Sennett 1994).

Das Mobiltelefon trägt dazu bei, Raumbeziehungen und Funktionseinschreibungen zu bestimmten Orten neu festzulegen. Die Mobiltelefonie hat die Komplexität der Handlungsmöglichkeiten im öffentlichen Raum gesteigert, Vergleichzeitigung und Parallelhandlungen vereinfacht: man pendelt zwischen beruflichen Tätigkeiten, Geselligkeit, oder Entspannung hin und her. Souverän geht der Mensch in der Öffentlichkeit mit der Gleichzeitigkeit von räumlicher Nähe und sozialer Distanz um. Das Handy als Fern-Sprech-Technik ermöglicht soziale Nähe inmitten räumlicher Fremdheit und dient auf mehrfache Weise der „sozialen Anschlussfähigkeit" (Götzenbrucker 2005, S. 4). So finden Jugendliche über Handys Gesprächsanreize für Kontakte im öffentlichen Raum, indem über Geräte und Klingeltöne gesprochen wird und leichter Telefonnummern ausgetauscht werden können. Über das Mobiltelefon ist man permanent in soziale Netzwerke eingebunden, unabhängig von der physischen Anwesenheit. Das Handy eröffnet neue Möglichkeiten der Interaktion, des kommunikativen Handelns, es führt bisweilen aber auch zu Konflikten.

Aufgrund meines Forschungsfokus auf der beruflichen Handynutzung thematisieren die nachfolgenden Beispiele entgrenzte Arbeit im öffentlichen Raum. Speziell Arbeitende fordert dieses entgrenzte Verhältnis von Öffentlichkeit – Privatheit besonders heraus: Sie müssen ihre beruflichen „Vorder- und Hinterbühnen" (Goffmann 1983/1959) in Einklang bringen sowie die „Vorder- und Hinterbühnen" mobiltelefonierender Kunden berücksichtigen.

Beispiele:

- Supermarkt, Wien (5. Bezirk), April 2006
  Freitag, ca. 18:00 Uhr; es ist nur eine Kasse besetzt und es gibt großen Andrang, da es ein eher kleiner unübersichtlicher Supermarkt ist. Ein Mann, um

[109] Die Mehrzahl meiner InterviewpartnerInnen finden Handytelefonate v. a. in dicht-gedrängten U-Bahnen störend. „Du hast das Gefühl, es ist jetzt jeden Tag, dass ich die Lebensgeschichte von jemand höre" (Int. Nr. 13-I, S. 150).

die 30, beginnt seinen Einkauf auszuräumen und auf das Kassenband zu legen. Da läutet sein Handy. Offensichtlich ruft ein Freund an und bespricht Möglichkeiten der Abend-, bzw. Wochenendplanung. Unbeirrt spricht der Mann weiter, lacht, ganz vertieft ins Gespräch, merkt gar nicht, dass es schon ans Zahlen ginge. Die Verkäuferin – spürbar verlegen – sieht ihn an und wieder weg zur Kasse und überlegt, zögert die Verkaufssumme laut auszusprechen oder einfach die Rechnung hinzuhalten, damit der Kunde merkt, dass sie schon fertig ist. Plötzlich fällt den jungen Mann auf, dass er zahlen muss, tut dies und verlässt grußlos und immer noch telefonierend, den Supermarkt[110].

- *Im Zugabteil*[111]

  In einem kleinen Zugabteil sitzen mehrere Personen und ein Mann telefoniert wiederholt und sehr lange. Ein Mitreisender hört längere Zeit zu, bis er unvermittelt und lautstark ausruft: „Was glauben Sie denn, Sie sind ja nicht alleine hier, das ist doch kein Büro!“, worauf der Telefonierende baff und kleinlaut das Telefongespräch beendet.

In beiden Situationen liegt das Konfliktpotenzial im telepräsenten, virtuellen Gesprächsgegenüber, das den Raum als Sozialraum dominiert. Bemerkenswert an der Supermarkt-Situation ist die Abwertung bzw. Zweitreihung der Face2Face-Person gegenüber der telepräsenten Person. Eine Erklärung für diese, meines Wissens noch bislang unerforschte Frage, hängt eng mit Machtverhältnissen zusammen, die auf die Rolleneinschreibung KäuferIn–VerkäuferIn[112] zurückgehen. Frau K., die u.a. in einer Boutique arbeitet, sieht darin schlicht eine Unhöflichkeit.

> Mich stört es wenn ich in der Arbeit bin und eine Kundin kommt ins Geschäft rein und telefoniert und sagt nicht muh und nicht mäh und tut so belanglos am Gewand herum. Ich meine, mich würd’s auch stören, wenn ich in ein Geschäft gehe und die Verkäuferin telefoniert mit dem Handy, das würde mich auch stören [...]. Ich finde es unhöflich. Man kann ja miteinander nicht in Kontakt treten. (Int. Nr. 6-I, S. 74)

[110] Bei meinem nächsten Einkauf fragte ich die Kassiererin, ob sie es unhöflich findet, wenn die Leute telefonierend die Bezahlung abwickeln. Fast errötend meinte sie, „Vielleicht ein bisschen, aber vor allem tue ich mich schwer, weil ich nicht weiß, ob ich sie unterbrechen darf“.

[111] Diese Begebenheit erzählte mir der Erfurter Kommunikationswissenschaftler Joachim R. Höflich in einem Telefoninterview (3.8.2006) für einen Zeitungsartikel.

[112] Hier wird zwar gender-neutral formuliert, wenngleich natürlich gerade in Arbeitsbeziehungen Geschlechter-Macht-Verhältnisse bedeutsam sind.

Machtbeziehung beim Telefonieren thematisiert der nächste Abschnitt. Dito ist Telefonieren und Bezahlen eine Art Parallelhandeln, eine artefakttypische Handlungsform mit belangreichen 'Nebenwirkungen', wie ausführlich in Kapitel 9.2.3 erklärt wird.

In der oben beschriebenen Situation an der Supermarkt-Kasse wird eine weitere typische Handyanwendung erkennbar, Ad-hoc-Absprachen – sogenannte „Approximeetings" (Plant 2003, S. 61), bei denen Dinge des Alltags kurzfristig geplant werden. Ein weiteres Indiz spricht dafür, die Situation als rollenkonformes, berufsbedingtes Verhalten der Verkäuferin zu interpretieren. In privaten Situationen entsteht für den Angerufenen ein Konflikt, man interagiert und telefoniert gleichzeitig. Dabei treffen „parallele Vorderbühnen" (Goffmann) aufeinander: es soll die persönliche 'Fassade' gegenüber den Anwesenden bewahrt werden, und gleichzeitig soll man sich dem/der TelefonpartnerIn zuwenden. Es gilt als höflich, sich entweder der Präsenzsituation temporär zu entziehen, oder dem Gegenüber gestisch mitzuteilen (durch Augenkontakt, Zublinzeln), dass das Telefon nur eine kurze Störung ist. Sich von der Supermarkt-Kasse entfernen hätte andere Probleme mit sich gebracht, aber rücksichtsvolles Verhalten bestünde im non-verbalen Kommunizieren (Ling/Pedersen 2005, S. 127f.). Im nächsten Kapitel werden Beispiele flüchtiger Begegnungen im öffentlichen Raum analysiert, in dessen Charakteristik als Transitraum.

5.2.1 Mobiltelefonieren in der Öffentlichkeit

Nach der Beschreibung der veränderten Selbst- und Raumwahrnehmung durch das Mobiltelefon steht in diesem Kapitel das Kommunikations- und Interaktionsverhalten im Vordergrund. Behandelt wird der Verlauf flüchtiger Begegnungen und das, in diesen Begegnungen liegende Konfliktpotenzial sowie fokussierte Interaktionen (Stage Phoning). Die Mehrzahl der Forschungsbeiträge zur Mobiltelefonie im öffentlichen Raum greifen auf die Arbeiten den Soziologen Erving Goffmann zurück (Ling/Pedersen 2005; Höflich 2005, Uhl 2006). Seine, in den '60er Jahren verfassten Arbeiten, wie *Das Individuum im öffentlichen Austausch* oder *Wir spielen alle Theater* (Goffmann 1982; 1983/1959), stellen einen anschlussfähigen Begriffsapparat bereit, wobei eine kritische Auseinandersetzung mit seinem Forschungszugang meist aussteht. So arbeitete er explizit. nicht-empirisch, bezieht

sich auf Beobachtungen und Zeitungsartikel und verwendet sie für seine scharfsinnigen wie geistreichen Interpretationen. Dies nur als Hintergrundinformation, um die aufgestellten Thesen stärker als Denkraster zu begreifen, denn als Fakten. Für Goffmann (1982, S. 54f.) orientieren sich Menschen im öffentlichen Austausch an kommunikativen Normen, wobei die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung“ im Vordergrund steht. In der Öffentlichkeit muss berücksichtigt werden, dass jeder Mensch über ein mehr oder minder stark ausgeprägtes Territorialitätsempfinden verfügt. Die wechselseitige Anerkennung dieser Ansprüche gehört zu den Umgangsregeln der Interaktion im öffentlichen Raum. An erster Stelle benötigt es Selbstkontrolle, um Nähe-Distanz-Beziehungen zu gestalten. So gibt es eine subjektiv wie kulturell geprägte körperliche Distanzeinhaltung zu anderen Menschen. Dieser persönliche Raum wird vom eigenen Körper markiert und so zum „Territorium des Selbst“ gemacht (Goffmann 1982, S. 71). Um möglichen Territoriums-Verletzungen vorzubeugen, platzieren beispielsweise Frauen, die sich allein in Lokalen aufhalten, ihre Handys auffällig auf dem Tisch, nutzen sie als „Involvement shields“ (Persson 2001), um zu signalisieren: ‘ich bin nicht allein‘, und so ihr individuelles Sicherheitsgefühl zu erhöhen (Höflich und Gebhardt 2005). Das Mobiltelefon wird eingesetzt, um dieses Territorium auszuweiten (Kopomaa 2000, S. 79). Der Handy-Telefonierende nimmt eine Haltung körperlicher Rücknahme ein, die hinter ihm/ihr wenig, aber vorne viel Platz lässt, was den/der Sprechenden Sicherheit vermittelt (ebda, S. 81). In ihrer Studie zu soziologischen Aspekten der Büroarchitektur beobachtete Julia Girardi (vgl. Frey und Koch 2011), dass in Großraumbüros Handys genutzt werden, um Privatheit herzustellen.

Auch der medienkritische Philosoph Baudrillard verwendet den Territoriums-Begriff, um das Mobiltelefon auf gesellschaftspolitischer Ebene zu kritisieren.

> Es gibt den Leuten ein karikaturhaftes, ein geradezu obszönes Aussehen. [...] Sie [Handy-Nutzende Menschen auf der Straße, B.B.] schaffen eine Art isoliertes Territorium. Sie zerbrechen das, was vom öffentlichen Raum noch übrig ist, um ihr privates Ding herzustellen, das aber gleichzeitig mit dem Kosmopolitismus spielt, das mit der ganzen Welt vernetzt sein will. [...] Es ist ein Bruch des Sozialvertrages, wenn die Leute auf der Straße signalisieren: Ihr interessiert mich alle nicht, aber dafür bin ich ins Netz eingeklinkt. Ich bin in der Welt zu Hause, und ihr seid auf der Straße. (Baudrilliard 1997, S. 46f.)

In *Nation of Ghosts?* bezieht sich Katz (2003) auf die bekannten Studien Edward T. Halls zu 'Social Distances', um aus diesen Feldstudien Schlussfolgerungen für die Handynutzung zu ziehen. So stellte man fest, dass Menschen in öffentlichen Telefonzellen länger telefonieren, wenn jemand wartet. Was nach Boshaftigkeit klingt, wird so erklärt, dass Menschen ihr Territorium im öffentlichen Raum „verteidigen", bewahren möchten. Darin liegt auch der Grund, warum Menschen beim Ausparken signifikant länger brauchen, wenn jemand anders einparken möchte, als wenn der Platz leer bleibt (Katz 2003, S. 27). Daraus schlussfolgert Katz:
1) Die Gegenwart anderer stimuliert uns besser zu "performen", was aufgrund "performance anxiety" zu kommunikativen Kollateralschäden führen kann.
2) Wenn Kommunikation nicht wechselseitig verläuft, irritiert das, weil der physiologische Wahrnehmungsapparat bereits vorbereitet ist, sich am Gespräch zu beteiligen. Dies erklärt auch das Phänomen, dass es uns üblicherweise nicht stört, wenn zwei Menschen im Zug hinter uns miteinander sprechen. Wohingegen Handy-Telefonate schneller „nerven", weil man nur einen Teil der Kommunikation hört und dadurch eine Art „Zuhörzwang" entwickelt, weil man die Konversation verstehen will (vgl. Rötzer 2004b).

Im Zuge des Aneignungsprozesses des Mobiltelefonierens in der Öffentlichkeit gibt es neben diesen fortdauernden, medienbezogenen Störfaktoren auch vorübergehende, transitorische Elemente. Um die Jahrtausendwende kam es zu einem rasanten Anstieg der Handynutzung: Telefonierten Ende 1997 noch 2,1 Mio. ÖsterreicherInnen per Handy, sind es im Oktober 2000 bereits 5 Millionen (vgl. Auböck 2001, S. 14–15)
. Die hohe Geschwindigkeit der Verbreitung von Mobiltelefonen war sicherlich ein Grund für Konflikte in der Frühphase der Handynutzung im öffentlichen Raum (vgl. Gold 2000, S. 84). Ein Interviewpartner bestätigt diesen Eindruck und erwähnt dabei einen weiterführenden theoretischen Aspekt:

> Es kommt mir vor, dass jeder heute schon ein Gefühl dafür entwickelt, was er so tut. Das ist ja nicht nur beim Telefonieren, etwa auch wie man seinen Einkaufswagen durch den Supermarkt schiebt […]. Man muss ein Gefühl dafür haben, wie weit man den Radius von anderen Zeitgenossen tangiert und wann man andere stört. Mein Eindruck ist, dass es gerade beim Tele-

> fonieren – vielleicht weil es so neu ist –es sich noch nicht so ganz eingependelt hat […]. (Int. Nr. 7-II, S. 88)

Das Zitat bringt den Domestizierungsprozess zur Sprache, der auch das Mobiltelefonieren in der Öffentlichkeit betrifft. Der Begriff Domestizierung bezieht sich nicht nur auf Tiere, sondern ist von den Cultural Studies auf die Habitualisierung, Veralltäglichung von Technik und Medien übertragen worden. Dieser Prozess unterteilt sich in drei Phasen: Kommodifizierung, Aneignung und Umwandlung (vgl. Hartmann/Krotz 2010, S. 243). Die Anfangsphase wird von Eruptionen begleitet und aus der Umwandlungsphase gehen neue, eigenständige Nutzungsformen hervor. Wendet man dies auf das Mobiltelefon an, so muss der skizzierte Domestizierungsansatz um „medienbezogene soziale und kommunikative Arrangements erweitert werden“ (Höflich/Hartmann 2007, S. 211). Hinsichtlich medientheoretischer Zuordnungen erweist sich das Mobiltelefon als Grenzgänger, das zur Domestizierung wie Nomadisierung beiträgt. Diese Fähigkeit zu kommunikativen Arrangements thematisiert auch das nächste Zitat, das zugleich überleitet zu Formen des inszenierten Telefongesprächs.

> Es müssen nicht immer Schutz- oder Rückzugsgesten sein, die das Sprechen unter Aufsicht begleiten, man kann den öffentlichen Raum auch als Bühne für das eigene Telefongespräch verwenden […] Telefonieren wird damit zu einer neuen Spielart urbanen Posierens und auch eine neue Art von sozialer Kompetenz scheint gefragt: nämlich jederzeit – auch vor Zeugen – ansprechbar und sprechbereit zu sein. (Steinlechner 1999)

5.2.2 „Stage Phoning“: Das inszenierte Telefongespräch

Als „Stage-Phoning“ (Plant 2003, S. 49) lassen sich jene Telefonate bezeichnen, mit denen der/die Telefonierende den anwesenden Zuhörenden intendierte, aber nicht direkte Botschaften über sich selbst vermittelt. Sie werden genutzt, um dem Publikum etwas über sich preiszugeben, was die Anderen sonst nur schwerlich über eine unbekannte, lediglich telefonierende Person wissen könnten. Etwa wenn ein Mann in einem Bus laut und deutlich mit seinem Broker über sein Aktien-Portfolio spricht, weil er damit hofft, eine attraktive Frau beeindrucken zu können (vgl. Persson 2001). Dies ist ein Parade-Beispiel für „Eindrucksmanagement“ (Goffmann 1983/1959, S. 61f.), worauf Begegnungen im öffentlichen Raum ausgelegt sein sollen. Erreicht werden soll eine stimmige Performance des Selbst, in-

dem Ein- und Ausdruck harmonisieren. Sogar wenn Pannen in der Performance auftreten, reagiert das Publikum mit „eingeübtem Wegsehen oder ziviler Unaufmerksamkeit“, weil alle verstehen, dass man eine Rolle aufrechterhalten will. Bedeutsam, aber auch schwierig, ist beim mobilen Telefonieren das Eindrucksmanagement, weil es ein’ Switching“, ein Wechseln zwischen den verschiedenen Rollenerwartungen (zwischen Privat- und Berufsmensch), voraussetzt. In diesem Rollenwechsel wird der „Backstage“-Charakter der Person sichtbar. Wie zuvor beschrieben, sieht Goffman (1983/1959) in der „Hinterbühne“ jenen Bereich, den das Individuum nicht der Öffentlichkeit präsentieren will. Wie obiges Beispiel zeigt, können Einblicke in die Hinterbühne bewusst inszeniert oder aber ungewollt auftreten (wie ich sie im Abschnitt „Öffentliche Intimität“ beschreibe). Das nächste Beispiel zeigt das Switching zwischen zwei beruflichen Rollen. Dessen besonderer Charakter liegt im ungewollten ’Durchsickern’ der Hinterbühne, was aber durch einen routinierten Umgang für das eigene Eindrucksmanagement genutzt werden kann.

Josef Taus, erfolgreicher Manager und langjähriger ÖVP-Parteiobmann, hält auf der „Waldviertel Akademie“[113] einen Vortrag. Zehn Minuten nach Vortragsbeginn läutet sein Handy, er hebt ab, entschuldigt sich nur oberflächlich. Nun erteilt er seiner Sekretärin, wie wir später erfahren werden, mehrere Arbeitsaufträge – rasch aber doch detailliert genug. Es dauert um die 2–3 Minuten. Das Publikum wartet ruhig, geduldig. Wenige Minuten nach der Fortsetzung seines Vortrags erklingt erneutes Läuten, leicht verunsichert hebt Herr Taus wieder ab und beantwortet erneut einige offen Punkte und legt – mit erstmaligem Hinweis – „es geht jetzt nicht so gut, ich halte gerade einen Vortrag“, höflich auf.

Selbst wenn man Herrn Taus unterstellt, durch eingeschränktes Anwenderwissen nicht in der Lage gewesen zu sein, das eingehende Gespräch abzustellen, hätte ein sofortiger Hinweis auf seine Vortragstätigkeit nicht nur das Gespräch rasch beendet, sondern das Publikum von der Vorrangstellung gegenüber dem Anrufenden überzeugt. Dies tat er erst nach einer erneuten Störung und erst nach dem Austausch der angefragten Informationen, um seinem Gesprächsgegenüber seine

[113] Die Veranstaltung fand am 27.8. 2004 im Rahmen der 20. Internationalen Sommerschule der Waldviertel Akademie in Weitra statt (http://www.waldviertelakademie.at/).

kurz angebundene Art zu erklären. Die Selbstverständlichkeit der Bevorzugung des virtuellen Kommunikationspartners gegenüber des unmittelbar räumlich Anwesenden charakterisiert die Handynutzung, reflektiert aber gleichzeitig die Machtverhältnisse der Kommunikationssituation und den Status des (der) Redners(in). So wäre ein ähnlich souverän-selbstgefälliger Umgang von einer(m) weniger prominenten RednerIn schwer vorstellbar. Noch deutlicher wird dies beispielsweise bei einem Verkaufs- oder Bewerbungsgespräch: Gilt es für den potenziellen Käufer oder Arbeitgeber bestenfalls als unsensibel, ein Telefongespräch entgegenzunehmen, wäre es für eine(n) BewerberIn wohl eher unvorteilhaft, in dieser Situation ein Handygespräch anzunehmen. Die beschriebene Situation zwischen Herrn Taus und seiner Sekretärin zeigt auch eine verbreitete Form der Arbeitsunterweisung, nämlich ‘Management by mobile Delegation’, wie sie auch meine InterviewpartnerInnen (vgl. Kapitel 9.2.2) ausführlich beschreiben. Ob es sich beim nächsten Beispiel um Rang und Status als Einflussfaktoren für das An- bzw. Ablehnen des Anrufs handelte, ist schwer entscheidbar. Jedenfalls sorgte das Verhalten des Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi während der Begrüßungszeremonie am Nato-Gipfel für Aufregung, als dieser lange mit dem Handy telefonierte, weswegen Bundeskanzlerin Angela Merkel und Präsident Nicolas Sarkozy beim Fototermin auf ihn warten mussten. Dieses Wartespiel als ein Ringen um Macht zu sehen, drängt sich auf. Es gehört zu den Spielregeln des Wartens: je länger man auf dich wartet, umso höher ist dein Status. „*Warten lassen:* ständiges Vorrecht jeder Macht“ , «jahrtausendealter Zeitvertreib der Menschheit». (Barthes 1988, S. 100).

5.2.3 Öffentliche Intimität

„Hell is other people talking webspeak on mobile phones"[114]
(John Humphreys[115])

Dass sich das Denken von Privatheit und die Vorstellungen von Intimität des mediatisierten Individuums maßgeblich geändert haben, ist offensichtlich und mehrfach thematisiert worden. Ist es Ausdruck einer „Kultur der Schamlosigkeit" (vgl. Meyrowitz 1985) oder eine neue Ausdrucksform „öffentliche[r] Intimität" (vgl. Fortunanti 2005)?

Für die eine Denkrichtung stehen charakterisierend die Bücher des Soziologen und Bestseller-Autors Richard Sennett mit folgendem Leitgedanken: Der Verfall der Öffentlichkeit bringe nicht mehr Nähe und Authentizität, sondern Oberflächlichkeit. Nach dem Verfall höfisch-feudaler Masken entstehen neue Masken der Schein-Freundlichkeit in flexiblen Organisationen (vgl. Sennett 1994, 2000, 2007). Bereits in den 70er Jahren verkündete Sennett einen Verfall öffentlicher Gesprächskultur zugunsten des persönlichen, intimen Sprechens, den er mit dem Siegeszug des narzisstischen Individuums gleichsetzt. „Das Selbst [wird] zum Grundprinzip der Gesellschaft" (ebda, S. 26), wie es sich im neoliberalen Denken zur zentralen Anrufungsform des Individuums ausbildet (vgl. Kapitel 4). In diesem Verständnis hat man mit dem Mobiltelefon einen Riesenschritt in Richtung *Tyrannei der Intimität* getan (Sennett 1994). Denn elektronische Kommunikation bringt das öffentliche Leben zum Erliegen, aber nicht aufgrund der Technik, sondern durch die geänderten menschlichen Bedürfnisse. Es ist ein Rückzug aus der sozialen Interaktion zugunsten der Hinwendung zum individuellen Erleben (vgl. Sennett 1994, S. 357).

Leopoldina Fortunati hingegen findet intimes Sprechen „natürlich" (Fortunati 2005, S. 216) und sieht darin eine Chance, Menschen im Umgang verstärkt für berufli-

[114] Der Ausspruch bringt ein paradoxes Verhalten zum Ausdruck, das auch in den Aussagen meiner InterviewpartnerInnen deutlich zu Tage tritt. Die Handygespräche anderer Telefonierender hält man immer für störender, indiskreter, als die eigenen. Kathleen Cumiskey versucht es mit der Attributionstheorie zu erklären, die besagt, dass man das Verhalten anderer Menschen anders beurteilt, als das eigene (Cumiskey 2005, S. 226ff.).

[115] Die Aussage wird dem britischen Starjournalisten John Humphreys zugeschrieben (vgl. Burgess 2004, S. 10).

che wie private Rollen in der Umgebung zu sensibilisieren. Etwa wenn eine Mutter jeden Tag auf dem Weg zur Arbeit im selben Bus ihren Sohn telefonisch weckt. Oder indem man etwas über die vielfältigen Sprach- oder Computerkenntnisse seines Sitznachbars erfährt und ggf. sogar Empathie für sein Gegenüber empfindet, das gerade von seiner/ihrer PartnerIn betrogen wurde (Fortunanti 2005, S. 215 f.). „Das Mobiltelefon erschüttert das neuzeitliche Phänomen des Intimitätskultes als zentrale Erfahrung […] »ihr aggressives Heldentum nach außen und ihr bescheidenes Antiheldentum nach innen« […] hat das Handy den Menschen in gewisser Weise die Chance gegeben, sich der Welt zu öffnen" (Fortunanti 2006, S. 178f.).

- Das Handy ist eine *Entgrenzungsmaschine.* Es weicht die Bereiche öffentlich-privat auf: gewollt in Form des inszenierten Telefongesprächs, Stage-Phoning, oder ungewollt, indem Informationen von der ‘Hinterbühne’ in den Vordergrund kommen, oder weil berufliche- und private Rollen kollidieren.
- Das Handy ist eine *Kontaktmaschine.* Es erlaubt, ständig mit seinem sozialen Netzwerk in Kontakt zu bleiben. Es erleichtert die flüchtige Kontaktaufnahme, „indem mal die Telefonnummern ausgetauscht“ werden. Technologiebedingt entstehen auch neue Kontaktformen, wie die interaktive Kommunikation mit der Stadtumgebung via GPS oder SMS.
- Das Handy ist ein persönliches mitunter *intimes Gerät*. Sensorisch, wie es sich an den Körper einfügt oder wir den Körper um es herum drapieren. Es ist immer bei uns, wir vertrauen ihm die intimsten Details an und es speichert persönliche Daten von uns, zum Beispiel GPS-Bewegungsprotokolle. Die SIM-Nummer wird zu ‘unserer’ Nummer.
- Das Handy ist ein *apparativer Störfaktor*. Er spielt Fac2Face Begegnungen und telepräsente Begegnungen gegeneinander aus. Wir verlieren das Gefühl für das ‘Territorium des Selbst’ und für die Lautstärke unserer Stimme. Wir erweitern unseren individuellen Handlungsspielraum und verabsäumen es so den öffentlichen Raum (mit-)zugestalten.

6. *Drücken Freigabe*: Was ist ein Handy?

Das letzte Kapitel zeigte, dass vieles, das als *Die mobile Revolution* (Reischl/Sundt 1999) deklariert wird, gar nicht so originär ist und in Ansätzen bereits vom Telefon vorweggenommen wurde. So veränderte dieses auch das soziale und berufliche Leben nachhaltig. In der technikgeschichtlichen Entwicklung gibt es grundlegende Gemeinsamkeiten zwischen Telefon und Mobiltelefon hinsichtlich ihrer Bedeutsamkeit betreffend kulturspezifischer Aneignungspraktiken und der Rolle des Staates bei deren Verbreitung. Ein zentraler Punkt, der dabei noch nicht in der gebührenden Ausführlichkeit behandelt wurde, ist der Umgang mit Telepräsenz, wie in Kapitel 6.4 beschrieben wird. Das Telefon stellt die erste mündliche, interpersonale Kommunikationsbrücke dar. Das Handy radikalisiert dies, indem es zur ortsungebundenen persönlichen Kommunikationszentrale wird. Das Handy ist längst nicht mehr nur ein 'tragbares Telefon', sondern ein universal einsetzbares Steuerungsgerät, welches das Individuum zur kommunikativen und organisatorischen Gestaltung des Berufs-, Privat- und Gesellschaftsleben einsetzt. Die vielfältigen Funktionen und Einschreibungen in unterschiedliche Rezeptionsweisen des Handys ist Thema des folgenden Kapitels.

6.1 (Dis-)Kontinuitäten in der technikgeschichtlichen Entwicklung des Telefons und Mobiltelefons

Wiederholt wird das Telefon als „wissenschaftlich vernachlässigtes Medium“[116] bezeichnet (vgl. Fielding/Hartley 1989, S. 125; vgl. Köchler 2003). Zwischen zwei Argumentationsrichtungen ist dabei zu unterscheiden:

1) Das Telefon als Medium interpersoneller, persönlicher Kommunikation hinterlässt keine sichtbaren Spuren[117] und stößt daher auf wenig Forschungsinteresse (vgl. Baumann/Gold 2000, S. 8).
2) Dank seiner alltagsweltlichen Verankerung ist das Telefon selbstverständlich.

[116] Selbstverständlich gibt es Monografien und Sammelwerke zur Telefonsoziologie. Vergleicht man diese aber mit dem Unterhaltungsmedium Fernsehen, stimmt der Eindruck des „wissenschaftlich vernachlässigtem Mediums“. In den späten 1980er Jahren erschienen mehrere deutschsprachige Publikationen (u.a. der zweiteilige, interdisziplinäre Sammelband *Telefon und Gesellschaft*, 1989 von der Forschungsgruppe Telekommunikation in Berlin herausgegeben. Also just zu jener Zeit, als die Mobiltelefonie verstärkt an Terrain gewann).

[117] Ingeniös macht sich Sabine Zelger (1997) die Flüchtigkeit des Gesprochenen zu Nutze. In ihrem Buch beschreibt sie Telefonsitten und -kultur ausschließlich auf der Basis literarischer Zeugnisse der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

Beide sind keine zufriedenstellenden Begründungen, vergleicht man diese mit der Publikationsdichte von wissenschaftlichen Texten über andere Massenmedien, wie dem Radio oder Fernsehen (vgl. Moyal 1992, S. 51). Zur Erklärung dieses Phänomens zieht Geser politische Einflussfaktoren und Machtverhältnisse heran: Da „asymmetrische Einwegmedien" stärker den Interessen von Unternehmen, Regierungen, politischen Parteien und anderen Kollektiven dienen, stoßen diese auf größeres Interesse (vgl. Geser 2006, S. 26). Radikal änderte sich das mit der außergewöhnlichen Erfolgsgeschichte[118] der mobilen Schwester des Telefons, dem Mobiltelefon. Dennoch setzte die sozialwissenschaftliche Erforschung des Gegenstands zögerlich ein. Ganz besonders im deutschsprachigen Raum, hier etablierte sich erst Mitte der 00er Jahre eine Art Forschungszweig[119]. Diesen blinden Fleck nennt Roos ein „postmodernes Paradox" (2001, S. 3). So kommt in Manuel Castells Büchern über die Informationsgesellschaft das Mobiltelefon in den Erstausgaben gar nicht vor (vgl. Castells 2001). Gleichermaßen erstaunlich ist der Umstand, dass eine Vielzahl deutschsprachiger Arbeiten zum Thema Handy (vgl. Burkart 2007; Glotz/Bertschi/Locke 2006) so gut wie gar nicht auf das Vorgängermedium Telefon Bezug nehmen.

Dieses Manko wird bedeutsam, wenn man davon ausgeht, dass ein Grund für die extrem rasche Verbreitung des Mobiltelefons die grundlegende Vertrautheit im routinierten Umgang mit dieser Technik liegt. Des Weiteren relativiert eine ausführlichere Beschäftigung mit den konstitutiven Unterschieden zwischen Telefon und Mobiltelefon den Topos der 'mobilen Revolution' durch das Handy.

Viele Funktionen und Zuschreibungen, die für das Handy gelten, treffen bereits für das Telefon zu, wie ich in einer Zusammenstellung der Gemeinsamkeiten aufzeigen werde. Ziel des Kapitels ist es, den Blick für Spezifika und Gemeinsamkeiten von Telefon und Mobiltelefon zu schärfen. Ergänzend dazu, soll ein kurzer Rückblick auf die Technikgeschichte beider Apparate exemplarisch vorzeigen, wie gesellschaftliche, wirtschaftliche und technologische Entwicklungen ineinandergreifen, einander bedingen und formen.

[118] Das Mobiltelefon ist die, sich am schnellsten verbreitende Konsumtechnik (mit Ausnahme der USA, hier war es der Fernseher) (vgl. Weber 2008, S. 226).

[119] Die wachsende Zahl an Einzelpublikationen bearbeitet zunächst kleinteilige Fragestellungen und eintönige empirische Settings, die der Komplexität des Forschungsgegenstands nicht angemessen sind (vgl. Kapitel 3). Im deutschsprachigen Raum ist etwa die Erforschung der beruflichen Handynutzung nach wie vor ein absolutes Orchideen-Thema.

6.2 Was Handy und Telefon verbindet

Die Rekonstruktion der Geschichte beider Telefonarten unterteilt sich in mehrere Aspekte, die ich für das weiterführende Verständnis der Entwicklung des Handys für wichtig halte.

6.2.1 Politische Rahmenbedingungen

So selbstverständlich das (Mobil-)Telefon heute ist, vergisst man mitunter, dass es das Funktionieren eines 'großen technischen Systems'[120] voraussetzt. Dazu gehören technische Einrichtungen ebenso wie kulturelle Artefakte und nicht-technische Handlungsroutinen. Da es sich bei beiden Apparaten um Netzwerkmedien handelt, also Medien, die erst durch die Nutzung vieler Personen ihr Potenzial ausschöpfen, ist die Errichtung einer flächendeckenden Telefoninfrastruktur eine unabdingbare Voraussetzung. Die Errichtung stellt einen erheblichen Ressourcenaufwand dar, infolgedessen ist die Infrastrukturfrage für die Entwicklung des (Mobil-)Telefons essenziell. Ob diese kostenintensive Aufgabe von staatlicher oder privater Seite übernommen wird, beeinflusst die Art und das Tempo, wie diese Innovation aufgenommen und umgesetzt wird. Ohne den hier angerissenen Themenkomplex auch nur annähernd in der geforderten Ausführlichkeit zu bearbeiten, möchte ich doch auf einige politikwissenschaftlich relevante, telefongeschichtliche Weichenstellungen eingehen. So wäre die Pioniergeschichte des Telefons ein Stück deutscher Technikgeschichte geworden, hätte Philipp Reis mehr (finanzkräftige) Unterstützung gehabt. Am 04.07.1863 stellte er seinen Apparat dem physikalischen Verein in Frankfurt vor (vgl. Bernzen 1999, S. 116). Die ersten legendären Sätze der Telefongeschichte lauteten: „Das Pferd frisst keinen Gurkensalat" und „Die Sonne ist von Kupfer" (Görtz 1999, S. 77). Der Inhalt dieser Sätze sollte möglichst spontan und originell gewählt sein, um mögliche Tricks oder Schummeleien zu verhindern. Vergleichsweise lebensnahe nimmt sich dagegen der Inhalt des ersten Handygesprächs aus: „Bringen Sie uns bitte Wasser", fragte der Erfinder des ersten Handys, Motorola-Designer Rudy Krolopp, in einem Restaurant (vgl. FMK 2008, S. 7).

[120] Innerhalb der Techniksoziologie unterscheidet man u.a. zwischen 'großen technischen Systemen' also Infrastrukturtechnik, und Alltags- bzw. Haushaltstechnik. Das Mobiltelefon liegt in der Schnittmenge dieser Bereiche.

Da das Echo auf seine Erfindung relativ schwach war, verschickte Reis seinen Apparat in verschiedene Länder und forderte andere Wissenschaftler auf, an dieser Erfindung weiterzuarbeiten. Im Alter von 40 Jahren verstarb er und erlebte es nicht mehr, wie der Exilschotte Graham Bell auf Basis seines Modells 1876 ein Patent für das Telefon einreichte. Gemeinsam mit seinem Schwiegervater gründete dieser die Bell-Company, das bis heute erfolgreichste Telekomunternehmen AT&T (American Telephone and Telegraph Company), das bis zur Konzernentflechtung 1984 quasi ein Marktmonopol einnahm und umgangssprachlich auch „Ma Bell" genannt wurde (vgl. Ronell 2001, S. 442).[121] Dieser Konzern legte den Grundstein für die privat[122] getragene, dynamische Erschließung der Telefoninfrastruktur in den USA. In Europa ließen sich die RegentInnen der Herrscherhäuser zwar die Erfindung vorführen, die Konzessionsvergabe zur Errichtung von Telefonnetzen erfolgte aber erst später und gemächlicher. In Österreich-Ungarn verschleppten die zuständigen Stellen bis 1881 die Zulassung, da das Telefon doch ein „bemerkenswertes aber belangloses Spielzeug" sei (Rohrböck 1989, S. 39). Mit den Jahren erkannte man den Nutzen des Telefons für die Kriegsführung (vgl. Meschnig 1995, S. 71f.) und zeitgleich mit der Realisierung städteübergreifender Telefonverbindungen begann die Verstaatlichung privater Telefonnetze. 1896 waren Telefoninfrastruktur und -betrieb verstaatlicht und gehörten zum „Staatsregal" (Rohrböck 1989, S. 74). Wurde im 19. Jahrhundert die Telefoninfrastruktur in den verschiedenen Gebieten noch unterschiedlich geregelt, sei es von Staats- und Gebietsmonopolen oder von Genossenschaften, ging man in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts zur Verstaatlichung über. In den 1980er Jahren begann in Europa die Privatisierung der Staatsbetriebe und wurde so zur „hegemoniale[n] Organisationsform der Telekommunikation" (Schaper-Rinkel 2003, S. 151).

[121] Ronell überrascht in ihrem *Telefonbuch* mit psychoanalytischen, semiotischen 'Sprachspielen'. So sieht sie in der Entmachtung der AT&T durch das Anti-Trust-Gesetz einen Angriff auf die mächtige Mutter, welcher „[…] die Installierung eines mütterlichen Superegos nach sich [zieht], um das herum die Firmenmitglieder ihre Gewissensbisse organisieren, was uns noch einmal an die weibliche Spur erinnert, die in den Techniken sedimentiert ist" (Ronell 2001, S. 443).

[122] AT&T war ein privates Unternehmen, das temporär zu den weltweit größten Firmen zählte. Zeitweise nahm es die Stellung eines de facto Monopol ein. Ebenso verpflichtete es sich zu denselben Vorstellungen von Integration, Stabilität und Regulierung, wie die staatlichen Telekomunternehmen in Europa: Diese bestanden aus dem Angebot einer flächendeckenden Versorgung und erschwinglichen Gebühren (vgl. Schaper-Rinkel 2003, S. 151).

Rammert (1993, S. 234f.) führt das unterschiedliche Tempo[123] und die andere Intensivität[124] der Telefonkulturen von Europa und den USA auf geopolitische und kulturspezifische Gründe zurück. So erfordere Telefonieren einen routinierten Umgang mit Schnelligkeit, Offenheit für Rückfragen (Reziprozität), Direktheit und Unpersönlichkeit. „Hierarchie- und statusbetonte Haltungen" begünstigten Einwegmedien gegenüber der wechselseitigen telefonischen Kommunikationskultur (vgl. Rammert 1993, S. 259f.). Dadurch wurde die Verbreitung in Deutschland verlangsamt, da das hierarchische (Standes-)Denken im Vergleich zu dem in den USA noch stark und die geografische Mobilität geringer ausgeprägt war. Es ist ein lang gedientes Argument, das Telefon als Gemeinschaft stiftende, demokratische Kommunikationstechnik vorzustellen, speziell in Abgrenzung zur leichter kontrollier- und manipulierbaren Presse und dem Radio (vgl. Katz 2006, S. 122). Bereits 1910 betonte Herbert N. Casson die Bedeutung des Telefons für die politische und ökonomische Einheit der USA: „It is so essentially the instrument of all the people, in fact, that we might almost point to it as a national emblem, as the trade-mark of democracy and the American spirit" (Casson 1910). Der Philosoph Jacques Derrida geht noch einen Schritt weiter und schreibt – selbst noch im Jahr 1991 – dem Telefon das Potenzial zu, totalitäre Systeme stürzen zu können (Derrida Vortragsmanuskript zit. n. Zelger 1997, S. 147). abhören Argumentiert wird damit, dass in den realsozialistischen Ländern zwar annähernd gleich viele Fernsehapparate verfügbar gewesen seien wie im Westen, aber weitaus weniger Telefonapparate. Angeblich soll in Moskau zu Zeiten der UdSSR die Nicht-Verfügbarkeit von Telefonbüchern legendär gewesen sein (vgl. Katz 2006, S. 122). Entgegengesetzt dazu, sieht Günther Anders' im Telefon ein Abhörinstrument, das durch das Anzapfen der Leitung *„jede Unterhaltung* belauscht werden kann" (Anders 2002/1980, S. 223). „Abhörapparate sind totalitär", weil sie den Menschen total auslieferbar machen (ebda, S. 216). Diese Aussagen müssen innerhalb Anders Technikverständnis eingeordnet werden. Für ihn haben Geräte immer schon eine präjudizierende Rolle, folglich hält er die These der 'moralischen Neutralität' von Technik für eine bekämpfenswerte Illusion.

[123] Bis in Deutschland das Telefon zur Standardausstattung gehörte, dauerte es über 100 Jahre, in den USA hingegen erreichte man dies bereits in den 30er Jahren (vgl. Rammert 1993, S. 240).

[124] Im Jahr 1913 gab es pro 1000 EinwohnerInnen in den USA 97,2, in Deutschland 21,2 und in Frankreich 12,8 Telefonanschlüsse (vgl. Rammert 1993, S. 242).

> Dieser Illusion gibt sich der homo technicus nur deshalb hin, weil er das Bedürfnis hat, angesichts seines täglich akkumulierenden und ihm über den Kopf wachsenden Geräteparks ein gutes Gewissen zu bewahren. Aber daß wir Freiheit gegenüber den von uns gebauten Geräten aufrechterhalten und die Weisen ihrer Verwendung auswählen oder bestimmten können, ist einfach unwahr. (Anders 2002/1980, S. 217)

Abseits dieser negativen wie positiven Extrempositionen ließe sich im Telefon ein Medium sehen, das sowohl subversiv genutzt, aber auch zu Herrschaftszwecken eingesetzt werden kann, etwa durch das Abhören von 'Systemfeinden' oder MitarbeiterInnen. „Nicht der Apparat determiniert Gesellschaft und Weltbild, sondern die Gesellschaft in allen ihren Facetten und mit allen Entwicklungen bestimmt ganz spezifische Gebrauchsformen" (Zelger 1997, S. 147).

Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Telefon und Mobiltelefon besteht in der politischen Nutzbarmachung dieser Technologie für gesellschaftspolitische Anliegen. Der Auf- und Ausbau einer analogen (Festnetz-)Telefoninfrastruktur wurde als Beitrag zu Stärkung der nationalen Einheit verstanden, welche u.a. über ein gemeinsames Kommunikationsnetz hergestellt werden sollte. Beim Ausbau der Telefoninfrastruktur nach dem Zweiten Weltkrieg standen nationale Interessen im Vordergrund: Es galt, eine flächendeckende Versorgung zu erschwinglichen Gebühren sicherzustellen, aber auch sicherheits-, industrie- und beschäftigungspolitische[125] Erwägungen zu berücksichtigen (Schaper-Rinkel 2003, S. 151f.). Eine europaweite digitale Telekom-Infrastruktur soll nun den Zusammenhalt der EU-Staaten stärken und so die europäische Einigung voranbringen. Paradoxerweise bedingt die Infrastrukturentwicklung der digitalen Telefonie und Mobilkommunikation die Deregulierung[126] der Telefonkonzerne und formt zugleich eine europäische Telekommunikationspolitik, welche die (wirtschaftliche) politische Einigung Europas voranbringen soll. „Die Telekommunikation bildet zusammen mit der Informationstechnik die Basistechnologie für das derzeit dominierende soziopoliti-

[125] Bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein bediente die Deutsche Bundespost 99,95 % des nationalen Marktes für Telefonprodukte sowie benachbarter Märkte (wie z.B. Österreich, das über keine eigene Herstellerindustrie verfügte (vgl. Schaper-Rinkel 2003).

[126] Wobei zu berücksichtigen ist, dass „[t]rotz des allgemeinen Entstaatlichungspostulat die zentrale Infrastruktur des Internet (backbones) allerdings weiter staatlich finanziert wird" (Kloepfer zit. n. Schaper-Rinkel 2003, S. 10).

sche Leitbild [127] von der 'Informationsgesellschaft' […]" (Dörrenbächer 1999, S. 63). Materialreich belegt Petra Schaper-Rinkel (2003) die Transformation zur europäischen Informationsgesellschaft in den 1980er Jahren als technologisch gesteuertes, politisches Integrationsprojekt, wobei „[…] die Deregulierungspolitik der Europäischen Kommission gleichermaßen eine Transformation der politischen Formen, als auch der politischen Inhalte […]" darstellt (Schaper-Rinkel 2003, S. 14). Zur Veranschaulichung wählt Schaper-Rinkel das brisante Beispiel der Speicherung von Kommunikationsdaten. „Während es vor der Deregulierung der Telekommunikation 'nur' den staatlich kontrollierten Telekommunikationsmonopolen (und dem Militär) technisch und de jure möglich war, diese Daten flächendeckend zu erheben, so sind diese Daten heute einer Vielzahl von Unternehmen zugänglich" (Schaper-Rinkel 2003, S. 33). Dadurch entstehen – technologisch bedingt – juristische Grauzonen, die eine politische Gestaltung von Technologien notwendig machen (würden). Insofern steuern spezifische Formen der Technologieentwicklung Art und Weise des politischen Agenda-Settings. Essenziell für den europäischen Telekommunikationsmarkt ist die Harmonisierung technischer Normen und Standards. Denn richtet sich die Entwicklung primär an nationalen Gesichtspunkten aus, gibt es der Anzahl der Mitgliedstaaten entsprechend viele unterschiedliche Geräte und Komponenten. Bei diesem Harmonisierungsprozess nehmen die nordischen Länder eine zentrale Rolle ein: Es waren alles Ingenieure staatlicher Telekomunternehmen, die dementsprechend gewisse demokratische Ideale teilten, wie Konsensorientierung, argumentierendes Diskutieren und Expertentum, die sich in den 70er Jahren auf ein gemeinsames Netz einigten. (Diese Ideale wären zum Beispiel bei einer Vereinigung von England, Frankreich, Deutschland und Spanien nicht möglich gewesen); (vgl. Agar 2004, S. 48ff.). Bis die „Big-Five" Europas dem Standard zustimmen konnten, dauerte es bis 1982. Es wurde die Group Spécial Mobil[128] gegründet, wofür damals die Abkürzung 'GSM' stand, die

[127] Selbst wenn die EU mittlerweile eine Verfassung hat, mangelt es an „großen Erzählungen". Leitbilder übernehmen dabei die Funktion der Integration und dienen als „Instrument zur Institutionalisierung europäischer politischer Praxen" (Schaper-Rinkel 2003, S. 15).

[128] Ausschlaggebend für den Erfolg der europäischen Mobilfunktechnik ist das Frequenzsprungverfahren, das das Signal in unterschiedliche kleine Frequenzen aufteilt. 1943 beantragte das Patent ein ungewöhnliches ErfinderInnen-Paar, der Pianist George Antheil und die österreichische Stummfilmschauspielerin Hedy Lamarr. Nach ihrer Heirat wurde ihr das Schauspielen untersagt und sie begleitete ihren Ehemann, einen Kriegsindustriellen, zu Geschäftstreffen. Die Marine beschäftigte das Problem, dass Torpedos oft ihr Ziel verfehlten, da die Funksignale vorzeitig vom Feind entschlüsselt wurden. Das Aufteilen der Signale, 'Frequency Hopping' machte es abhörsicher. In den 1980er Jahren entdeckten die „Groupe spècial mobile" das mittlerweile abgelaufene Patent für rascheste Signalübermittlung in der Mobiltelefonie (vgl. Völker 2010, S. 254f.).

die Entwicklung eines paneuropäischen Mobilfunkstandards vorantreiben sollte. Dieses Standardisierungsprojekt trug maßgeblich dazu bei, sozioökonomische Strukturveränderungen in Europa anzuleiten (vgl. Bender 1999). Diese durchaus konflikthafte Festlegung auf einen Standard, der bereits in der Spezifikation festschreibt, dass eine Konkurrenz mehrerer nationaler Netzbetreiber möglich ist, wurde zum kommerziell erfolgreichsten Technologieprojekt Europas (vgl. Bender 1999, S. 83). Mit dem interessanten 'Nebeneffekt', dass sich nationale Kompetenzen hin zu europäischen Institutionen verlagerte. „Vom Nationalstaat geht die Regulierungsmacht auf die Europäische Gemeinschaft über, die Digitalisierung der analogen Infrastruktur wird forciert und statt der staatlichen Versorgung wird ein Dienstleistungsmarkt forciert. Aus nationalstaatlich organisierten, analogen Versorgungsinfrastrukturen werden europäisch regulierte, digitale Infrastrukturen für globale Telekommunikationsdienstleistungen." (Schaper-Rinkel 2003, S. 149)
Diesen Wandel bringt Dörrenbachers (1999) Buchtitel über die Telekommunikationsindustrie auf den Punkt: *Vom Hoflieferanten zum Global Player*[129]. Diese Verschiebung vom staatlichen Infrastrukturbetrieb hin zum globalen Medienkonzern ist ein lehrbuchartiges Beispiel für das neoliberale Wirtschaftsprinzip. Auch dafür, wie das gesellschaftspolitische Interesse an leistbaren Kommunikationsdienstleistungen gegen unternehmerische Profitinteressen ausgespielt werden.

6.2.2 Unterschätzte Innovation

Telefon und Mobiltelefon teilen eine weitere gemeinsame Erfahrung: Beides sind Techniken, die in ihrer kommerziellen Bedeutung und ihrer gesellschaftlichen Reichweite falsch eingeschätzt wurden. So bot Graham Bell das Telefon-Patent der damals marktdominierenden Telegrafie-Firma Western-Union für 100.000 Dollar an, was empört als völlig überteuert abgelehnt wurde. Nur wenige Jahre später war das Patent 25 Millionen Dollar wert (vgl. Genth 1986, S. 31). Ebenso hätte das Telefon ein weiteres Kapitel deutscher Technik-Erfindung geschrieben, hätte der damals Branchen-dominierende Werner von Siemens den Nutzen des „Dinger-

[129] Dieser Wandel ist für Dörrenbacher (vgl. 1999, S. 64f.) durch drei Gründe bedingt: 1) Das Zusammenwachsen von Computertechnik und Telekommunikation, wodurch verstärkt Interessenskonvergenzen zwischen gewerblichen Anbietern und nationalen Fernmeldeämtern entstehen. 2) Die Krise der keynesianistisch-interventionistischen Wirtschaftspolitik zugunsten neoliberaler Ideen 3) Der Druck der Liberalisierungsvorreiter USA und Großbritannien.

chen[s]“ nicht so stark bezweifelt und seine Kommunikationsanliegen nicht dem Botenjungen, sondern dem Telefon, anvertraut (vgl. Rammert 1993, S. 258f.).
1980 beauftragte AT&T den Consultingkonzern Mc Kinsey damit, einzuschätzen, wie viele Handy-Nutzer es um die Jahrtausendwende geben würde. Aufgrund der schlechten Sprachqualität und der hohen Kosten schätzte man in den USA bestenfalls mit 900.000 NutzerInnen (vgl. Brown 2002, S. 1). Tatsächlich nutzten bereits 132 Millionen (vgl. EITO – European Information Technology Observatory 2001) ein Handy, obwohl die Handypenetration in den USA damals noch signifikant niedriger war als in Europa.

Das (Mobil-)Telefon wurde zunächst, ganz ähnlich wie das Auto, als nette Spielerei und amüsanter Zeitvertreib für exaltierte Persönlichkeiten betrachtet. In der Frühzeit des Telefons tingelte Graham Bell mit seiner Jahrmarktsattraktion von einer Ausstellung zur nächsten und stellte seine Show der ‘wandernden Stimme’ zum Gaudium der Leute vor. Anlässlich der Weltausstellung 1876 in Philadelphia fragte die New York Times: „Was macht man mit so einer Erfindung?“ (Genth 1986, S. 28). Den praktischen Nutzen für die Alltagsgestaltung schätzten die meisten Zeitzeugen völlig falsch ein. So kommentierte der „Ökophilosoph“ Henry David Thoreau das erste Telefongespräch zwischen Maine und Texas mit der Frage: „Vielleicht haben sich die Leute ja gar nichts zu sagen?“ (Genth 1986, S. 8). Und der Schriftsteller Umberto Eco (vgl. 1993, S. 143) erlaubte nur drei Menschen-Typen ein Handy zu benutzen, ohne peinlich zu sein:

1) Menschen mit Behinderungen oder einem anderen sichtbaren Handicap, die gezwungen sind, ständig in Kontakt mit einem Arzt bzw. Notdienst zu stehen.
2) Berufsgruppen, die aus dringenden beruflichen Gründen immer erreichbar sein müssen: Zum Beispiel Feuerwehrhauptmänner, Gemeindeärzte, und „Organverpflanzer, die auf frische Leichen warten“.
3) Für Ehebrecher. Nun hätten sie die Möglichkeit Botschaften ihre geheimen Partner zu empfangen, ohne dass Familienmitglieder, Sekretärinnen oder boshafte KollegInnen den Anruf abfangen können.

6.2.3 Zum Eigensinn der Telefonierenden

Ausgehend von der sozialen Konstruktion von Technologien sind Menschen den Nutzungsein- und vorschreibungen der Medientechniken nicht passiv ausgesetzt,

sondern gestalten den alltäglichen Gebrauch mit (vgl. Höflich 1996, S. 202f.). Das Telefon bestätigt die These, dass jedes neue Medium zunächst so genutzt wird, wie das Vorgängermedium, bis die speziellen Charakteristika des Mediums erkannt werden[130]. Die Entwicklung verläuft also vom 'in die Ferne schreiben' zum 'in die Ferne sprechen'. In den Anfangstagen nutzte man das Telefon wie einen Telegrafen, ohne die Morsesprache beherrschen zu müssen. Es ist Musiktelefon (eine Funktion, die später das Radio übernimmt), Telefonzeitung, „Volksnachrichtenmittel" (Wessel 2000, S. 16f.). Die Nutzungserwartungen an das Telefon lagen darin, eine Kommunikationstechnik für kurze, dringliche Botschaften zu bieten. Das Telefon diente langte Zeit vorrangig dem informativen Geschäftsgespräch (vgl. Weber 2008, S. 228). Das für uns scheinbar so Offensichtliche, dass man damit persönliche Gespräche führen, Beziehungen aufrecht erhalten kann, bleibt für die Mehrheit der Menschen bis weit in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein eher unbekannt. Manche/r kennt diesen Gesprächsstil noch aus alten Schwarz-Weiß-Filmen, wie im Stakkato, also im telegrammähnlichen Gesprächsstil, telefoniert wird. Die junge Kulturtechnik 'Telefonieren' bedeutete zunächst informieren, nicht quatschen, da hing man noch nicht am Telefon, war keine Quasselstrippe, sondern formulierte mit aufrechter Haltung in freundlichen, kurzen Sätzen seine/ihre Anliegen. So ermahnt Karel Capek in dem Artikel *Knigge am Telephon* die LeserInnen der Arbeiterzeitung „Daß Telephon dient nicht dem Zeitvertreib, sondern der Zeitersparnis. […] Die Haupttugend des Telephons ist Kürze" (Capek 1932). Eine Telefon-Bedienungsanleitung von 1884 empfiehlt (Genth 1986, S. 53):

„Das laute Brüllen ist verwehrt,
Ein dünnes Flüstern gleich verkehrt,
Recht deutlich und fein accentuiert
Wie wenn ein Mime Rede führt,
So sollte einzig und allein
Die Fernsprechunterhaltung sein"

[130] Wolfgang Pauser (1995, S. 22) geht noch weiter und meint, erst mit dem „[…] Obsolet werden enthüllen Techniken ihr Wesen". „Meine These lautet, daß das Telefon als technische Überbietung der körperlichen Anwesenheit hinsichtlich des Nähewunsches Sinn behalten wird". Sieht man das multimediale Handy als Weiterentwicklung des Telefons, behält er mit seiner These recht.

Abbildung 2: Inseratekampagne der PRO TELEPHON, 1927
(Museum für Kommunikation Bern in Stadelmann et al. 2002, S. 59)

Es ist dem Eigensinn der Nutzerinnen zu verdanken, dass das Telefon zum typischen Plaudermedium wurde. Der Wandel hin zum Plaudermedium vollzieht sich

zuerst in den USA[131], dessen BewohnerInnen von Anfang an eine offenere, positivere Haltung gegenüber dem Medium einnahmen, was auch zur rascheren Verbreitung führte.

So nutzten die amerikanischen Bäuerinnen das Telefon nicht nur, um den Tierarzt bei kalbenden Kühen anzurufen, sondern entdeckten das Gerät auch zur sozialen Kontaktpflege und zum Gesprächsaustausch. Indem Frauen begannen, das Telefon auch für private Zwecke und zur Unterhaltung zu nutzen, entstand das Stereotyp der weiblichen Viel-Telefoniererin gegenüber dem männlichen sachorientierten, effizienten Telefonierenden; oder der „emotionalen Quasselstrippe und dem männlichen Puristen“ (Klaus 2007, S. 147). Die Problematisierung des weiblichen Telefonkonsums – dargestellt im Sprachbild der Quasselstrippe – beginnt ab jenen Zeitpunkt, als Hausfrauen begannen, das Telefon selbständig und eigenwillig zu nutzen. Inwiefern es sich dabei um ein Klischee handelt, oder wie darin Lebensrealitäten von Frauen und Geschlechterhierarchien eingeschrieben sind, wird in verschiedenen Studien unterschiedlich diskutiert (vgl. Claisse 1989 zit. in Auböck 2001, S. 27ff.). „Dabei sind es gerade die von Frauen eingeführten sozialen Gebrauchsweisen des Telefons, die dem Medium seine unverwechselbare, lang anhaltende und zukunftsträchtige Bedeutung verliehen haben.“ (Klaus 2007, S. 151)

Abbildung 3:
Mobiltelefonie – die frühen Jahre
(Farbror Sid 2011)

Die Fragestellung, ob das Telefon als geschlechtergebundenes Objekt des „Doing and Undoing Gender“ zu lesen ist (ebda, S. 146), begleitet diese Arbeit. Das Festnetz-Telefon kann als ein Medium vorgestellt werden, das die Arbeitsteilung – männlicher Alleinverdiener und weibliche Vollzeit-Hausfrau – unterstützt. Die Gebundenheit weiblicher Arbeit an das Haus und männlicher Erwerbstätigkeit außer

[131] In Minnesota entstanden die ersten telefonischen ‘party-lines’, die zum ‘Chatten’ genutzt wurden (vgl. Zimmermann 2000, S. 376).

Haus spiegelt so die Festnetztelefonie wider (vgl. Geser 2006; Stadelmann/Hengartner/Rosenfeld 2002). Das Telefon durchbricht die Einsamkeit im allein verbrachten Tagesrhythmus, wie es Joyce Carol Oates (1986, S. 5) in seiner Novelle *Normale Liebe* einprägsam beschreibt:

> An den Vormittagen ist es ruhig in unserem Haus. Meine Kinder gehen jetzt alle zur Schule. Das Telephon klingelt plötzlich, und mein Mund wird trocken; ich laufe zum Telephon, ich bin beunruhigt, überlege ...hat jemand die falsche Nummer gewählt? Oder ist es jemand Bekanntes? Ist es jemand der uns einladen will? Die Person, die mich anruft, besitzt so viel grausame Macht in ihrer Anonymität. Aber das Telefon klingelt doch sicher auch, wenn ich nicht zu Hause bin, und dann, dann bin ich diejenige, die die Macht besitzt, dann steht der Anrufer (wahrscheinlich eine Hausfrau wie ich) bestimmt da und lauscht traurig dem Klingeln des Telephons in einem leeren Haus.

Diese Textpassage beschreibt noch weitere relevante Punkte: Die Häuslichkeit des Telefons als begriffsschöpfender Unterschied zwischen Telefon und Handy und den Wechsel von Anonymitäten zwischen Telefonierendem und Angerufenem. Das Telefon lenkt von der häuslichen Einsamkeit ab und lässt sie manchmal doch noch intensiver empfinden. Die mitunter unterstellte enge Verbindung zwischen Frau und Telefon steht in engem Zusammenhang mit der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Dazu fügt sich nachstehender Werbetext gut ein, den AT&T 1962 verwendete, um die Anschaffung von Nebenstellenanlagen zu bewerben. Denn mit einem Telefon in Küche, Wohn- und Schlafzimmer ist die hausarbeitende Frau so gut wie immer erreichbar: „You can feed the baby, check the grocery list, fix a formula or seven-minute-frosting […] and keep right at it when the Telephone rings“ (Genth 1986, S. 11). So ermöglicht das Nebeneinander von Telefonieren und Alltagsverrichtungen das Führen längerer Gespräche. Erkennbar wird dabei das Potenzial des Telefons als Multitasking-Medium, eine Funktion, die beim Handy im Vordergrund steht und auch Thema des empirischen Teils dieser Arbeit sein wird. Der Eigensinn der Telefonierenden schrieb auch beim Mobiltelefon Geschichte. So gilt die Geschichte der SMS als Erfolgsgeschichte jugendlichen Nutzungsverhaltens, ohne deren Insistieren auf diese Kommunikationsart, die SMS es nicht geschafft hätte, die kommerziell erfolgreichste Handyfunktion zu werden (vgl. Harper/Palen/Taylor 2005). Ursprünglich als Informationsservice für

TelefonkundInnen konzipiert, verschickte der Telefon-Konzern Vodafone 1993 die erste SMS (vgl. Agar 2004, S. 61f.).

6.2.4 Lebensretter (Mobil-)Telefon

Sowohl Telefon als auch Handy vermitteln Sicherheit. Bereits um die Jahrhundertwende bewarb man das Telefon als Notrufsäule, um Überfälle oder Feueralarm zu melden (vgl. Baumann 2000, S. 14). Auf das Telefon als 'Lebensretter' bezog sich auch die Beschriftung öffentlicher Telefonzellen in Österreich, wie sich manche noch erinnern werden: „Zerstört es nicht, es könnte Leben retten". Mehrfach in Studien bestätigt, gehört das Sicherheitsmotiv zu den Hauptgründen für die Anschaffung eines Handys (Weber 2008, S. 229), insbesondere wenn Eltern die Anschaffung eines Handy für ihre Kinder planen (in Österreich liegt dies im Durchschnitt bei acht Jahren). Diese Sicherheitsdiskurse bedienen auch die Medien, welche beispielsweise regelmäßig über in Not geratene Bergwandernde berichten. Dort hieß es zum Beispiel, dass selbst ein Lawinenopfer dank seines Handys Rettung rufen konnte. Zusätzliches Sicherheitspotential bietet ein Handy in Verbindung mit dem Ortungssystem GPS, da ein Notruf abgesetzt und das Handy geortet werden kann (vgl. Naica-Loebell 2004), eine Anwendung, die nicht nur für Kinder, sondern auch für Menschen mit körperlichen Gebrechen nützlich sein kann. Aufgrund der Vielschichtigkeit der Sicherheitsfunktionen, die dem Handy zugeschrieben werden, lässt sich das Mobiltelefonieren als regelrechte Sicherheitstechnologie bezeichnen, wobei der Rechtfertigungscharakter des Sicherheitsarguments nicht außen vor gelassen werden darf. So recherchierte Adam Burgess, dass in der Frühphase des Mobilfunks gerade Repräsentanten der Mobilfunkindustrie das Sicherheitsargument betonten, um so möglichen Vorbehalten hinsichtlich gesundheitlicher Risiken der Mobilfunktechnologie entgegenzuwirken (vgl. Burgess 2004, S. 10). Zweifellos vermittelt das Handy persönliche Sicherheit, ist zugleich aber Sicherheitstechnik, die wirtschaftlich wie politisch instrumentalisiert wird und sich so nahtlos in das Foucaultsche Sicherheitsdispositiv einfügt, wie ich es in Kapitel 7.2.2 beschreibe.

6.2.5 Das (Mobil-)Telefon: Beziehungsmedium oder Beziehungsprothese?

Manchmal stiften Telefone sogar Beziehungen, aber meistens dienen sie zu deren Aufrechterhaltung sowie zur Pflege von Freundschaften und Bekanntschaften (vgl. Döring 2004). Dies gilt gleichermaßen für das Telefon, wie für seine mobile Schwester. Das Handy ist ein regelrechtes Netzwerkmedium, losgelöst von räumlichen Begrenzungen. Ein wiederkehrendes, aber selten begründetes Ressentiment gegenüber der Telefonkommunikation liegt in der Gesprächsqualität. Das Telefongespräch soll weniger authentisch und gehaltvoll sein, als ein Gespräch mit einem körperlichen Gesprächsgegenüber. Das Telefonat gilt hier als mangelhafter Ersatz für das echte Gespräch. Es stellt Verbindungen her, es ist Ersatz-Kommunikation oder eben eine Beziehungsprothese. „Es ist so beruhigend, wenn man die Mutter schon allein lässt und woanders hinzieht und mit ihr eigentlich gar nichts mehr zu schaffen hat, daß man doch weiß, sie hat ein Telefon, wenn sie Schwierigkeiten hat, kann sie ja anrufen." (Genth 1986, S. 15).

In noch viel größerem Ausmaß trifft dies auf das Handy zu, was Wortschöpfungen wie ‘elektronische Nabelschnur’ bekunden, die speziell für die Eltern-Kind-Beziehung relevant sind. In erster Linie bietet das Telefon Müttern die Möglichkeit mit ihren Kindern Kontakt zu halten (vgl. Geser 2006, S. 33).[132] Rakow/Navarro (1993) wählten dafür den griff ‘Remote Mothering’, frei übersetzt als mütterliche Fernkontrolle. Handys fungieren als eine Art ‘elektronische Leine’, die, je nachdem an welchem Ende man steht, unterschiedlich beurteilt wird. So sehen sie Eltern durchwegs positiv für die familiäre Beziehungsgestaltung (vgl. Röser 2007, S. 136f.), da sie die Organi-

Abbildung 4: Insteratkampagne "rappelle toi-appelle moi" (Museum für Kommunikation Bern in Stadelmann et al. 2002, S. 93)

[132] Es ist wohl kein Lapsus, wenn Hans Geser hier nur von Müttern schreibt. Vielmehr reflektiert die Wortwahl ein u.U. unhinterfragtes Verständnis über gängige Praktiken geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in der Familie.

sation funktionaler Abläufe erleichtert, wie zum Beispiel Einkäufe, Abholdienste usw. Jugendliche hingegen sehen dies ambivalenter – sie erleben die Nabelschnur mitunter auch als elektronische Fessel. So bequem kurzfristige Absprachen auch sind (z. B. weil man später kommen will, als vereinbart oder um abgeholt zu werden), werden die elterlichen Anrufe auch als störend empfunden und als eine Art der Kontrolle erlebt.

Die Frage des Kapitels kann mit einem eindeutigen ‘Njaein’ beantwortet werden. So belegt eine Studie zum Gebrauch des Telefons (vgl. Fielding/Hartley 1989, S. 127-128), dass Telefonieren soziale Kontakte erweitert, aber persönliche Kontakte nicht ersetzt. „Je mehr soziale Aktivitäten eine Person allgemein hat, desto häufiger greift sie zum Telefon“ (ebda). Insofern löst telefonische Erreichbarkeit nicht das Problem gesellschaftlich isolierter Menschen. Auch wenn ein Telefongespräch anders geartet ist als ein persönliches Gespräch erlaubt es keine Aussagen über die Qualität des Gesprächs.

6.3 Telefon-Spezifika: „Wer spricht?“ wird zu „Wo bist du?“

Der markanteste und folgenreichste Unterschied zwischen Telefon und Mobiltelefon liegt in der Ortsbezogenheit des Festnetztelefons gegenüber der Personenbezogenheit des Mobiltelefons. Mit einem Festnetztelefon ruft man ein Haus an, mit dem Handy eine Person. Deshalb interpretiert der Schweizer Kommunikationswissenschaftler Hans Geser (2006) die Ortsgebundenheit des Festnetztelefons als Beitrag zur Bedeutungsstärkung des Haushalts, wohingegen das Mobiltelefon stärker einer nomadischen Kultur entspricht. So führe das Handy zur Intensivierung der Kommunikation zwischen Familienmitgliedern, gleichzeitig eröffne diese Form der individualisierten Mediennutzung eine stärkere (räumliche) Abgrenzung im Haushalt (vgl. Röser 2007, S. 136).

Das Handy ist nicht ortlos, es bringt nur einen Moment der Ungewissheit mit sich. Deshalb beginnen zwei Drittel aller Telefonate mit der Frage: „Wo bist du?“ Dies ist vordergründig ein Widersinn bei einem Kommunikationsmedium, dessen zentrales Merkmal in der Überwindung von Räumlichkeit liegt. Zugleich ist es eine es-

senzielle Frage[133], da sie wichtige Kontextinformation zu dem Gespräch liefert. Deshalb lautet für Sadie Plant (2003, S. 29) die richtige Antwort: „Ich bin mobil". Trotzdem bleibt die Verortung des Gesprächsgegenübers nicht nur eine gebräuchliche, sondern auch eine wesentliche Frage. Denn es gilt, den Gesprächsrahmen abzustecken, um eventuelle Kommunikationsbeeinträchtigungen abschätzen zu können. Katz/Aarkhus (2006, S. 302) sehen in der Frage eine Form der sozialen Navigation, die auch Aspekte der Kontrolle einbezieht.

Weitergehend lässt sich das Telefon als ortsspezifisches und das Mobiltelefon als zeitspezifisches Medium denken. Indem das Handy an die Person gebunden ist, ermöglicht es punktgenaue, personalisierte Kommunikation, welche alltägliche Zeitordnungen durchbricht. Ad-hoc-Absprachen ersetzen Planungsroutinen und machen Zeit „zu einer Tauschware, die nach Belieben gehandelt wird" (Geser 2005, S. 49). Als ein weiteres Indiz für die Ortsbezogenheit des Festnetztelefons lässt sich die Vergebührung anführen: Beim Telefon erfolgte sie noch nach räumlichen Faktoren, nach Nah-, Fern- oder Interkontinental-Gespräch. Mit den GSM-Standard-Handys erfolgte die Gebührenabrechnung anfangs auf (getakteter) Zeit und wurde später durch (minutenbasierte) Flattax-Tarife ersetzt.

Das Handy realisiert verschiedene Kommunikationsformen: Synchron und ortsfern, oder asynchron und ortsnah. Trennt das Telefon das Gespräch vom konkreten Gesprächs-Visavis, löst das Mobiltelefon die Gesprächssituation von ihrer Ortsgebundenheit. Beide Telefonierpraktiken bringen eigene kommunikative Muster hervor, die sich vorrangig um die sprachliche Vermittlung non-verbaler Kommunikation bzw. kontext- und ortsrelevanter Information drehen. So vertraut, dass es einem erst bewusst wird, wenn man es vermeiden will, ist die Versprachlichung visueller Gesten[134]. So wird aus einem Nicken ein zustimmendes „Mhmm", und aus einer ungläubig hochgezogenen Augenbraue eine fragendes „Wirklich?". Insofern führt die Mobiltelefonie zu einer Intensiverung der sprachlichen Kommunikation, um so den Rahmen der Gesprächsbeziehung zu festigen.

[133] „Wo bist du?" zählt zur wichtigsten Frage am Handy, „Was machst du?" am Telefon und „Wer bist du?" im Chat, meint Höflich (vgl. 2005, S. 33).

[134] Dies kenne ich aus meiner Erfahrung als Radiomacherin: Um sich bei einem Telefoninterview Bearbeitungszeit zu sparen, verzichtet man auf diese hörbaren Zustimmungspraktiken. Dies erschwert aber die Gesprächssituation, weil man dem Gesprächsgegenüber nicht jenen kommunikativen Response zukommen lässt, der zur Nähe und Vertrautheit eines Telefongesprächs beiträgt.

Das Handy bietet perfekte Anrufkontrolle und nimmt so Einfluss auf die Telefonetikette: Ein joviales Servus für den/die FreundIn weicht dem formellen „Guten Tag“, ruft jemand aus der Firma oder die Hausverwaltung an.

6.3.1 Verbreitungstempo: Vom Statussymbol zur Selbstverständlichkeit

Ein großer Unterschied zwischen Telefon und Mobiltelefon liegt im Tempo der Etablierung im Alltagsleben. Brauchte das Telefon von den ersten Anfängen der Erfindung bis zum Standardeinrichtungsgegenstand über 100 Jahre, vollzog das Mobiltelefon diese Entwicklung innerhalb von 10 Jahren (vgl. FMK – Forum Mobilkommunikation 2008, S. 6f.). Ein Grund dafür, dass das Mobiltelefon der Gegenstand mit der schnellsten Massenverbreitung ist, liegt in der grundlegenden Vertrautheit mit der Kulturtechnik des Telefonierens. Dieser bereits oben skizzierte Umgang mit Telepräsenz muss vom Individuum erst erlernt werden (vgl. Baumann 2000, S. 15). Die Anfangszeit der Telefonie illustriert diesen Lernprozess: So informiert die Arbeiterzeitung über den richtigen Umgang mit dem Telefon (vgl. Capek 1932) und toleriert keine Ausreden mehr bei „telefonischer Ungeschicklichkeit“ (Arbeiter-Zeitung 1932). Und es wird gegen vorherrschenden Ängste angeschrieben: „Telephonieren – leicht gemacht: Man darf sich nur nicht davor fürchten“ (edba). Mehrjährige Aushandlungsprozesse lassen Praktiken des Telefonierens entstehen, zum Beispiel dass man weiß, wie man ein Telefonat beginnt und beendet. Gerade in der Frühphase des Mobiltelefons wird dieser Prozesscharakter deutlich. Wie laut wo telefoniert werden konnte, war wiederkehrendes Thema von Alltagsgesprächen und Kolumnen. Das dieses Thema trotz intensiver Handyerfahrung immer noch, wenngleich weitaus abgeschwächter, Gegenstand von Erörterungen ist, sagt viel über das Beharrungsvermögen der Umgangsformen im öffentlichen Raum aus.

Angesichts der vielfältigen Anliegen dieser Arbeit kann der Rückblick auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Telefon und Mobiltelefon nur unvollständig und mosaikartig bleiben.

6.4 Telekommunikativer Gesprächsstil: Charakteristika medienvermittelter Kommunikation

Mediale Kommunikation betrifft die Medialität des Gesprächskontakts, was erhebliche Folgen auf die Art und Weise der Kommunikation hat. Direkte, personale mündliche Kommunikation charakterisiert Unmittelbarkeit, Präsenz, Dialog, Kontextualität und eine Einheit von sprachlichen und körperlichen Ausdrucksformen. Mediale Kommunikation, also technisch vermittelte, ist hinsichtlich ihrer Ausdrucksmöglichkeiten anders strukturiert, was Art und Weise der Gesprächsführung beeinflusst. Ziel medialer Kommunikation ist es „elektronische Nähe“ (vgl. Höflich 1996, S. 72f.) herzustellen, um der sozialen Präsenz eines persönlichen Gesprächs möglichst nahe zu kommen. Grundsätzlich besteht Kommunikation in der Verbindung zweier Kommunikanten. Mediale Kommunikation ist komplex und setzt ein Zusammenspiel folgender Faktoren voraus: Kommunikator (Sender, Sprecher), Zeichenvorrat (Code), Medium (Kommunikationsmittel oder -kanal), Rezipienten (Empfänger) und Prozesscharakter (Encodierung, Zeichenübermittlung und Decodierung) (vgl. Faulstich 2002, S. 35). So technisch einfach telefonieren ist, erfordert aber Wissen über die sozialen und kommunikativen Regeln des Gebrauchs, die kulturspezifisch unterschiedlich sind. Der Kommunikationswissenschafter Joachim R. Höflich stellt folgende soziale Regeln des Telefonierens auf (vgl. Höflich 1996, S. 211ff.):

- die telefonische Interaktionsaufforderung
- Gesprächseröffnung und –beendigung
- Kontaktsicherung oder das das Schweigen beim Telefonieren (darunter versteht man die Versprachlichung des Schweigens durch aufmerksamkeitsanzeigene Signale wie „aha“, „ja“, „so so“)
- Zeitliche Normierung des Telefonierens
- Telefonanlässe

Zunächst ist Telefonieren Echtzeit-Kommunikation. Allerdings ermöglicht bereits der Anrufbeantworter Telefonieren als zeitversetzte Kommunikation. „Die Voraussetzung allen Telefonierens ist der Kontakt zwischen Fernsprechendem und Fernhörendem „[…] diese Voraussetzung wird durch den Anrufbeantworter aufgehoben und aufgeschoben“ (Wirth 2000, S. 161). Der Anrufbeantworter erschließt einfache Formen des Anrufmanagements, die Identifikation des Anrufenden und die

Entscheidung, ob man jetzt mit der Person sprechen will oder nicht. Die Fernabfrage des Anrufbeantworters kommt der Funktionalität der Sprachbox eines Handys schon recht nahe. In Kapitel 9.2.1 beschreiben die InterviewpartnerInnen, wie sie gezielt die Vor- bzw. Nachteile von Echtzeit- bzw. zeitversetzter Kommunikation einsetzen, um ihre Kommunikationsbedürfnisse und Erreichbarkeitsverpflichtungen möglichst autonom zu steuern. Vornehmlich als asynchrone Kommunikationsform kommen die Vorzüge der SMS deutlich zum Tragen. Beruflich gerade in Situationen, in denen man nicht telefonieren sollte (Konferenzen, Meetings), und um Kommunikation aufzuschieben. Privat wird es zur Erinnerung, Delegation und Koordination von Alltagserledigungen und in beträchtlichem Ausmaß für die Pflege sozialer Beziehungen genutzt (vgl. Kapitel 9).

6.4.1 Entgrenzung und Erreichbarkeit

Elemente der kommunikativen Entgrenzung betreffen bereits die Festnetztelefonie, aber erst mit der Mobilkommunikation erhalten Phänomene wie Enträumlichung, Entsinnlichung und Erreichbarkeit eine kritische Größe.

6.4.1.1 Enträumlichung

Enträumlichung meint die Loslösung des Kommunikationsortes und Zeitpunktes von der konkreten Gesprächssituation gemeint. Enträumlichung treibt die Geschichte der Kommunikationsmedien an, die in der Trennung des konkreten Ortes vom Kommunikationsraum besteht. Sowohl Feuertelegrafie (Rauchzeichen), Bote und Telegrafie, als auch Telefon und Handy sind raumüberwindende Medien. Die Metamorphosen des Räumlichen stehen in offenkundigem Zusammenhang mit der Entwicklung elektronischer Medien, eine Hauptwurzel dabei ist die Telegrafie (vgl. Buschauer 2010, S. 87f.). „Als Techniken der *Tele*kommunikation schon namentlich auf den Raum bezogen, unterlaufen Formen medialer Vernetzung, wie die Rede von einer raumzeitlichen ‘Verdichtung’ anzeigt, bestehende Ordnungen räumlicher bzw. raumzeitlicher Distanz“ (ebda, S. 9). Die Entkoppelung von Raum und Kommunikation zeitigt Konsequenzen in der Wahrnehmung, die Günther Anders bereits 1980 mit der ihm eigenen Weitsicht beschreibt: „Die ‘Schrumpfung der Entfernungen’ ist heute zwar in aller Munde. Aber ihre philosophische Bedeutung: nämlich die Omnipräsenz *des Menschen,* ist noch nicht ins Bewußtsein der Zeit

gedrungen; […] kann man jetzt eben an mehreren Stellen, virtuell überall zugleich sein (Anders 2002/1980, S. 223). Dies kann man als „Freiheit von den Entfernungen“ sehen oder als „Unfreiheit“, nämlich für die „Erreichbaren und die Erreichten“ (ebda, S. 224). Oder auf konkrete Medientechnologien übertragen, könnte man es auch so ausdrücken: „Der von Telefonen, Faxgeräten, Handys, Anrufbeantwortern beseelte Raum ist nicht privat, sondern virtuell und total. Ich bin erreichbar, aber nicht bei mir" (Schneider 1996, S. 22). Man ist „An mehreren Orten zugleich“ (Höflich 2005a), ist telepräsent. Die Urteile über diese Enträumlichung fallen unterschiedlich aus. Für Paul Virilio führt Telepräsenz zu einer „Tyrannei der Information und Echtzeit“, indem die räumliche Präsenz verschwindet, gewinnt die Zeit an Bedeutung (vgl. Virilio 1998). Joshua Meyrowitz (vgl. 1985) sieht in der Enträumlichung eine Ursache für eine gewisse Orientierungslosigkeit der Menschen, weil sie ihren Platz in der Welt nicht mehr kennen würden. In diesem Verständnis führt Enträumlichung zum Bedeutungsverlust des realen Raumes zugunsten des Virtuellen. Herbert Hrachovec fordert daher „Die Übertreibungen rund um Telepräsenz ernst zu nehmen“, weil die Entkopplung der sinnlichen Wahrnehmung räumlicher Gegenstände und deren aktueller Anwesenheit eine epistemologische Herausforderung bedeutet (Hrachovec 2002, S. 112). Der schieren Horizontlosigkeit dieser Frage bewusst, soll der Untersuchungsgegenstand wieder auf das Mobiltelefon als ortsungebundenes Medium zurückgeführt werden. Die Ortlosigkeit des mobilen Telefonierens betrifft:

- das Verhalten im öffentlichen Raum

Konkret verlangt der Aspekt der Enträumlichung durch die Mobiltelefonie besondere Formen der Vergegenwärtigung, die für interpersonelle Kommunikation nötig sind. Praktiken dieser Vergegenwärtigung reichen von der klassischen telefonischen Einstiegsfrage „Wo bist du?“ bis zum Abstecken des Raumes (Territorialisierung), um etwa Intimität für ein Gespräch herzustellen (vgl. dazu Kapitel 5.2.1).

- die Gestaltung der Ortsbeziehungen

Das Handy ermöglicht Kommunikation ohne räumliche Veränderung. Zugleich erschließt kommunikative Mobilität neue, mitunter subversive, politische Formen räumlicher Begegnungen, wie durch Flash- bzw. Smart Mobs (vgl. Rheingold 2002;). Dies macht es nachvollziehbar, im Handy eine „nomadische Technologie“

zu sehen (vgl. Pertierra 2005). Allerdings ist das Umherziehen, Wandern, Herumstreifen nicht mit Gleichgültigkeit gegenüber dem Ort gleichzusetzen. Das Mobiltelefon ist ein Medium, das gleichermaßen lokale wie globale Räume eröffnet (vgl. Poster 2005). Es entstehen neue Beziehungen zu Räumlichkeit, die teilweise mit virtueller Mehrwertinformation angereichert werden. Die Handynutzung reduziert die räumliche Aufmerksamkeit, zugleich kehrt der Ort aber in seiner virtuellen Spiegelung via GPS zurück, weist dem Nutzer den Weg oder informiert durch LBS, ortsbezogene Services (Location-based Services), über Dinge, die sich dem Nutzenden sonst gar nicht erschließen würden. Für André Lemos (2008) gehen aus LBS neue Formen von Räumlichkeit hervor, die er „informational territories" nennt, die Heterotopien im Sinne Foucaults sind; also Orte mit einer ordnungssystematischen Funktion, welche gesellschaftliche Normen zu einem bestimmten Zeitpunkt abbilden. Mobile Informationstechnologien gestalten neue Territorien, neue Prozesse der Verräumlichung und neue Formen der Gemeinschaft sowie der gemeinschaftlichen und autonomen Produktion von Inhalten (vgl. Lemos 2008, S. 108). Zusammenfassend ließe sich sagen, dass in postmodernen, medialisierten Gesellschaften der Raum an Eindeutigkeit und Grenzen verliert, zum Beispiel indem über Handy-Anrufe weltweit neueste Nachrichten direkt in den konkreten Räumen auftauchen. Das Handy steht in der Spannung, jederzeit globale Verbindungen herstellen zu können, bleibt aber wie das Telefon ein „Kommunikationsmedium des Nahraums" (Höflich 1996, S. 221), weil überwiegend mit Menschen aus dem persönlichen sozialen Umfeld telefoniert wird.

6.4.1.2 Entzeitlichung

Bereits die audiovisuellen Massenmedien diffundieren die Raum-Zeit-Kontingenz, mit der Internet-Echtzeit reduzieren sich Raum-Distanzen schließlich auf zeitliche Unterschiede der Datenübertragung. Aufschlussreich ist, dass diese eher philosophischen Betrachtungen zur Tyrannei des Raums, der Entfernungen (Virilio), auch für die politische Konzeption der europäischen Informationsgesellschaft von Interesse ist. Demzufolge man sich erhoffte die Aufweichung der Grenzen zwischen Zeit und Raum trägt zur ökonomischen Transformation bei und entlastet von Mobilitätsproblemen. So zitiert die Politikwissenschafterin aus einem EU-internen Dokument: „Wir können unabhängig von der Entfernung mit Menschen Kontakt halten und mit ihnen kommunizieren und müssen dank Telearbeit, Tele-Shopping

und Tele-Lernen den Alltag nicht in Verkehrsmitteln verbringen" (Schaper-Rinkel 2003, S. 61).

Die Auswirkungen dieses neuen Zeit-Raum-Verständnisses thematisiert auch der Sammelband *Allzeit zuhanden* (vgl. Nyíri 2002), der mit der Wahl dieses Ausdrucks Raum und Zeit elegant verschweißt. Auch das folgende Zitat von Bolz hebt die Überschneidungen von Enträumlichung und Entzeitlichung hervor: „Die Weltgesellschaft kann man nicht mehr verorten. Was allein noch zählt, ist die Zeit, die immer knapp ist; alle Probleme werden durch Temporalisierung gelöst (Eile, Dringlichkeit, Beschleunigung, Befristung)" (Bolz 2003, S. 6). Um die Veränderungen dieser raum-zeitlichen Auflösung begrifflich zu fassen, spricht man von ‘zeitbasierter Körperlichkeit’ und ‘temporaler Präsenz’. Hinterfragt man diese Zusammenhänge auf Artefaktebene, wird das Mobiltelefon als Datenkörper erkennbar. Da jedes Mobiltelefon über eine SIM verfügt (Subscriber Identity Module, ein ‘Teilnehmer-Identitätsmodul’) verschmilzt die Lokalisierungstechnologie GPS gewisser Maßen die Dimensionen Zeit und Raum, indem Bewegungsspuren mit Zeitangaben verknüpft werden. Es ist das Gerät, das Daten- und Bewegungsspuren hinterlässt, aber es ist das Subjekt, dass damit gleichgesetzt wird. Diese Dopplung von Subjektivität mit Datensubjektivität[135] wie sie das Mobiltelefon verknüpft, verändert das Verständnis von Präsenz grundlegend. Es führt zu einer Entkopplung des Datenkörpers, vom Körper im Raum, deren gesellschaftliche Auswirkungen derzeit schwer abzuschätzen sind, jedenfalls macht es die Forderung nach einer *Politik des Datenkörpers* (vgl. Sützl/Ingruber 2001) zeitgemäß wie unterstützenswert.

6.4.1.3 Entsinnlichung

Entsinnlichung ist das Ergebnis von Enträumlichung und Entzeitlichung, wie es Mettler-Meibom mit Bezug auf den Mediensoziologen Thomas Herrmann verstanden wissen will. Entsinnlichung geht aus der „Gleichförmigkeit technischer Schnittstellen“ hervor, die normativ als Kompetenzverlust mit weitreichenden Konsequenzen beurteilt wird. „Entsinnlichung bzgl. Zeit und Ort führt zu einem Verlust

[135] Online- und Offline-Ich sind untrennbar miteinander verbunden, es verdoppelt das Ich: Das Ich als Persönlichkeit in interpersonellen Beziehungen und das Ich als Auswirkung einer Datensubjektivität, die über den Kontakt hinaus bestehen bleibt. Mit erheblichen Folgen für den Umgang miteinander, da Risiko und Vertrauen über den persönlichen Kontakt hinaus auch eine Frage der Daten-Privacy ist (vgl. Green 2002, S. 47).

solcher kommunikativer Kompetenz, die zur Herbeiführung von Entscheidungen mit sozialer und politischer Tragweite relevant sind“ (Herrmann zit. in Mettler-Meibom 1994, S. 19). Dieses radikale Urteil beruht auf einer medienkonservativen Haltung, die angesichts der medialisierten Alltagswelt wenig hilfreich erscheint. Für vielversprechender halte ich eine Sichtweise sinnliche Wahrnehmung als wandelbar zu begreifen nicht als Konstante. Was uns heute als ‘entsinnlichte‘ Form der Kommunikation erscheint (erinnern Sie sich an die Anfangszeiten des Chatten zurück), kann morgen eine selbstverständliche, intime, technisch vermittelte Ausdrucksweise sein. So wie es die Geschichte des Telefons vom sachlichen Informations- zum intimen Plaudermedium selbst nahelegt (vgl. Kapitel 6.3). So wie die Eisenbahn die visuelle Wahrnehmung des Menschen veränderte[136], verändert das Mobiltelefon die akustische Wahrnehmung. Eingehüllt in kommunikative und musikalische Blasen, erleben wir Räume andersgeartet. Michael Bull erkennt darin eine negative Dialektik zwischen der individuellen Aneignung von Räumen durch individuelle Sounds und dem Wandel der Räume zu Nicht-Räumen. „Yet it appears that as we become immersed in our mobile media sound bubbles of communication so those spaces we habitually pass through in our daily lives increasingly lose significance for us and progressively turn into the ‘non space’ of daily lives which we try, through those self same technologies, to transcend“ (Bull 2005, S. 177).

Alltagskommunikation ist in immer größerem Ausmaß medienvermittelt. Veränderte Wahrnehmungsmodi und Kommunikationsweisen mit veränderten Denk- und Handlungsweisen gleichzusetzen, gleicht einer monokausalen Erklärung. Hilfreicher ist es von „Medienhandeln“ (vgl. Röser 2007) als einer Spielart kommunikativen Handelns (Jürgen Habermas) zu sprechen, oder von „sozio-technischem Handeln“(Döring 2005, S. 62). Derart verortet stellt der empirische Teil dieser Arbeit einen Versuch dar, das Verhältnis von Entsinnlichung und subjektiven Handlungsweisen auf Evidenz-Ebene zu untersuchen.

[136] So bringt das Reisen mit der Eisenbahn den „panoramischen Blick“ hervor (vgl. Schivelbusch 1995).

6.4.1.4 Erreichbarkeit – Verfügbarkeit

Eine weitere Dimension des telekommunikativen Gesprächsstils besteht in der Erreichbarkeit. In der Literatur wird es mit unterschiedlichen Worten umschrieben: *immer und überall*, *ständig in Kontakt, allzeit zuhanden, perpetual contact*. Wesentlich für das Verständnis ist die Zweipoligkeit von Erreichbarkeit und Verfügbarkeit. Blendet man diese gestaltgebende Polarität aus, bleibt die Beschreibung von Telefonierpraktiken als Handlungsroutinen unvollständig. Thematisch geht daraus das Erreichbarkeitsdilemma[137] hervor, nämlich das Bedürfnis, andere jederzeit erreichen zu können, ohne selbst immer erreichbar sein zu wollen. Eine aktive Steuerung von Erreichbarkeit bzw. Nicht-Erreichbarkeit gehört zum Umgang mit dem Telefon. Die praktische Umsetzung unterschiedlicher Formen des Anrufmanagements und den damit einhergehenden Konflikten beschreiben die befragten HandynutzerInnen in Kapitel 9.2.1. Mettler-Meibom unterscheidet drei Arten von Erreichbarkeit, die ich hier kurz zusammenfasse (1994, S. 175ff.):

- Instrumentelle Erreichbarkeit

Instrumentelle Erreichbarkeit wird als Steuerungsinstrument verstanden, um Raum und Zeit zu überwinden und rasch reagieren zu können. Mobiltelefonie ist dabei eine „überaus effiziente Technologie“, die den Nutzer standortunabhängig macht und „die Erreichbarkeit tendenziell bis zur Ubiquität, bis zum ‘immer und überall’„ erhöht (ebda, S. 176f.). Machtbeziehungen gestalten den Umgang mit Erreichbarkeit. Mettler-Meibom ordnet instrumentelle Erreichbarkeit dem männlichen, und soziale Erreichbarkeit dem weiblichen Erfahrungshorizont zu. Die Lebenswelt von Frauen steht stärker in einem „verständigungsorientierten Kommunikationszusammenhang“: „Männer wollen erreichen, Frauen wollen/sollen/müssen erreichbar sein“ (ebda).

- Soziale Erreichbarkeit

Soziale Erreichbarkeit betrifft die emotionale Interaktion: Kommunikation, um sich bestätigen, unterstützen zu lassen, Trost und Anerkennung zu bekommen, Sicherheit zu erhalten. Diese Art der Erreichbarkeit bieten insbesondere Frauen und

[137] So erleben Jugendlicher die elterliche telefonische Fürsorge oftmals als Kontrolle und wiederum bei den Eltern löst eine technisch-bedingte Nicht-Erreichbarkeit der Kinder oftmals Besorgnis aus (vgl. Döring 2006, S. 49ff.).

tragen so zur Aufrechterhaltung sozialer Netzwerke bei (vgl. Mettler-Meibom 1994, S. 179). Auch dieses Themenfeld wird durch die empirische Fragestellung dieser Arbeit abgedeckt, allerdings aus subjektorientierter Perspektive des individuellen Gefühlsmanagements. Hier dominiert also die Fragestellung, wie das Mobiltelefon als Instrument gehandhabt wird, um persönliche Emotionen so zu regulieren, dass positive Stimuli in den Vordergrund treten und externe Faktoren so arrangiert werden, dass negative Gefühle vermieden werden (vgl. Schramm 2005, S. 33).

- Erreichbarkeit für sich selbst

Erreichbarkeit für sich selbst soll den transzendenten Aspekt von Erreichbarkeit abdecken und ließe sich als Bereitschaft „zum inneren Dialog mit sich selbst“, beschreiben. Deutlich wird hier wieder die Rückbindung an den subjektivierenden Aspekt von Kommunikation, da dieser innere Dialog unerlässlich ist für die Entwicklung der eigenen Identität. Dies leitet sich Mettler-Meiboms Verständnis einer Kommunikationsökologie ab, das auf ein Gleichgewicht zwischen echtem Kontakt und technisch medialer Kommunikation abzielt. Um ein Empfinden dafür zu entwickeln, braucht es diese Art der inneren Gesprächsführung.

Alle drei Arten der Erreichbarkeit hängen miteinander zusammen, greifen ineinander. Wer als ArbeitnehmerIn ‘auf Abruf’ verfügbar sein muss, entfremdet sich vom sozialen Umfeld, was es für sie/ihn wiederum schwierig macht, mit sich selbst in Kontakt zu treten. Für so hilfreich ich oben dargestellte Kategorisierung halte, beruht sie auf einer kulturkonservativen Haltung, die eine authentische Real-Time-Kommunikationsituation einer entfremdeten, instrumental bestimmten kommunikativen Erreichbarkeit gegenüberstellt.

6.4.2 Telepräsenz: Fernanwesenheit und Nahabwesenheit

Lange vor Fernsehen und Internet vermittelte die Kulturtechnik Telefonieren Routinen im Umgang mit Telepräsenz. Für Herbert Hrachovec (2005) ist der Begriff ‘Telepräsenz’ eine contradictio in adjecto, indem es auf den gleichen Wortstamm von Gegenwart (Präsens) und Anwesenheit (Präsenz) verweist. Erfrischend differenziert setzt er sich mit dem Begriff auseinander und sieht im Ausdruck „Vermittelte Gegenwart“ die präzisere Alternative: „Ein Gegenstand oder eine Situation ist

nahe, obwohl wir eine früher als objektiv betrachtete Distanz mittels der Telekommunikation überbrücken“ (Hrachovec 2002, S. 114). Das Telefon ist eine partielle Extension des Körpers: Stimme und Ohr reichen plötzlich in einen Tausende von Kilometern entfernten Ort hinein, überbrücken den dazwischenliegenden Raum und schaffen den ersten virtuellen Raum, der sich weder hier noch dort, sondern irgendwo dazwischen befindet (vgl. Münker 2000, S. 186f.). Das Telefon als partielle Extension des Körpers dringt in Bereiche vor, die sich der Leiblichkeit nicht erschließen, nämlich der Überwindung der Raum-Zeit-Kontingenz durch Telepräsenz. Techniken der Telepräsenz lösen den eigenen Körper vom Raum und führen zu Ortlosigkeit bzw. Enträumlichung, wie es zuvor als zentrales Merkmal medienvermittelter Kommunikation vorgestellt wurde. Telepräsenz fördert die Virtualisierung des Raumes, wobei der medientechnologisch gebildete Kommunikationskörper uns vielmehr durch die elektromagnetische Übertragung an gespeicherte Abwesenheit gewöhnt, in diesem Sinne lässt sich von einer „elektronischen Prothesenkultur" sprechen (vgl. Faßler 1997, S. 90).

Zugleich liegt eine Magie in dieser Fernanwesenheit, die in Zeiten vor der Elektrifizierung, nur Göttern und Engeln vorbehalten war (Treusch-Dieter 1995, S. 13). Den spirituellen und transzendentalen Aspekten des Telefons geht *Magic in the air* (vgl. Katz 2006, S. 20ff.) auf den Grund. Vorrangig werden dabei praktische Einsatzmöglichkeiten vorgestellt: von der Gebetsaufforderung per SMS über die Seelsorge-Hotline bis zur kabbalistischen Deutung von Telefonnummern[138]. „Das Telephon vermittelt die ständige Bereitschaft Verbindungen herzustellen […] das Telephon lässt sich nicht entzaubern, weil es eine magische Maschine, eine Zaubermaschine ist, eine transzendierende Maschine, [die] Magie ins Alltagsleben [bringt]" (Genth 1986, S. 16). Weniger lyrisch sieht Schneider (1996, S. 21f.) darin eine „paranoische Illusion“, die elektronische Gadgets ganz allgemein vermitteln, nämlich mit allen verbunden zu sein. Auch Günther Anders greift auf den psychotischen Wortschatz zurück, wenn er diese „räumliche Doppelexistenz“, also das Nebeneinander des medialen Raums der Außenwelt in dem defacto präsenten Ort, eine „Schizotopie“ nennt. „Zum Wesen des heutigen Zuhause [sic!] gehört es also, daß es nicht nur ein Raum ist, sondern außerdem noch noch einen zweiten

[138] So berichtet James E. Katz, dass in Nigeria der Glauben an magische Telefonnummern recht verbreitet sein soll und bestimmte Nummer als todbringende Handynummern gelten (Katz 2006, S. 25).

enthält. Die diesem schizotopischen 'Zuhause' entsprechende Schizophrenie, also die '*räumliche Doppelexistenz'* ist uns heute bereits derart geläufig und selbstverständlich, daß wir in Unruhe geraten, wenn wir einmal […] dazu verurteilt sind, uns in nur *einem*, eben in 'unserem' Raum aufzuhalten" (Anders 2002/1980, S. 85f.).

Dieses Paradox thematisiert auch dieser Inserattext einer Handywerbung „Let your home know here your heart is"(Gergen 2006, S. 227). Diese Doppelexistenz charakterisiert das Telefon, sowohl eine Verbindungsmaschine zu sein, wie auf die eindringlichste Art Abwesenheit aufzuzeigen, ein Grundzug von Telepräsenz. Deshalb nennt Annette Spohn das Telefon einen „Abwesenheits-Reflektor" (2000, S. 106). Wenn Telefonieren das Herstellen von Verbindungen ist, so ist das Gegenteil davon Warten. Der Möglichkeitsraum wird zum Warteraum, weshalb das Telefon in Film und Literatur gern als dramaturgisches Element eingesetzt wird (vgl. Spohn 2000; Zelger 1997, S. 184ff.). Einfühlsam schildert Roland Barthes das Warten auf den Anruf der Geliebten:

> Das Warten auf einen Telefonanruf ist, *ad infinitum,* ohne dass man es sich einzugestehen wagte, mit kleinen Verboten belegt: Ich versage es mir, das Zimmer zu verlassen, auf die Toilette zu gehen, selbst zu telefonieren (um die Leitung freizuhalten); ich leide (aus demselben Grunde) darunter, dass man mich anrufen könnte; ich gerate außer mich bei dem Gedanken, wie nahe der Zeitpunkt ist, wo ich selbst ausgehen muss und damit Gefahr laufe, den erlösenden Anruf zu verpassen. […] Denn die Erwartungsangst will mich in einem Sessel in Reichweite des Telephons finden, untätig. (Barthes 1988, S. 98f.)[139]

Wer im Zeitalter der Mobiltelefonie aufgewachsen ist, kennt diese missliche Situation nicht. Dafür kennt manche/r das Phänomen des Phantom-Klingelns: Angesichts akustischer Omnipräsenz von Handys hören manche ein Läuten, dass gar keines ist. Auf originelle Manier amalgamiert die Telefonpraktik des 'Beeping', 'Flashing' die Gleichzeitigkeit von An- und Abwesenheit. Bei dieser Form des 'Missed Calling' lässt man es ein einziges Mal läuten und noch bevor abgehoben

[139] So schwer das Warten auf einen Anruf ist, assoziiert dieser Autor Telefonieren mit Unverbindlichkeit. „Die Leichtigkeit des Telefonats ist die Leichtigkeit eines Ficks – Die Leichtigkeit eines Ficks ist die Leichtigkeit eines Telefonates – Warum so leicht? – Liebe ist kein Telefonat" (aus Eduard F. Ortner *Herz-Verrückt* 2006, S. 96).

werden kann, wird aufgelegt. Ausgehend von der Idee Kosten zu sparen, hat sich Beeping als eigenständige Kommunikationsform entwickelt, die verschiedene Bedeutungen haben kann: Entweder „Ruf mich sofort zurück“, oder „Wie zuvor verabredet, bitte hol mich jetzt ab“ oder einfach „Ich denk an dich“ (vgl. Donner 2007)[140].

Die andere Seite von Fernanwesenheit bzw. Telepräsenz ist die Nahabwesenheit oder ‘absent presence’. Es meint, obwohl man anwesend ist, nicht geistesgegenwärtig, aufmerksam zu sein, weil man beispielsweise mit jemandem telefoniert. Der Kulturwissenschafter Kenneth J. Gergen (2006, S. 229) argumentiert schlüssig, dass es nicht erst seit dem (Mobil-)Telefon Kommunikationserfahrungen abgelenkter und geteilter Aufmerksamkeit gibt. Bereits Lesen erzeugt das Phänomen der Nahabwesenheit und erweitert die gegenwärtige Wirklichkeit um eine virtuelle Ebene.

Die verschiedenen Plateaus der Begegnung, Kommunikation und Präsenz trotz räumlicher Abwesenheit beschreibt die nächste Alltagssituation. Sie thematisiert die handyspezifische Besonderheit telefonische Gesprächssituationen zu teilen, obwohl man nicht angerufen wird. Die Mobiltelefonie entzieht sich einerseits dem konkreten Ort, schließt das konkrete Gesprächsgegenüber aus, und stellt zugleich eine symbolische Erweiterung dar, die andere wieder mit einbezieht. Zur Veranschaulichung erzählt Gergen (ebda, S. 239) eine Gesprächssituation beim Anstehen an einer Supermarkt-Kasse: Eine Kundin erhält einen Anruf und erfährt, dass ein Bekannter gestorben sei. Im Gespräch wurden der Name der Person und andere Details erwähnt, und nachdem sie das Telefonat beendete, sagte ihr ein anderer Kunde, dass er den Mann auch gekannt habe und es ihm leid tue. Daraufhin mischt sie eine weitere Person ein und meinte, sie habe davon heute bereits in der Zeitung gelesen. Dieses Beispiel, dass jeder in der einen oder anderen Version schon erlebt hat, beschreibt die Dynamik von Fernnah- und Nahabwesenheit besonders anschaulich.

[140] Die Telefonpraxis des Beeping habe ich auch bei einigen afrikanischen MigrantInnen in Europa kennengelernt, es zeigt wie globale Medien lokale Nutzungspraktiken aufweisen, die wiederum kulturell überformt sind. Das Mobiltelefon, insbesondere das SMS-Schreiben, spielt bei MigrantInnen eine tragende Rolle zur Aufrechterhaltung familiäre Beziehungen (vgl. Pertierra 2005). Weil oft mehrere Familienmitglieder migrieren und in unterschiedlichen Ländern leben, ist das Handy in diesen „transnationalen Familie’ unabdingbar (vgl. Paragas 2005, S. 243).

Absicht dieses Kapitels bestand darin Elemente eines telekommunikativen Gesprächsstils aufzuzeigen, die Medien, bereits vor dem Mobiltelefon, erfüllten. Spezifika des Mobiltelefons und die vielen unterschiedlichen Sichtweisen, die man darauf entwickeln kann, ist Ziel des nächsten Kapitels.

6.5 Was ist ein Handy?

Angesichts der fortschreitenden Konvergenz der Dienste und der vielfältigen Funktionen, die ein Mobiltelefon anbietet, ist die Frage: „Was ist ein Handy?“ gar keine selbstverständliche Frage. Um aus der Erforschung von Alltagspraktiken theoriebildende Erkenntnisse herauszufiltern, verlangt es kontinuierliche und intensive Begriffsarbeit. Deshalb ist die Kapitelüberschrift: „Was ist ein Handy?“ weder plakativ noch rhetorisch gemeint, sondern eine strukturierende Fragestellung. Denn abgesehen von ihrer definitorischen Aufgabe, erfüllen Begriffe die Aufgabe, Wirklichkeitsvorstellungen auszudrücken und zu festigen. Deshalb widme ich dieser Frage genügend Raum, weil entlang der Antworten erschließen sich unterschiedliche theoretische Zugänge, je nachdem, wie man „das Ding“ benennt: *Apparat, Artefakt, Gegenstand, Medium* oder *Spiel-/Werkzeug.*

Ziel des Kapitels ist es, Nutzungsweisen aufzufächern, um gemeinsam mit der statistischen Auswertung und den Ergebnissen der Interviews ein möglichst facettenreiches Bild zu zeichnen, wie berufstätige Erwachsene Ende der Nullerjahre[141] Handys nutzen. Wenngleich sich die Palette technischer Features beständig erweitert, werden im Folgenden die, aus heutiger Einschätzung wichtigsten Nutzungsweisen beschrieben. Eine adäquate Weise, die Vielfalt und Vielschichtigkeit dieses Kaleidoskops an Nutzungsweisen vorzustellen, liegt in der formlos additiven Aufzählung der Funktionen, Nutzungsweisen und Bedeutungszuschreibungen. Davon ausgehend, erfolgt eine soziologische Kategorisierung der Funktionen, eine kommunikationswissenschaftliche Einordnung der Kommunikationsformen sowie eine techniksoziologische Verortung im jeweils entsprechenden theoretischen Bezugsrahmen.

[141] Zu diesem Zeitpunkt war die Verbreitung sog. Smartphones noch vergleichsweise gering, allerdings wurden Multifunktionshandys von einigen bereits genutzt. Smartphones bieten gebündelt und bequem bereits so viele Funktionen an, dass man sie als Minicomputer bezeichnen kann, also ein Gerät, das die Konvergenz zwischen Telefon, E-Mail und Internet umsetzt. Die Tendenz, solche Multifunktionsgeräte zu nutzen, war bereits zu dem Zeitpunkt, als ich die Interviews durchführte, erkennbar. Damals waren es aber in erster Linie sehr technikaffine bzw. berufsbedingt sehr mobile NutzerInnen, die sich bereits solche Telefone angeschafft hatten.

Ein Handy ist ein(e),

- tragbares Telefon und Telefonbuch
- Kommunikationsinstrument und Informationsmedium
- Notizblock, Tagebuch, Taschenlampe, Videokamera, Fotoapparat, Diktiergerät
- Spielzeug
- Geldbörse und Bankdienstleister
- Medium für das Versenden von Fax und E-Mail und für den Zugang zu Internet
- Musikinstrument[142]
- Notrufsäule
- medizinisches Diagnoseinstrument: Kalorienzähler, Pulsmesser
- Lerntrainer
- Stadtplan, Kompass, Staumelder und interaktiver Stadtführer
- Fitnesstrainer[143]
- Talisman und Fetisch
- Fahndungsinstrument, Beweismaterial und elektronische Fußfessel
- Tagebuch
- Fahrplan
- Haustorschlüssel
- MP3 Player

Die Aufarbeitung dieser losen Zusammenstellung erfolgt in zwei Schritten: Zunächst auf techniksoziologischer Ebene und dann auf Funktionsebene und anhand gängiger Typologien. Das abschließende Resümee erfolgt im Kapitel 6.6 „Das Handy als Ich-Erweiterung".

Insgesamt müssen moderne Mobiltelefone als Hybrid- bzw. Multimedia behandelt werden, die Ton, Bild und Schrift verbinden. Das Handy wird zum mobilen Interface, um verschiedenste Dienste, Funktionen und Endgeräte zu koordinieren. Zergliedert man die oben aufgezählte Liste in Handyfunktionen und -Zuschreibungen,

[142] Manche Handys verfügen über eine digitalisierte Gitarre, ein Schlagzeug und eine Flöte, die gleichzeitig bedient werden können. Hier wird mit dem Gerät selbst Musik gemacht. An der Universität Standford gibt es bereits ein eigenes 'Mobile Phone Orchester' (vgl. https://ccrma.stanford.edu/groups/mopho/).

[143] Mittels Handy-Applikation lassen sich z.B. Laufgeschwindigkeiten vergleichen; oder es gibt einen Signalton, der ertönt, wenn man sich in der programmierten Fitness-Viertelstunde nicht bewegt u.v.m. Allgemein sind 'Handy-Apps' ein boomender, lukrativer Wirtschaftssektor (vgl. Willershausen 2011).

können diese den unten folgenden Analysekategorien zugeordnet werden. Mehrfach-Zuordnungen wären möglich, sind aber nicht notwendig, da es primär um die unterschiedlichen Theorietraditionen und Forschungsfelder der einzelnen Kategorien geht, die ich im nächsten Kapitel vorstellen werde. Diese ordnende, zergliedernde und fokussierende Suchbewegung zielt nicht auf definitorische Schärfe ab, vielmehr soll damit die sozialwissenschaftliche Komplexität der Frage „Was ist ein Handy?“ verdeutlicht werden.

- *Apparat:* tragbares Telefon (Telefonapparat), Fax, Fotoapparat, Notrufsäule, Stadtplan, Kompass , Staumelder und interaktiver Stadtführer;
- *Artefakt:* Musikinstrument, MP3 Player, Talisman und Fetisch, elektronische Fußfessel;
- *Computer:* Internet, E-Mail, medizinisches Diagnoseinstrument, Fahndungsinstrument und Beweismaterial;
- *Gegenstand:* Tagebuch, Fahrplan, Telefonbuch, Kalorienzähler, Haustorschlüssel;
- *Medium:* Kommunikationsinstrument, elektronische(s) Geld(-börse), Informationsmedium, Bankdienstleister, Videokamera, Lern- und Fitness-Trainer;
- *Spiel- und Werkzeug*: Spielzeug, Notizblock, Organiser, Kalender, Taschen- und Währungsrechner, Diktiergerät, Taschenlampe, Maltafel.

6.5.1 Apparat, Artefakt, Computer, Gegenstand, Medium, Spiel- und Werkzeug?

Im Folgenden wird eine Konkretisierung der oben genannten Begrifflichkeiten vorgenommen.

6.5.1.1 Apparat

Das Handy ist gleichermaßen Apparat und Werkzeug, zumal darin die Wortbedeutung von ‘appartus’ liegt. Dennoch ist es nicht gebräuchlich das Handy einen Apparat zu nennen – ganz im Gegensatz zum Telefon. So betitelt Rolf Bernzen (1999) seine Kulturgeschichte des Telefons eine Apparategeschichte. Aber was ist ein Apparat? Aus technischer Sicht definiert das Fischer Lexikon Technik (1962 zit. in Lisop 1994, S. 67): „Allen Apparaten ist gemeinsam, daß sie im wesentlichen aus weitgehend starr miteinander verbundenen Teilen bestehen. Diese las-

sen sich meist nur insoweit gegeneinander bewegen, als es Regelung und Justierung erfordern. Im Gegensatz zur Maschine, die Energie transportiert und umläuft, *läuft im Apparat ein Vorgang ab*. [Hervorhebung, B.B..] Der Apparat stellt oft nur das weitgehend starre Gehäuse dar, in dessen Inneren diejenigen Bedingungen, wie Temperatur, Druck, Konzentration, hergestellt werden, die zur Durchführung des gewünschten Vorgangs - z.B. einer chemischen Reaktion - erforderlich sind" (zit. n. Lisop 1994, S. 67). Nach dieser Beschreibung wäre das Telefon kein Apparat, was erkennbar macht, dass eine deutliche Abgrenzung schwer möglich ist. Ich kann Lisop nur zustimmen, wenn sie sagt, dass „[…] die Breite der Wortbedeutung viel aufschlussreicher als ihre messerscharfe Trennung voneinander […]“ ist (ebda). Der Fremdwörterbuch-Duden (vgl. 2011) zeigt sieben Einträge:

1) zusammengesetztes mechanisches, elektrisches oder optisches Gerät
2) Telefon; Radio-, Fernsehgerät; Elektrorasierer; Fotoapparat;
3) Gesamtheit der für eine (wissenschaftliche) Aufgabe benötigten Hilfsmittel
4) Gesamtheit der zu einer Institution gehörenden Menschen u. (technischen) Hilfsmittel
5) kritischer Apparat
6) (salopp) Gegenstand (seltener auch Person), die durch außergewöhnliche Größe bzw. Aussehen Aufsehen erregt
7) Gesamtheit funktionell zusammengehöriger Organe (Sehapparat)

Das Mobiltelefon als Apparat zu denken, erlaubt mehrere Bezugnahmen. Zunächst macht es deutlich, dass ein Apparat, im Unterschied zum Ding, nicht allein als Einzelnes, für sich seiendes Objekt steht, sondern ein technisches System benötigt. So setzt die Mobiltelefonie eine flächendeckende technische Infrastruktur aus Mobilfunk- und Festnetz[144] voraus, die natürlich eine Elektrifizierung und damit eine Einbindung in große technische Systeme[145] erfordert. Des Weiteren sind wettbewerbsrechtliche Regelungen sowie die Produktion von Endgeräten nötig. In ihrer aufschlussreichen Dissertation über die europäische Informationsgesellschaft

[144] So sind die Mobilfunkmasten über Festnetz mit der Datenrelais-Station verbunden.

[145] Wie man sich vorstellen kann, ist der Ausbau eines Telefonnetzes mit der Verfügbarkeit von Kapital verbunden. Aber dies ist kein Grund für die rasche Entwicklung in den USA, im Gegenteil, der Ausbau war und ist von chronischem Geldmangel begleitet. Dass ein Staatsmonopol besser geeignet ist, als eine private Betreiberfirma, widerlegt das Beispiel Frankreich. Daher schlussfolgert Rammert, dass weder wirtschaftliche noch politische Gründe die unterschiedliche Telefonentwicklung in Europa und den USA erklären, sondern kulturelle (vgl. Rammert 1993, S. 250f.).

beschreibt die Politikwissenschafterin Petra Schaper-Rinkel die Wechselwirkungen zwischen „[…] der Architektur der Netze und dem Bau politischer Gemeinwesen […]“ (Schaper-Rinkel 2003, S. 9) und stellt gerade auf europäischer Ebene eine politische Steuerung der Technologieentwicklung fest.

Ohne System funktioniert der Handy-Apparat nicht. Der Apparat repräsentiert oftmals das technische System, weshalb der Apparat gerade in der deutschsprachigen[146] Technikkritik oftmals zum Synonym für Technikkritik wird. Der Apparat wird dabei zur Matrix, zum großen, aus technikkritischer Sicht alles beherrschenden technischen System. Der Begriff der Technokratie verknüpft den technischen Apparat mit dem Staats-, Regierungs-, Beamten-, oder Wissenschaftsapparat. Den, mittlerweile selbst etwas antiquiert wirkenden Begriff der Technokratie, beschreibt Günther Anders (2002/1980, S. 9) wie folgt:

> Unter ‘Technokratie’ verstehe ich dabei nicht die Herrschaft von Technokraten (so als wäre es eine Gruppe von Spezialisten, die heute die Politik dominierten), sondern die Tatsache, daß die Welt, in der wir heute leben und die über uns befindet, eine technische ist — was so weit geht, dass *wir nicht mehr sagen dürfen, in unserer geschichtlichen Situation gebe es u.a. auch Technik, vielmehr sagen müssen: in dem ‘Technik‘ genannten Weltzustand spiele sich nun die Geschichte ab, bzw. die Technik ist nun zum Subjekt der Geschichte geworden*, mit der wir nur noch ‘mitgeschichtlich‘ sind.[147]

[146] Anlässlich der Reaktionen auf eine technische Innovationskampagne der deutschen Regierung schreibt der Journalist Michael Naumann über die deutsche Technikfeindlichkeit und titelt: „Die alte Angst vorm Apparat“ (Die Zeit 2005). Auffällig dabei ist, dass deutschsprachige Philosophen einflussreiche Texte der Technikkritik verfassten: Von Heidegger bis Jaspers, von Anders bis Marcuse.

[147] Trotz größter politischer wie persönlicher Differenzen, die den einen zum Mittäter und den anderen zum Opfer des Nationalsozialismuses machten, gibt es unverkennbare Überschneidungen in der Art der Technikkritik, nämlich als Kritik der Denkform, zwischen Heidegger und seinem Schüler Anders (vgl. Lütkehaus 2002, S. 42). Was für Anders die Technokratie ist, ist für Heideggers das „Gestell“: Darin offenbart sich das Wesen der Technik als nicht instrumentale Bestimmung; ein Denken, das auf ein Stellen zum „Bestand der Natur“ abzielt (Heidegger 1985, S. 20). Jedoch gibt es für Heidegger „Rettung“, in der „Kehre“ des Denkens, welches angesichts der Gefahr möglich ist, wer sich von der Seinsvergessenheit befreit (ebda, S. 42). Beide schreiben unter dem Eindruck des ersten Atombombenabwurfs sowie atomarer Aufrüstung, Günther Anders formuliert seine Kritik wesentlich überzeugender, da sie gleichermaßen theoretischer und konkreter ist, im Sinne Levins‘ Aussage „Nichts ist so praktisch, wie eine gute Theorie“.

Die hier angedeutete Verkehrung von Objekt und Subjekt in Zeiten technischer Zivilisation ist ein wiederkehrendes Motiv pessimistischer Technizismuskritik. Etwa Jacques Ellu begreift den Menschen lediglich als 'Teil des Apparats' (zit. n. Lenk 1994, S. 39). Diese Totalisierung des Technischen sieht Anders als Triumph der Apparatewelt, welche die Unterschiede zwischen technischen und gesellschaftlichen Gebilden auflöst, indem physische und soziale Gegebenheit alle zu Teilen des Apparats werden (vgl. Anders 2002/1980, S. 110f.). Er dehnt dies auch auf die öffentlichen Medien aus: So sei der Mensch angeschlossen an seine Fernseh- und Radioapparate. Der verflachende Medienkonsum würde „maschinell infantilisieren", indem wir wie „Säuglinge an den nie versiegenden Brüsten der Apparate" hängen. Er meint auch, Hintergrund-Musik sei so wie Luft, völlig gleichgültig aber ohne sie könnten wir nicht atmen (ebda, S. 254). Auch aktuelle AutorInnen arbeiten mit einem Verständnis von Medien, „die wie eine „Apparatur wirken" (Krämer 1998, S. 73f.) bzw. eine „apparateähnliche Funktion" (Reck 1997) übernehmen. Die sozialisierende Funktion medial vermittelter Wahrnehmung ist ein medientheoretisch fundiertes Paradigma. Gleichfalls bezieht sich das Forscherteam Katz/Aakhus (2006, S. 301f.) auf den Apparat in positiver Weise und will mit dem Begriff des 'Apparategeist' eine Theorie zur Mobiltelefonie bereitstellen. So ausdrucksstark der Begriff auch ist, bleibt die Definition unscharf: "[…] *Apparategeist* [to] suggest the spirit of the machine that influences both the designs of the technology as well as the initial and subsequent significance accorded them by users, non-users and anti-users" (ebda, S. 305). Der Neologismus 'Apparategeist' setzt sich aus dem Apparat und dem Geist, im hegelianischen Sinne, zusammen. Die Logik, die dem Apparategeist zugrunde liegt, ist die der ständigen Erreichbarkeit (perpetual contact), welche die Idee einer reinen, unverfälschten Kommunikation[148] vermittelt. So, wie die Vorstellung ständiger Bewegung das Maschinenzeitalter angetrieben hat, ist es nun die Vorstellung nach echter Kommunikation, welche die persönlichen Informationstechnologien antreibt. Die Autoren halten ein funktionalistisches, utilitaristisches Verständnis des Handys für unzureichend, symbolische Ordnungen – wie Werte, die vermittelt werden – sollen mit einbezogen werden. Der 'Apparategeist' soll dazu beitragen, individuelle wie kollektive Aspekte sozialen Verhaltens zu verstehen, die Rolle von Maschinen als „vertraute Partner

[148] Ständige Erreichbarkeit vermittelt die idealisierte Vorstellung, „engelsgleich", körperlos und echt kommunizieren zu können (Peters zit. n. Katz/Aakhus 2006, S. 307).

in unserem Alltagsleben“ zu begreifen (Katz/Aakhus 2006, S. 316). Der Anspruch mit dem Begriff des Apparategeists eine Verbindung zwischen den einzelnen Beiträgen des Buches herzustellen, geht auf Kosten der begrifflichen Schärfung. Die oftmals beschriebene Verschiebung der Grenzen zwischen privater und öffentlicher Sphäre (vgl. Burkart 2002), ebenso wie der Umgang mit „absent presence“ (vgl. Gergen 2006) wird von diesem Begriff aufgefasst. In ihrem Buch *Machines that become us* (vgl. Katz 2007) wird der Apparategeist auf drei Ebenen weitergedacht:

1) Wie nutzen Subjekte Technologien, um die eigenen Fähigkeiten zu kommunizieren und zu erweitern?
2) Technologien werden zur Verlängerungen menschlicher Ausdrucks- und Kommunikationsfähigkeit. Welche Ängste sind damit verbunden?
3) Wie sieht die körperliche Integration eines Handys direkt in den Körper sowie durch Kleidung, aus? Insgesamt bietet der Apparat vielfältige Bezugnahmen, um das ‘Wesen’ des Handys näher zu verstehen.

6.5.1.2 Artefakt

Wortwörtlich übersetzt heißt es „künstlich gemacht“ oder „mit Kunst gemacht“, insofern sind nahezu alle Dinge, die uns im Alltag umgeben, Artefakte.[149] Aufschlussreich wird eine Sichtweise auf das Handy als Artefakt, verortet man es in der technischen Begriffsgeschichte selbst. Die auf das griechische Wort ‘techné’ zurückgehende Technik meint handwerkliches Geschick, ebenso wie Kunstfertigkeit und die schönen Künste[150]. Dieser kunstorientierte Technikbegriff bestimmte das Altertum und das Mittelalter und wurde beginnend mit der Neuzeit und endgültig in der Epoche der industriellen Zeit von der Ingenieurswissenschaft abgelöst, welche ihre Ziele nach neuen Werten ausrichteten. Beim Artefakt-Begriff steht das ‘Gemachte’ im Vordergrund, das in einem materiellen Objekt Ausdruck findet[151]. Der Aspekt der Kunstfertigkeit im Technischen verliert in der modernen, zunächst maschinenbetrieben, dann computerdominierten Technik an Bedeutung. Dieser

[149] Auch in der Sozialforschung gibt es ‘Artefakte’, wobei hierunter die, durch die empirische Erhebungsmethode (meist ungewollt) verursachten, Phänomene verstanden werden.

[150] So umfasst die „Poiesis“ sowohl ‘Techné’ wie ‘Physis’ (Heidegger 1985, S. 11).

[151] Aus dieser Materialität heraus entstehen artefaktbezogene Gesten, die sich gerade im Laufe der Telefongeschichte signifikant verändert haben. So löste die Wählscheibe die imaginäre Kurbel ab und wer heute ein Handy andeutend, indem er/sie sich zwei Finger ans Ohr hält, verallgemeinert die Geste zu „Setz Dich mit mir in Verbindung" (AfS – Arbeitsstelle für Semiotik 2006).

Paradigmenwechsel wird auch erkennbar in der 'Techné' als Kunstart, die dem Menschen dienen/unterstützen soll, ebenso in der Technik als Rationalisierungskraft bis hin zur Existenzbedrohung durch Technik. Diese Zuschreibungen der Technik skizzieren den Zeitgeist, werden zu „Zeitbildern der Technik" (Becker/Becker-Schmidt/Knapp et al. 1989). „In die Technologieentwicklung gehen nicht nur materielle Interessen und Sachzwänge ein, sondern ebenso kulturelle Zeitbilder, unbewußte Ängste und Wünsche individueller und kollektiver Art. Und umgekehrt: Technik ist in ihrer jeweils historisch ausgebildeten Gestalt auch ein uns vorgegebener Gegenstandsbereich, der uns prägt" (ebda, S. 49). Dieses Technik-Verständnis geht über die sogenannten SCOT-Ansätze (Social Construction of Technology) hinaus (vgl. dazu Kapitel 7.1), indem es das Verständnis, die Definition von dem was Technik ist, selbst als gesellschaftlichen Aushandlungsprozess begreift. Der Politikwissenschaftler Langdon Winner (1986) schlägt in seinem Artikel *Do Artifacts Have Politics?* (1986) zwei Thesen vor, wie das Verhältnis Technik-Politik-Gesellschaft gedacht werden kann. So übernehmen Technologien eine Ordnungsfunktion, wofür er das aussagekräftige und viel zitierte Beispiel des Brückenbaus in New York[152] heranzieht. Ein weniger umstrittenes Beispiel für politische Einschreibungen in technische Designs ist die Konstruktion von Sitzbänken im öffentlichen Raum. Diese werden so gestaltet, dass sie nicht zum Schlafen genutzt werden können, um so das längere Verweilen zum Beispiel von obdachlosen Menschen zu erschweren. Inhärent politische Technologien nennt Winner (vgl. 1986, S. 295ff.) solche, die aufgrund ihrer Natur ein bestimmtes politisches System erfordern. Als Beispiel führt er Nuklearwaffen an, die ein autoritäres soziales System erfordern, das unabhängig von längeren politischen Entscheidungsprozessen agieren muss. Zurückkommend auf den Artefakt-Begriff lässt sich das Mobiltelefon auch als kulturelles Artefakt analysieren, indem kulturspezifische Handlungspraktiken und Bedeutungseinschreibungen untersucht werden (vgl. Klenk 2007).

[152] So hätte der Architekt Robert Moses die Brücken absichtlich niedrig bauen lassen, weil sie dadurch nicht für öffentliche Autobusse passierbar waren. Da die Busse insbesondere von Farbigen genutzt wurden, sei es eine Möglichkeit, sie von den Stränden auf Long Island fern zu halten. Für Bernward Joerges (1999) beruht diese Interpretation auf einer verkürzten, tendenziös dargestellten Moses-Biografie und begründet den Brückenbau mit den Vorstellungen eine automobilen Gesellschaft (ebda, S. 58).

6.5.1.3 Computer

Mit der 3G-Technologie, die eine Datenübertragung mit der Geschwindigkeit eines Breitbandinternets ermöglicht, wird die Verbreitung von Smartphones immer üblicher. Dadurch wird das Handy zu einem potenziellen Computer, mit dem man auch telefonieren kann. Der Computer lässt sich als Universalmaschine oder „machine d´Ameublement", als einen Apparat der „immer bereit ist", beschreiben (Bolz et al. 1994, S. 247). Es stellt sich daher nicht die Frage ob Computer oder Handy das Metamedium ist, weil sie konvergent[153] sind. Wie bereits mit 'ubiquous computing', computerisierten Alltagsgegenständen, angesprochen, dient das Handy hier als Fernbedienung. Das Handy als Computer zu denken, heißt, es als Speicher- und Verarbeitungsmedium von Daten zu verstehen. Dies unterscheidet es vom klassischen (Mobil-)Telefon, das lediglich als Echtzeitmedium konzipiert wurde (ohne SMS-Funktion). Indem das Handy gleichzeitig ein Computer ist, verschränkt es die Kommunikations- mit der Gedächtnisfunktion, Echtzeit mit Asynchronität. Massentauglich und erfolgreich wurde der Computer nicht als Rechenmaschine, sondern als soziales Medium. Soziales Medium, indem es den Schritt von der Informations- zur Kommunikationsgesellschaft ermöglichte (vgl. Barth 1997, S. 17). Das enge Verhältnis von Technik und Sozialem kommt durch die vielen Anwendungsmöglichkeiten des Computers zustande, aber auch, weil die Leistungen des Computers auf einer geistig-sprachlichen Ebene liegen, womit er in genuin menschliche Bereiche vordringt (vgl. Schachner 1997, S. 15f.). Die Entwicklung vom Telefon zum Smartphone ist der Schritt von analog zu digital. Der Begriff der Digitalität eröffnet sich entlang dreier Interpretationsschienen: Als erstes als *binärer Code*, der nur zwischen On- und Offline unterscheidet; Als zweites mit *etymologischem Ansatz,* denn etymologisch heißt 'digit' Zahl, Ziffer, aber auch Finger; Und drittens über *Reproduzierbarkeit* als medienphilosophisch bedeutsames Charakteristikum von Digitalität, weil es die Frage nach Original und Kopie virulent macht. Dieser letzte Vorgang ist für eine Digitalisierung der Informations- und Wissensbestände notwendig (vgl. Schaper-Rinkel 2003, S. 43), wird aber zugleich zum Anlass für eine Neudefinition geistigen Eigentums, was durch den Urheberschutz abgedeckt werden soll.

[153] Diese Entwicklung wird durch aktuelle Forschungsprojekte gefördert. So ermöglicht die Ausstattung von Handys mit Projektoren aus jeder Oberfläche, sei es eine Handfläche oder eine Hauswand, einen Computerterminal zu machen (vgl. Schirrmacher 2009, S. 220).

Unisono sieht die Kommunikationstheorie in der binären Logik des Ja/Neins bzw. On/Offs ein Hauptcharakteristikum digitaler Medien, wenngleich daraus unterschiedliche Schlussfolgerungen gezogen werden. Etwa Friedrich Kittler interpretiert dies als Befehls- bzw. Verbots-Struktur und sieht somit die Kriegsorientierung des Computers festgeschrieben. Ganz im Gegensatz dazu begreift Jürgen Habermas die binäre Logik als eine Grundstruktur menschlicher Kommunikation (vgl. Kloock/Spahr 2000, S. 198). Ohne auf die Computerentwicklung eingehen zu wollen, muss kurz angemerkt werden, dass hinter der Humanisierung des Computers eine Strategie steht, mit deren Hilfe man ihn besser in den Alltag integrieren kann (vgl. Winner 1986, S. 109). Die Einführung grafischer Benutzeroberflächen, wodurch ein PC mittels Drag & Drop statt über DOS-Befehle bedient werden kann, gehört maßgeblich dazu. Der gute Draht zwischen Mensch und Computer erklärt u.U. auch, weshalb ihn die Zeitschrift *The Times* 1983 zum „Man of the Year" wählte. Individualisierung und Personalisierung tragen maßgeblich dazu bei, dass Dinge ein Teil von uns, „[…] ein menschliches Gegenüber, ein alter Ego oder ein Du werden und nicht als totes Ding erscheinen" (Schachner 1997, S. 18). Der Computer löst als Paradigma die Maschine-Mensch-Beziehung ab. Wiedererkennbar wird dies daran, dass in Alltagsdiskursen die Maschine-Metaphern immer öfter durch Computer-Metaphern abgelöst werden. Marvin Minsky spricht etwa von „großartigen Computern im menschlichen Gehirn" (Coy/Bonsiepen zit. in Schaper-Rinkel 2003, S. 39). Die Ablöse der Maschinen durch die Computer-Metapher rückt die menschliche Lernfähigkeit und die Bedeutung vernetzten Denkens in den Vordergrund.

Die Anfänge des Computers liegen in der Rechentechnik (lat. computare, rechnen) und die ersten 'analytischen Maschinen' fungierten als Rationalisierungstechnik, die nicht unwesentlich zum industriellen Strukturwandel im 19. Jahrhundert beigetragen hat[154] und viele Menschen arbeitslos machte. Darauf bezieht sich auch McLuhan, wenn er die Maschine vom Medium dahin gehend unterscheidet, dass die Maschine auf Fragmentierung und das Medium auf Vernetzung abzielt. Technikhistorisch markiert der Computer den Bruch zur Maschine. Digitalität wird

[154] Mittels der Rechenmaschine von Babbage konnten mit dem Jaquard-Webstuhl automatische Muster eingewebt werden, was zuvor eine anspruchsvolle und zeitintensive Handarbeit war. Ada Lovelace, die Tochter des Literaten Lord Byran, schrieb das erste Programm für die Lochkarten des Webstuhls und gilt seither als weiblicher Referenzpunkt für die – bis heute männerdominierte – Computerbranche.

zum “unabhängig von der konkreten Ausgestaltung durchsetzendes Wirkprinzip“ (Passoth 2008, S. 117). Der Computer, wie wir ihn als PC kennen, verdankt seine Breitenwirksamkeit seiner Kommunikationsfunktion, die mit dem Internet eine bis dahin ungeahnte Anwendungsvielfalt bietet. Der Computer ist, wie das (Mobil-) Telefon, ein Netzwerkmedium, welches die Existenz anderer Telefone und Internet-Anschlüsse voraussetzt. Manuel Castells hält diese technologisch bedingten, gesellschaftlichen Veränderungen für derart einschneidend, dass er vom Aufstieg der Netzwerkgesellschaft spricht (2001), die eine Globalisierung des Kapitalismus zur Folge hätte, welche inhärent auf Merkmalen der IKT beruht, nämlich Deregulierung und Vernetzung. Da Netzwerke auf binären Codes beruhen, nämlich Aufnahme bzw. Ablehnung, funktionieren sie „sozial wertfrei“ und ermöglichen individuelle Arbeit. Zugleich würde, laut Castells, die Netzwerkgesellschaft das Auftauchen neuer sozialer Bewegungen begünstigen, wobei er eine gespaltene, aufgewühlte Gesellschaft porträtiert:

> Es ist eine Welt der Gewinner und Verlierer, doch oft können sich die Gewinner nicht sicher fühlen, und den Verlierern ist der Rückweg ins Netzwerk versperrt. Es ist eine Welt der Kreativität und der Zerstörung - eine Welt, die gleichzeitiger von kreativer Zerstörung und zerstörerischer Kreativität ist. (Castells 2001, S. 194)

Um auf das (Mobil-)Telefon zurückzukommen, bleibt zu bemerken, dass es das Virtuelle des Computers vorwegnimmt, es ist quasi ‘Initationsmedium des Virtuellen’, da es Verbindungen außerhalb real-visueller Reichweite eingeht. Insofern kann man das (Mobil-)Telefon als Vorreiter virtueller Realität verstehen (vgl. Münker 2000, S. 185). Ein beliebiges Telefongespräch erfüllt eine konstitutive Bedingung von Virtualität, die in der Gestaltung eines medienspezifischen Raums besteht, welcher auf bestimmte Sinne reduziert ist (also Sprechen und Hören) und sich spezifisch von der Wahrnehmungssituation in der realen Welt unterscheidet (ebda, S. 187). Die Fusion von Computer und Mobiltelefon, wie sie zunächst bei Blackberrys und dann Smart- und iPhones geschieht, erzeugt eine Dynamik, welche die Bindung des Nutzers an sein Gerät intensiviert. Aus journalistischer Perspektive wird dies drastisch als Sucht beschrieben:

> Wer einmal das berauschende Gefühl genossen hat, überall und zu jeder Zeit Mails um die Welt jagen zu können, ohne erst ein Notebook aufklappen

> und eine Internet-Verbindung herstellen zu müssen, kann kaum noch darauf verzichten. Besonnene Sicherheitsfanatiker geben plötzlich zu, bisweilen während des Autofahrens auf das Display des Handheld-Gerätes zu schauen. Nur um zu sehen, ob da gerade eine wichtige Nachricht reingekommen ist - oder wieder nur ein Angebot, kostengünstiges Valium über Internet zu bestellen. Die größten Romantiker verlassen den Kerzenschein des Restauranttisches, um an der Garderobe kurz nachzusehen, ob sie schon Antwort auf ihre Frage bezüglich des Ski-Wochenendes bekommen haben – und gegebenenfalls sofort wieder zurückschreiben zu können, wann sie wen wo auf dem Weg in die Berge abholen. […] Im Gegensatz zu schweren Betäubungsmitteln lässt sich die Blackberry-Sucht diskret befriedigen: Schnell ist das Gerät unterhalb der Tischkante hervorgeholt. (Koch 2006, S. 65)

Im empirischen Teil dieser Arbeit untersuche ich, wofür und wie meine InterviewpartnerInnen ihre internettauglichen Geräte im Berufsalltag benutzen und wie sie ihre Beziehung zu ihren Geräten beschreiben.

Formen der ‘Humanisierung’, der ‘Vermenschlichung’, betreffen das Mobiltelefon in noch viel stärkerem Ausmaß. Dies veranlasst Juliane Uhl (2006), von einer Transformation der technisierten Gesellschaft – vom ‘Handymenschen’ hin zum ‘Menschenhandy’ – zu sprechen. Dies betrifft nicht nur technologische Komponenten, wie zum Beispiel dass der Nutzer vom Handy beim Einschalten begrüßt wird, sondern ebenfalls die enge Verbindung, die zwischen Individuum und dem personalisierten Kommunikationsgerät entsteht, die Handys tatsächlich zu ‘Personen’ machen, indem sie materielle Informationsspuren über die kommunikativen Praktiken einer Person hinterlassen und dadurch für diese Person stehen. Nicola Green sieht darin Anzeichen für die Substitution der Person durch das mobile Objekt und dessen Kommunikationsspuren. Dies belegt sie mit einem Beispiel: Bei einem Mordprozess in Großbritannien berief sich die Verteidigung auf die Betriebsdaten des Mobilnetzes, die zeigten, dass sich die Tatverdächtigen zu dem Zeitpunkt weit weg vom Tatort aufhielten und zum Tatzeitpunkt telefonierten (vgl. Green 2002, S. 44). Hier handelt es sich nicht um eine Substitution der Person durch Daten, sondern um eine Verdopplung des Individuums, indem Online- und Offline-Ich untrennbar miteinander verkoppelt werden: Es entsteht ein Ich als Persönlichkeit in

interpersonellen Beziehungen und ein Ich als Auswirkung einer Datensubjektivität, die über den Kontakt hinaus bestehen bleibt (ebda, S. 47). Diese Verdopplung des Ich als Person und Datenspur hat weitreichende Konsequenzen: Die überwachungspolitische Brisanz von Datenvorratsspeicherung wird bestätigt (vgl. dazu Kapitel 2.1.3) und erzeugt komplexe Formen der Rechenschaftsschuldigkeit werden erzeugt, welche den Umgang mit Gemeinschaft, Vertrauen und Privatsphäre neu bestimmen.

6.5.1.4 Gegenstand

Betrachtet man das Mobiltelefon als Gegenstand, werden Bezugnahmen zur Alltagsforschung und zur Konsumsoziologie notwendig. Diese Forschungsfelder beschäftigen sich mit dem Stellenwert des Handys bei der Bewältigung des Alltags und mit dem Mobiltelefon als Ausdruck und Instrument eines Lebens- und Konsumstils. Alltag im technischen Kontext zu erfassen, erfolgt entlang dreier Ebenen: Als „Wissens- und Handlungsform“, als „Institutionalisierung des Handelns“ und als „sozial-räumlicher Lebens- und Tätigkeitsbereich“ (Joerges 1988, S. 9f.). Für meine Forschungsfrage sind Nutzungsweisen, Telefonierpraktiken, Motive für den Handykauf sowie Entscheidungskriterien für das Gerät von Belang, ebenso wie die Handynutzung im Beruf, in der Familie und bei der Freizeitgestaltung. Empirisch gehe ich diesen Fragen in Kapitel 9.4 auf den Grund. An dieser Stelle sollen spezifische alltags- und konsumtheoretische Ansätze erfasst werden.

Unser Alltag wird von immer mehr Dingen umgeben und bestimmt, welche eine „gesellschaftliche Tiefenstruktur“ der Technik darstellen (Joerges 1996, S. 65). Die neuen Medien wurden in den Haushalten als von der Industrie gesteuerte Eindringlinge gesehen, die auf eine heimelige Privatsphäre trafen, was natürlich auf einer völlig einseitigen Darstellung des Haushalts beruht (vgl. Orland 1998, S. 6). Heutzutage geht man von einem durchlässigeren Verständnis von Haushalt aus, dichotome Vorstellungen von Produktion – Konsum, produktiv – unproduktiv, Erwerbsarbeit – Hausarbeit lösen sich auf. Vielmehr werden „[…] ´Produktion` und ´Konsumation` gleichsam als Perlen gesehen, die an verschiedenen Stellen in einer Kette namens wirtschaftlicher Kreislauf stehen“ (ebda, S. 7). Dieser Technikkonsum unterliegt einer kulturellen Praxis, die in ein Setting von Gegenständen eingepasst ist und zugleich genutzt wird, um Individualität auszudrücken. Der

symbolische Gehalt von Gegenständen verändert sich mit deren Verbreitung. Erfüllt ein Gegenstand zunächst noch eine Distinktionsfunktion, verliert es diese mit dem Gewöhnlichwerden. War das Handy in den 1990er Jahren noch Leitgegenstand einer Epoche, wurde es bereits in den Nullerjahren zum Alltagsgegenstand. Waren die Anfänge der Handynutzung noch begleitet von einer intensiven medialen Berichterstattung, polarisierend mit teilweise vehementer Ablehnung, nimmt mit der Alltäglichkeit der Dinge das Medieninteresse stark ab. Telefon und Mobiltelefon haben längst ihren Prestigestatus verloren, bieten aber nach wie vor das Potenzial für Repräsentationskonsum. „Das Telefon mag für den modernen Alltag unverzichtbar sein, es kann trotzdem mal als schrille Micky-Maus-Figur das poppige Outfit einer Designer-Wohnung komplettieren, […]“ (Orland 1998, S. 7). Dasselbe gilt für iPhones oder ein mit Diamantsteinen besetztes Swarovski-Handy. Individualisierung spielt bei Mobiltelefonen eine große Rolle: Einerseits aus praktischen Gründen, weil man das eigene Handy auf einen Blick erkennen will, anderseits aus affektiv-emotionalen Gründen, weil der tägliche Begleiter einen individuellen Touch haben soll – ein Bedürfnis, das von der Mobilfunkindustrie vielfältig bedient wird. So zählen die Klingelton- und Display-Downloads zu den lukrativsten Geschäftsanwendungen, ebenso gibt es unzählige Arten von Skins[155] und Handy-Taschen. Auch bei den (erwachsenen) InterviewpartnerInnen nimmt die individuelle Gestaltung des Mobiltelefons große Bedeutung ein. Klingelton, Hintergrunddisplay oder Farbe des Handys werden nach individuellen Kriterien ausgesucht und mitunter auch mehrmals bzw. regelmäßig geändert.

Die Konsumforschung sieht heutzutage Konsum als aktiven, lebensstilgeprägten, bewussten Handlungsakt und den Konsument nicht mehr als passives, von der Werbeindustrie manipuliertes Opfer: „[…] nur dann, wenn man sie [die Konsumenten] ausschließlich als „user“ und nicht zugleich als „chooser“ von Gütern ansieht, kann man ihre Rolle als passiv beschreiben“ (Orland 1998, S. 9). Für das Mobiltelefon, ebenso wie für viele Produkte der IKT und Unterhaltungselektronik, gehört Konsumarbeit zur Nutzung dazu. Die Einbeziehung des ‘arbeitenden Kunden’[156]

[155] Skins sind Handygehäuse, die verschiedene Farben bzw. Motive haben können.

[156] „Die PR-Strategen der Supermärkte konnten uns immer wieder erfolgreich weismachen, freiwillige Gratis-Mehrarbeit wäre eine tolle Sache. Erst verschwand die Ladentheke, und seitdem hetzen wir selbst durch die Regalreihen auf der Suche nach einem Glas Gurken (»Shopping-Erlebnis«). Dann wurden uns runde Plastik-Pfandchips gegeben, damit wir die benutzten Einkaufswagen wieder zum Laden zurückbringen (»Aktion sicherer Parkplatz«). Und irgendwann fanden wir auch

betrifft viele Alltagsbereiche – von der Bank bis zum Selbstbau-Regal – und bekräftigt ein Denken, welches von einer dynamischen Einheit von Produktion und Konsumation ausgeht. „Der Wunsch des Produzenten, Kosten zu reduzieren bzw. zu vermeiden, hat also nicht nur zu Rationalisierungsanstrengungen geführt, sondern auch dafür gesorgt, dass der Konsument zu einem Produktionsfaktor mutiert“ (Liedtke 1998, S. 64). Wer es sich leisten kann, kann diese Arbeit auch delegieren. Wie der ehemalige Bundeskanzler Schröder, dessen Mitarbeiterstab acht Stunden brauchte, um sein neues Handy passend und individuell zu konfigurieren (vgl. Burkart 2007, S. 118). Das Handy kann schließlich auch als Teil der häuslichen Kommunikationselektronik gesehen werden. Das persönliche Medium Handy eignet sich ideal als Leitmedium, um anderen Gegenständen Aufträge zu erteilen und sie zu koordinieren. Unter dem Begriff ‘Ubiquitous Computing’ sollen mitdenkende Gegenstände die Haushaltsorganisation erleichtern. Gilt es heute noch als elitärer Schnickschnack einer technophilen oder architekturverspielten Elite, könnte ‘Pervasive Computing’ bald schon in vielen Alltagsgegenständen eingebaut sein. Die Gegenstände des Alltags werden dabei so miteinander vernetzt, dass diese miteinander kommunizieren, zum Beispiel schickt der Kühlschrank dem Handy bei Bedarf eine SMS mit dem Text „Bier bestellen“ oder die Klimaanlage informiert über oder regelt die Wärme.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass das Handy im Alltag für eine Antinomie steht: Es fördert Individualisierung und dient der Beziehungspflege; es durchdringt räumlich-gewachsene Strukturen der Alltagsbewältigung und schafft neue Bewältigungsstrategien in einem medialisierten, komplex zu gestaltenden, räumlich-diffusen Alltag.

6.5.1.5 Medium

Eine angemessene Definition des Handys als Medium erschließt sich erst über verschiedene Ansätze, um der nötigen inhaltlichen Tiefe und Breite gerecht zu

nichts mehr dabei, Obst und Gemüse selbst abzuwiegen (»Freiheit«). Die Grenze ist schnell überschritten, auch das gehört zur Wahrheit. In etlichen Supermärkten werden Obst und Gemüse mittlerweile wieder von einer Verkäuferin an der Kasse abgewogen. Wie früher. Das dürfte aber nicht an der Rückkehr zur Service-Kultur liegen, sondern an kaufmännischem Kalkül. Weil einige von uns gewogen und das Preisschild ausgedruckt haben – um hinterher noch heimlich ein paar Tomaten zusätzlich in die Tüte zu packen. Eine Form von Selbstbedienung, die ganz und gar nicht im Sinne der Handelsketten war. Man könnte diese Tomaten als Diebesgut bezeichnen. Oder als Arbeitslohn.“ (Rohwetter 2006)

werden. Das Mobiltelefon innerhalb der Medientheorie zu positionieren, heißt auch, bei kontextrelevanten Begriffen, wie Kommunikation und Information, Anschluss zu suchen. Die Unmöglichkeit, auf *eine* Definition medientheoretisch Bezug zu nehmen[157], erschwert dieses Anliegen, weshalb ich mich auf fachthematische Theorieansätze beschränke. Hierbei ist der Prozess des begrifflichen Verortens wichtiger als jener des selektiven Festlegens. Die Beschreibung des Mobiltelefons als Medium wird hinsichtlich sozialisierender, identitärer und habitueller Aspekte vorgestellt. Medien sind Teil der Repräsentation und Integration in soziale Systeme. Medien kommunizieren, informieren, unterhalten, sozialisieren. „Wir haben täglich mit dieser engen Verflechtung von Kommunikation – Selbstthematisierung – Selbstorganisation zu tun. Sie ist die Quelle von Identität [als zeitlich beharrendes und sich wiederholendes auf das Dauerhafte beziehendes Verhalten]“ (Faßler 1997, S. 173). Medien eröffnen eine Schnittstelle zur Subjektivierung, treten zunehmend als Identitätsinstanz auf. So sieht der Medienphilosoph Hans Ulrich Reck (1997, S. 154) die Begriffe Individualität und Subjektivität untrennbar mit dem Prozess der Mediatisierung und der Medialisierung verbunden. Die Problematik des Medienbegriffs und der Ursprung vieler Fehlinterpretationen und Missverständnisse liegt im doppelten Begriffsstrang vom/von Medium/Medien. Jedes Medium trägt zwei Aspekte in sich: Inhalt und Transport der Botschaft. So ist das Medium, auf das lateinische Worte ‘Mitte’ zurückgehend, Mittler, Instrument, Werkzeug. Medien in der Mehrzahl sind also Kommunikationsvermittler, wie Alphabet, Zeitung, Fernsehen, Computer u.v.m. Schwerpunkt dabei ist die Übertragung und Speicherung von Kommunikation.

Kommunikationstheoretisch betrachtet, umfasst der Medienbegriff folgende Aspekte (vgl. Faulstich 2002, S. 23f.):

- Es ist vermittelte, zwischenmenschliche bzw. mediale Kommunikation zwischen Individuen bzw. Massenkommunikation.
- Es muss einen Kanal technischer oder anderer Art geben, dem ein bestimmtes Zeichensystem zugeordnet ist (z.B. Theater, Brief, Telefon, WWW). Beim Theater ist der Mensch das primäre Medium, beim Brief handelt es sich um das

[157] Pross (1972) historisch-chronologische Mediendefinition ist zwar übersichtlich, aber inhaltlich wenig hilfreich. Es gibt Primär- (Menschmedien – damit ist das Theater gemeint), Sekundär- (Schreib- und Druckmedien), Tertiär- (elektronische) und Quartär- (digitale) Medien. Innerhalb dieses Schemas liegt das (internetfähige) Mobiltelefon zwischen Tertiär- und Quartär-Medium.

sekundäre Schreibmedium und beim Telefon um ein tertiäres Medium, das Auditive und das WorldWideWeb sind digitale Medien.

Medien weisen institutionellen, andauernden, alltäglichen Charakter auf.

„Ein Medium ist ein institutionalisiertes System um einen organisierten Kommunikationskanal von spezifischen Leistungsvermögen mit gesellschaftlicher Dominanz." (Faulstich 2002, S. 26). Ziehen wir diese abstrakte, inhaltsleere Mediendefinition heran, um sie mit Funktionen und Nutzungsweisen des Mobiltelefons zu füllen, stellt sich die Frage, worin dann der Mediencharakter des Handys besteht. Unschwer erkennbar, liegt das 'institutionalisierte System' in der technischen Infrastruktur und den wettbewerbsrechtlichen und gesetzlichen Rahmenbedingungen. Der 'organisierte Kommunikationskanal' liegt in der Handhabung des Geräts sowie den peer-group spezifischen Aushandlungspraktiken im Umgang mit dem Handy. Das 'spezifische Leistungsvermögen' liegt in der multimedialen Funktion des Mobiltelefons, gleichermaßen Kommunikationsinstrument, Informationsmedium und Medienspeicher zu sein (für Texte, Bilder, Musik und Videos). Die 'gesellschaftliche Dominanz' bestätigt die hohe Verbreitung und Alltäglichkeit des Mobiltelefongebrauchs.

Das Mobiltelefon ist also sowohl ein monologisches als auch dialogisches[158] Medium (vgl. Gergen 2006, S. 230). Werner Faulstich (1994) rechnet das Telefon den repräsentativ-theatralischen Medien zu. Diese Zuordnung trifft in noch viel ausgeprägterem Ausmaß auf das Mobiltelefon zu, das gerade in öffentlich geführten Gesprächen einen fiktiven Zuhörer einschließt oder zumindest mitdenkt. Diese Zuordnung trifft in noch viel stärkerem Ausmaß auf das Mobiltelefon zu: Wie Telefongespräche 'inszeniert' werden, die ZuhörerInnen einbezogen und gewissermaßen zum Publikum gemacht werden und sich das Telefon als „indiskretes Medium" (Höflich 2006, S. 143) erweist, war Thema von Kapitel 5.2.2. Des Weiteren ist das Mobiltelefon ein persönliches Medium und ein wichtiges Element für kommunikative Aushandlungsprozesse. Weniger eindeutig bzw. kontrovers diskutiert werden die drei nächsten Medien-Kategorisierungen. Das Handy als sprach- bzw. textbasiertes Medium, als körperliches bzw. -loses Medium oder als lokales bzw. globales Medium?

[158] Als weitere dialogische Medien führt Gergen das Internet, Videos und Computerspiele auf.

Angesichts der intensiven SMS-Nutzung ist das, was beim Telefon nicht hinterfragt wurde, beim Mobiltelefon gar nicht mehr klar: Ist es ein sprach- oder textbasiertes Medium? So sieht etwa Kristóf Nyíri (2006) im Mobiltelefon eine Wiederbelebung oraler Kultur und damit eine Rückkehr zu nicht entfremdeter Kommunikation[159], weil Kommunikation mit Sprache – und mit der Verbreitung von MMS (Multimedia-Messaging-Service) und Bildern – weniger entfremdend[160] sei, als die Schriftsprache und weil Bilder weitaus emotionaler seien. Maurizio Ferraris (2006, S. 41f.) hingegen sieht im Mobiltelefon ein textdominiertes Medium, da es selbst Sprachnachrichten in Textnachrichten umwandelt: „Sie haben eine neue Nachricht".

Handelt es sich beim (Mobil-)Telefon um ein körperloses Medium oder um eine Körperextension? Zur Untersuchung dieser Frage ist es unvermeidlich auf McLuhan zurückzukommen, der Medien als Erweiterung des Körpers und der Wahrnehmung versteht: „[…] alle Techniken sind Ausweitungen unsere[r] Körperorgane und unseres Nervensystems, die dazu dienen Macht und Geschwindigkeit zu vergrößern" (McLuhan 1992/1964, S. 109). Medien als Organe, Verlängerungen, Erweiterungen zu sehen, heißt, eine körperliche Bezugnahme herzustellen. Indem bei medienvermittelter Kommunikation immer nur Teile bzw. Repräsentanten des Körpers beteiligt sind, ließe sich das Telefon aber auch als körperlos bezeichnen. Der in Prag geborene, exilbedingte Weltbürger und Philosoph Vilém Flusser (1996, S. 300ff.) etwa versteht das Telefon als ein, auf die Stimme reduziertes und infolgedessen körperloses Kommunikationsmedium, selbst wenn es eine partielle Extension des Körpers darstellt. Es ermöglicht dem Nutzer an zwei Orten gleichzeitig zu sein – mit Stimme und Ohr. Flusser beschreibt eine 'telematische Gesellschaft' die den Menschen von der räumlichen Gebundenheit befreie und zu seiner grundlegend nomadischen Natur zurückbringe.

McLuhan (1992/1964, S. 35) bezeichnet das Telefon als „kaltes Medium"[161], weil es vom Rezipienten rege Partizipation einfordert. Überträgt man sein bekanntes

[159] Das Mobiltelefon als Medium der Rückkehr zu sog. ursprünglichen kommunikativen wie gesellschaftlichen Epochen findet auch Ausdruck in der Vorstellung vom Handy als Werkzeug 'modernen Nomadentums'.

[160] Seine These von der Natürlichkeit sprachlicher und symbolischer Kommunikation unterstützt Nyíri (2006, S. 189) mit einem ethnologischen Beispiel, das er von einer Psychologin zitiert, die wiederum eine Ethnologin zitiert, welche das Alltagsleben analphabetischer Eskimos wie folgt beschreibt: „Alle Eskimos, auf die wir trafen, sprachen viel. Eine Regel im Eskimoleben lautet, dass man keinen Gedanken für sich behalten darf – denn wer es tut wird verrückt".

[161] Demgegenüber zählen Radio und Film zu den 'heißen Medien'.

Diktum auf das Mobiltelefon, ist bereits der Besitz eines Handys – und heutzutage noch viel stärker der Nicht-Besitz – eine Botschaft: „Ich gehöre dazu“ bzw. „Ich verweigere mich“. „Man hat es, […] mit einem Phänomen zu tun, das losgelöst von in situ übermitteltem Inhalt darauf gründet, dass ein bestimmtes Medium verwendet wird“ (Höflich 2005b, S. 196). Vorhergehende Anknüpfungspunkte zeigen auch das zunehmende Verschmelzen von Technik- und Medienbegriff (vgl. Rammert 1993).

Abschließend reflektiere ich das Mobiltelefon als Medium aus diskursanalytischer Perspektive. Von der Einführung bis zur selbstverständlichen Etablierung im Alltag werden neue Medien von einer Auseinandersetzung mit den gesellschaftspolitischen Auswirkungen des neuen Mediums begleitet. Der Kommunikationshistoriker Manfred Schneider (1996, S. 16f.) unterscheidet zwischen drei Etappen, die die Medien begleiten, bevor sie zu alltäglich gebrauchten Massenmedien werden: Zunächst handele es sich um eine elitäre Nutzungsweise, die oftmals wirtschaftlichen, wissenschaftlichen oder militärischen Zwecken diene. In der ersten Phase verlange die Handhabung des neuen Mediums noch eine bestimmte Form des ExpertInnen-Wissens. Diese Entwicklung zeichnet Schneider für Phonograph, Telefon, Film, Fernsehen und Computer nach, welches ich – mit Einschränkungen – auf das Mobiltelefon übertrage. In der zweiten Etappe fungiere das Medium als „öffentliches und privates Distinktionsmerkmal“, das vorrangig von Wohlhabenden genutzt werde. In der dritten Stufe werde es zum Massenmedium, Alltagsgegenstand und büße jeden elitären Charakter ein. Diese von Schneider aufgeführten Stadien, werden von moralisch-pädagogischen Diskursen über die Gefahren des neuen Mediums begleitet. Zunächst geht es um körperliche Bedrohungen, so wurde beispielsweise bereits kurz nach der Verbreitung des Buches gewarnt, dass das Lesen die Augen schädige. Auf das Handy übertragen wäre hierfür der medial und wissenschaftlich intensiv wie kontrovers geführter Diskurs über die gesundheitsgefährdenden Auswirkungen von Handystrahlen anzuführen. Ohne die gesundheitlichen Folgen der Mobiltelefonie beurteilen zu können[162], hielt ich eine Meldung, dass das körpernahe Tragen von Handys zur Unfruchtbarkeit führen

[162] Ein Urteil über das Ausmaß der gesundheitlichen Risiken durch Mobiltelefonie zu treffen, ist für einen Sozialwissenschaftler unmöglich. Die Herangehensweise des Politologen Ulrich Warnke (vgl. 2008, S. 57) finde ich sehr ansprechend, indem er die Warnhinweise öffentlicher wie privater Institutionen verschiedener Länder analysiert. Da Deutschland als Aktionär der Telekom befangen sei, hält er die Bundesregierung für eine nicht geeignete Stelle, um z.B. Grenzwerte festzulegen.

soll, zunächst für einen Hoax[163]. Doch eine Veröffentlichung eines Informationsplakats der Wiener Ärztekammer[164] zeigt, dass die Grenzen zwischen Fakt und Fiktion fließend sind. Auf diesem wird davor gewarnt, Handys in die Hosentasche zu stecken, da die Strahlung möglicherweise die Fruchtbarkeit von Männern beeinflussen könnte.

In der zweiten Phase der Medienentwicklung geht es um den sogenannten „paranoiden Diskurs“ (Schneider 1996, S. 16f.), hier stehen die moralisch-psychischen Gefährdungen im Vordergrund. Warnte man bei der Verbreitung des Films vor ‘Unterhaltungssucht’, findet man die Suchtmetapher sowohl beim Fernsehen (vgl. Postman 1985) als auch beim Computer (vgl. Barth 1997) wieder. Beim Telefon spricht man umgangssprachlich von ‘Telefonitis’, welche die ins Krankhafte gehende Nutzung bezeichnet. Gerade beim Mobiltelefon spricht man oft davon, dass Jugendliche gefährdet seien, regelrecht ‘handysüchtig’ zu werden. Semantisch umgesetzt wird es, indem man „[…] in einem Informationsnetz gefangen ist“ (Schneider 1996) oder „grenzenlos im Netz verführt“ (Bleuel 2008) ist. Die dritte Stufe der Medienverbreitung stellt die ‘Vermassung’ dar, wenngleich ich Schneider nicht zustimmen kann, dass in dieser Phase keine Distinktion mehr möglich ist. Ein Handy zu haben heißt nichts, aber mit welchem Handy man telefoniert, sagt sehr wohl etwas für bzw. über die Person aus.

Trotz vorangegangener Definitionsansätze denkt man bei Medien in erster Linie nicht an Kommunikationsmedien, wie das (Mobil-)Telefon, sondern an Informationsmedien – wie Zeitungen, Fernsehen, Internet. Dabei ist das (Mobil-)Telefon ebenso ein Informationsmedium: Als Push-Medium, indem Nachrichten- und Wetterdienste (bevorzugt per SMS) abonniert werden, oder als Pull-Medium, indem sie Services wie Twitter anbieten. Das Handy ist Informationsmedium als Sender und Empfänger. Fernsehen via Handy wird dem bequemen ‘Patschenkino’ zu Hause wohl nicht den Rang ablaufen. Für kurze ‘Infoflashs’, wie zum Beispiel das entscheidende Fußball-Tor, wird allerdings die ortsunabhängige, aktuelle Berichterstattung auf dem Handy-TV genutzt. Mittlerweile verfügen 90 Prozent aller Endgeräte über eine Fotokamera; die alltägliche Kommunikation über/mit Fotos bietet nun, neben der oralen und schriftlichen, eine visuelle Kommunikationsform. Da-

[163] Scherze, Jux, aber auch Falschmeldungen, die vor allem übers Internet verbreitet werden.

[164] Pressemitteilung vom 05.08.2005: *Strahlende Informationen*, in: http://www.aekwien.at/media/Plakat_Handy.pdf

durch entstehen vielfältige persönliche ‘Life Documents’, die das Foto-Handy zu einem neuen Werkzeug der Feldforschung machen (vgl. Kato 2003). Im Gegensatz zum Telefon als One-to-One-Gesprächskanal erschließt die SMS die Möglichkeit zur One-to-Many-Kommunikation. Insofern ist das Handy ein Diffusionsmedium[165] im Sinne des lateinischen Wortes ‘diffundere’ – ausgießen, verbreiten, weshalb es auf vielfältige Weise als Medium politischer Mobilisierung genutzt wird, wie in Kapitel 2.1 beschrieben.

6.5.1.6 Spielzeug – Werkzeug

Das Mobiltelefon aus den beiden Perspektiven ‘Spielzeug’ und ‘Werkzeug’ als gleichwertig zu betrachten, fußt auf einem Verständnis von Technikgenese, das Amüsement, Bequemlichkeit und Notwendigkeit versöhnt nebeneinanderstellt. Es beruht auf der Harmonie eines Weltbilds, das den Menschen als rational und ökonomisch agierendes ‘Unternehmerisches Selbst’ und affektiv-lustgesteuertes SpielerInnen-Ich betrachtet. Mal ist der Mensch homo faber, mal homo ludens, wenngleich lange Zeit das Spielerische auf eine bestimmte Lebensphase des Menschen beschränkt galt; nach dem Motto: „Das Kind darf spielen, der Mensch muß arbeiten“. Gerade in der Anfangsphase des Handys hörte man immer wieder die Aussage, es sei ein „unnötiges Spielzeug“, es war eindeutig abwertend konnotiert. So meint auch der Soziologe Günter Burkart: „[…] die Multifunktionalität des Handys verleitet eher zum Spielen als zur ernsthaften Nutzung” (Burkart 2007, S. 118). Abgesehen von diesem moralischen Urteil, versperrt sich diese Sichtweise der aktuellen techniksoziologischen Forschung, welche Nutzungseinschreibungen als komplexen Prozess versteht, der zwischen den Design-Festlegungen durch den/die ProduzentInnen und dem user-de-sign durch die KonsumentInnen angesiedelt ist (vgl. Weber 2008, S. 69f.) Dafür gilt die SMS-Nutzung als Paradebeispiel, um zu zeigen, wie aus einer Verspieltheit ein kommerzielles Kommunikationsprodukt entsteht. Dazu der amerikanische Zukunftsforscher Paul Saffo: „When a technology becomes successful it transforms into a medium of entertainment with the mobile phone as a prime example with 10 per cent of the online music industry being comprised of ring-tone sales for consumer entertainment”[166]. Die

[165] Der Begriff der Diffusion nimmt in der Wissensmanagement-Literatur einen kategorialen Stellenwert ein, was es bearbeitungswürdig machen könnte, dabei die Funktion von Mobilkommunikation zu überdenken.

[166] Zitiert aus Saffos Blog: http://blog.tfpl.com/tfpl/2008/10/ebic-2008-paul.html

ludische Komponente[167] sollte also bei der Verbreitung von Technologien nicht unterschätzt werden, wie sich auch im empirischen Teil im Kapitel 9 zeigen wird.

Gebauer/Poser (2006, S. 7) begreifen Spiele und populäres Entertainment als entscheidendes Medium für die Herausbildung, soziale Durchsetzung und Akzeptanz neuer Technologien. Auch die Anfänge des Telefons weisen starken Unterhaltungscharakter auf: Zunächst wurde das Telefon als Musiktelefon zur Übertragung von Opernmusik genutzt und nicht als Kommunikationsinstrument. Schillers bekanntes Bonmot „Nur da, wo der Mensch spielt, ist er wirklich Mensch“ nehme ich zum Anlass, um nach den identitätsbildenden bzw. subjektivierenden Aspekten der spielerischen und unterhaltsamen (Mobil-)Telefon-Nutzung zu fragen. „Die Trennung von Spielen, Lernen und Arbeiten führt zu einer geordneten Welt“ (Leithäuser 1997, S. 69), mit deutlich voneinander getrennten Orten und Gegenständen. Diese Denkzusammenhänge beginnen mit der Postmoderne und mit Technologien wie Computer und Handy zu erodieren. Exemplarisch steht dafür Jean-Francois Lyotards mit seinem Erfolgsbuch *Das postmoderne Wissen* (1994), das angesichts der Debatten über Datenvorratsspeicherung wieder ganz neue Aktualität erhalten hat[168]. Lyotard sieht Spielen als handlungsoffenen, kreativen Denkprozess mit emanzipatorischem Potenzial und antizipiert damit einen Hype, der in den letzten Jahren um die Sozialfigur des ‘Kreativen’ wissenschaftlich wie wirtschaftlich populär geworden ist. In der Kreativwirtschaft oder „digitalen Bohème“ (Friebe/Lobo 2006) ist der Widerspruch zwischen Arbeiten und Spielen, zwischen Beruf und Freizeit aufgelöst. Im Leben des Subjekts der Zukunft, dem medientechnisch erweitertem „Smartject“ (Russegger 2009, S. 179), gehören Spielfreudigkeit und Verspieltheit zur Bewältigung eines kreativ fordernden Berufsalltags. Dies soll ganz ohne Zwang funktionieren, weil die Produktivitätsziele der Auftraggebenden begleitet von individuellen Flowgefühlen[169] seien, die für einen glücklichen, zufriedenen Arbeitsprozess sorgen. Die Übertragung von Spielmodel-

[167] Auf den menschlichen Spieltrieb setzt die ‘Gamification’, bei der spielerische Elemente genutzt werden, um Internet-Usern zu Tätigkeiten zu motivieren, die an sich nicht so attraktiv sind (z.B. an Meinungsumfragen teilzunehmen u.ä.).

[168] Das Buch beschreibt die ökonomisch motivierte Transformation des Wissens vom Gebrauchswert des Wissens hin zum Wissensmanagement. Begründet wird dieser Wandel mit der Zunahme an Informationsmaschinen, für die das wichtigste Qualitätskriterium von Wissen die Speicherung in Datenbanken ist. So forderte Lyotard also bereits vor über 30 Jahren die Offenheit und allgemeine Zugänglichkeit von Datenbanken.

[169] Der Flow-Begriff geht auf den ungarisch-amerikanischen Forscher Mihaly Csikszentmihalyi zurück, der darstellt, wie optimale selbstbestimmte Arbeitsprozesse Glücksgefühle auslösen.

len auf eigene Handlungsroutinen ermögliche es, über „Datenvisualisierung einen Selbstbeobachtungsstatus für Individuen“ (Russegger 2009, S. 182) einzuführen. So könne die Komplexität zur Modellierung genützt werden, um das „Smartject als *Klugheitsverstärker*“ (ebda) aktiv werden zu lassen. Welche Wirkkräfte hier dem spielerischen Tun zugeschrieben werden, halte ich für nahezu besorgniserregend übertrieben. Wichtig dabei ist die Ablehnung einer moralisch konnotierten Abwertung des Handys als Spielzeug, weil das Spielerische vielfältige Funktionen im Alltagsleben und bei den Handlungsroutinen einnimmt, wie auch in den Interviews später thematisiert wird. Die Frage, wann und warum Eltern ihren Kindern Handys schenken, bringt die Doppeldeutigkeit des Mobiltelefons als Spiel- und Werkzeug auf den Punkt. So sehen achtjährige Kinder im Handy meist noch mehr ein Spielzeug. Da Eltern ihren Kindern Handys schenken, um sie erreichen zu können, was ihnen Sicherheit vermittelt, erziehen sie sie dahingehend, das Handy als nützlichen, wertvollen Gegenstand zu sehen und nicht als unachtsam gehandhabtes Spielzeug (vgl. Oksman/Rautiainen 2007, S. 295f.).

In erster Linie referenziert der Begriff Werkzeug auf die weitere Bedeutung des Handys als Arbeitsmittel. Das Mobiltelefon übernimmt aber auch Funktionen als automatisiertes Werkzeug, wie es etwa auch Computerprogramme tun. Als erster deutschsprachiger Philosoph stellte sich Ernst Knapp 1877 die Frage, was denn Werkzeuge seien und verstand sie als wirkungsverstärkende Organverlängerungen bzw. Organprojektionen (vgl. Lenk 1994, S. 19). Arnold Gehlen griff später diesen Gedanken auf und betrachtete zum Beispiel den Hammer als Verlängerung des Arms. Ob das Mobiltelefon als Organverlängerung gedacht werden soll, wird im Kapitel 6.6 „Das Handy als Ich-Erweiterung“ näher erläutert.

An dieser Stelle erscheint mir die Frage, ob Medien überhaupt der Kategorie der Werkzeuge zuzuordnen sind, relevant. Eine Frage, die Praktiker und Theoretiker unterschiedlich beurteilen. So prägte Bernard Sadoun, Gründer des Handy-Zahlservices ‘Credit Mutual’, den mittlerweile zur Redewendung avancierten Ausdruck vom Handy als ‘Schweizer Messer der Kommunikation’. Man kann mit einem Handy weder Schneiden, Bohren, Sägen noch Korken ziehen, ja selbst das

Öffnen von Bierdosen[170] ist nur bedingt möglich. Warum kann man es also ein Werkzeug nennen? Es liegt in der Multifunktionalität des Geräts, das sowohl mehrere Dienste sowie die Konvergenz der Dienste anbietet. Die eingangs erstellte Liste der Handy-Funktionen, veranschaulicht die Vielfalt der Funktionen, die von Kommunikation, Unterhaltung, Dokumentation, und Orientierung bis hin zur medizinischen und organisatorischen Selbst-Überwachung reichen. Fortunati (2006, S. 177) macht zur Multifunktionalität des Mobiltelefons eine interessante Anmerkung, wenn sie sie als „Sehnsucht der modernen Gesellschaft nach Wiedervereinigung des Getrennten und Fragmentierten“ begreift. Der Gegentrend zur Multifunktionalität der Smart- und iPhones liegt bei den einfachen Handys, mitunter auch stigmatisierend ‘Seniorenhandys’ genannt, die durch die Funktionsreduktion ein gezieltes KäuferInnenpublikum finden. Nach welchen Kriterien Handys gekauft werden und für welche Branchen und Berufsgruppen Multifunktionalität bzw. einfache Handhabung kaufentscheidend ist, wird im empirischen Teil bearbeitet. Der Medienphilosoph Norbert Bolz lehnt es ab, von einem Werkzeugcharakter zu sprechen, da digitale Medien das Subjekt-Objekt-Verhältnis grundlegend neu ordnen: „Der Mensch ist nicht mehr Werkzeugbenutzer, sondern Schaltmoment im Medienverbund. Deshalb setzen sich immer mehr Computermetaphern als selbstverständlich durch, wie zum Beispiel „der Mensch rastet in Schaltkreise ein“ oder: „Die Mensch-Maschinen-Interaktion wird so zum Vorbild der Kommunikation zwischen Menschen und der Mensch selbst wird nur noch als informationsverarbeitende Maschine aufgefaßt" (Lenk 1994, S. 50) oder: „Diese neue Mensch-Maschine-Synergie wäre ein würdiger Gegenstand für eine historische Anthropologie" (Bolz/Kittler/Tholen 1994, S. 13). Wobei wir wieder bei der Auflösung binärer Denkstrukturen angelangt sind, die vermehrt von einer Richtung der Medientheorie eingefordert wird, um die herkömmliche Nutzungs-, Anwendungs-, und Rezipientenforschung infrage zu stellen.

Ivan Illich wiederum nutzt den Werkzeugbegriff, um darüber gesellschaftliche Technik-Beziehungen zu analysieren. Ein Werkzeug ist „gesellschaftlichen Beziehungen intrinsisch“, wobei sein Werkzeug-Begriff von Gegenständen bis zu Institutionen reicht (Illich 1998/1975, S. 41). Ausschlaggebend für Werkzeuge sei ihr

[170] Im Interview berichtete etwa Herr K. davon, wie er einmal ein Mobiltelefon als Bieröffner nutzte, meinte aber, es eigne sich nicht wirklich dafür (vgl. Interview Nr. 7-II).

„konvivialer Charakter“, indem sie Menschen befähigen, „autonom und schöpferisch“ im „zwischenmenschlichen Umgang und im Umgang von Menschen mit ihrer Umwelt“ (ebda, S. 28) zu agieren. Das Telefon ist solch ein konviviales Werkzeug, weil es „jedem gestattet, einer Person seiner Wahl zu sagen, was er will; er kann Geschäfte machen, von Liebe sprechen oder einen Streit vom Zaun brechen. Bürokraten können nicht vorschreiben, was sich Leute am Telefon zu sagen haben […]“ (ebda, S. 43). Illich nutzt seinen Werkzeug-Begriff als Instrument der Kritik, eine Wortwahl, die recht ähnlich auch Michel Foucault wählte (1976, S. 53): „All meine Bücher […] sind, wenn Sie so wollen, kleine Werkzeugkisten. Wenn die Leute sie aufmachen wollen und diesen oder jenen Satz, diese oder jene Idee oder Analyse als Schraubenzieher verwenden, um die Machtsysteme kurzzuschließen, zu demontieren oder zu sprengen, einschließlich vielleicht derjenigen Machtsysteme, aus denen diese meine Bücher hervorgegangen sind - nun gut, umso besser.“ Zusammenfassend erweist die Betrachtungsweise des Mobiltelefons als Spiel- und Werkzeug unerwartete Querverbindungen zu Debatten von Subjektivierung und Identitätsbildung sowie zum Medienbegriff.

Die mannigfachen Verortungen des Mobiltelefons in unterschiedlichen Theorie- und Begriffstraditionen unterstreicht die vielfachen sozialwissenschaftlichen Bezugnahmen. Dies erscheint mir wichtig, um die Reduziertheit der, in der Handyforschung beliebten Typologien, aufzuzeigen. Zur Nachvollziehbarkeit dieses Arguments resümiert das nächste Kapitel aktuelle Typologien zum Nutzungsverhalten.

6.5.2 Technische und soziale Handyfunktionen: Typenbildung und Kategorisierungen

Um den Themenblock ‘Was ist ein Handy?’ abzuschließen kann man sagen, dass die Typisierungen der Mobiltelefonierenden eine Möglichkeit darstellt, um das Gerät mit dem Menschen ‘kurzzuschließen’, zu verbinden. In der Mobilfunkforschung greift man oftmals auf Typisierung, Kategorisierungen und Funktionszuweisungen zurück.

6.5.2.1 'Rasterfahndung' sucht 'typischen' Telefonierenden

Gerade bei Studien, die von Telekomunternehmen beauftragt werden, ist das häufig der Fall (vgl. Mobilkom Austria 2006; Plant 2003). Es soll wohl der Eindruck vermittelt werden, dass dadurch das vielschichtige Phänomen 'Mobiltelefon' in den Griff zu bekommen ist. Ich halte Typisierungen und Funktionszuweisungen für gefährlich, da dadurch ein reduktionistischer Handlungsbegriff entsteht und lehne sie daher für die Auswertung meiner Forschungsergebnisse ab. Zumal die Typisierungen meistens eher als eine Art Zusammenfassung dienen anstatt eine inhaltliche Querverbindung zum Forschungsdesign herzustellen (etwa bei Auböck 2001). Dennoch mache ich mir diese Vorliebe des Rasters der AutorInnen zunutze, Indem ich im Folgenden verschiedene Typisierungen und Funktionsaufzählungen von verschiedenen AutorInnen vorstellen werde und damit das Bild der Nutzungsweisen des Mobiltelefons abrunde. Dadurch wiederum entsteht der gemeinsame Verständnisrahmen für die Auswertung der empirischen Ergebnisse in Kapitel 9.

Noch im Jahr 2000 unterscheidet der französische Soziologe Francis Jauréguiberry zwischen dem 'Gewinner-Typ', dem 'Distanzierten Typ', dem 'Vernetzten Typ' und dem 'Zapper'[171]. Diese Typen werden von ihm wie folgt definiert:

- Der Gewinner-Typ: Dieser nutzt sein Handy nach rationalen, zweckdienlichen Kriterien. Er ist auf Effizienz und Zeitrationalisierung bedacht und wettbewerbsorientiert.
- Der Distanzierte Typ: Dem kritischen Handynutzer geht es vor allem darum, sich bewusst vor dem Handy zu „schützen". Häufiger als andere nutzt er bestimmte Kommunikationsfilter wie Mailbox u.ä.
- Der Vernetzte Typ: Er will zu den Technik-Insidern gehören und vernetzt sein. Hinter dem Wunsch, „angeschlossen" zu sein, versteckt sich das Bedürfnis, anerkannt zu werden.
- Der Zapper: Er ist ein Grenzgänger zwischen dem Vernetzen und dem Gewinner-Typ, der „im Fluß, von einer Information zur nächsten […] sofort und überall" steht (ebda).

[171] Das Original des Zeitschriftenbeitrags „l´usage des téléphones portatifs" ist abrufbar unter: http://www.cnrs.fr/Cnrspresse/n345a5.html

Diese Typisierung des Soziologieprofessors Jauréguiberry der Universität Pau (Frankreich) erscheint mir wenig hilfreich, um die Aussagen meiner InterviewpartnerInnen einzuordnen. Schade ist, dass Jauréguiberry in seiner Typisierung nicht seine Arbeiten zu Zeitmanagement und neue Medien (Jauréguiberry 2000) eingebunden hat. Wie bereits festgestellt, steigt mit der 'Marktnähe' der Publikation die Wahrscheinlichkeit einer Typologie. Zur Veranschaulichung hier ein Handy-Ratgeber (Wielage 2000, S. 23ff.), der Charaktereigenschaften (wie Intro- und Extroversion) mit technischen Handyfunktionen verbindet:

- Der Trendsetter: „Sie sind mobil, offen und egal, wie viel das neue Gerät kostet, Sie möchten es haben. Als Genießer möchten Sie auch das mobile Telefonieren genießen."
- Der Schüchterne: „Immer dezent im Hintergrund möchten Sie auch durch ihr Handy nicht auffallen. Sie müssen zwar erreichbar sein, aber bitte diskret".
- Der Unabhängige: „Allzeit bereit für ein Gespräch und doch immer beim Trend die Nase vorn".
- Der Gedankenlose: „Hier finden sie vielleicht ihren treuen Begleiter. Technik ist für Sie sekundär. […] Zu viele Funktionen verwirren Sie […] Analoge Zeituhr mit Wecker und Biorhythmuskalender helfen Ihnen den Alltag zu gestalten".
- Der Sparsame: „Immer auf der Modewelle mit dabei und doch finanziell nicht ganz unabhängig. Die meisten Schüler, Studenten und Auszubildenden befinden sich in dieser Situation".

Die Nachvollziehbarkeit der vorangegangenen Typenbildung ist schwierig, da diese weder anständig dargestellt, noch die Zuordnung der Merkmalsausprägungen eigens ausgeführt wird. Dadurch entsteht eine Art Beliebigkeit, welche weder der Bildung von Realtypen (Typisierung) noch von Idealtypen entspricht. „[…] der Idealtyp ist ein Gedankenbild, ein rein idealer Grenzbegriff" der mittels empirischen Gehalts zur Wirklichkeitssteigerung beitragen soll (Weber zit. n. Haas/ Scheibelhofer 1998, S. 15).

Sadie Plant (2003) entscheidet sich für eine ästhetisch anspruchsvolle Art der Idealtypenbildung, indem sie Vogelarten benutzt, um unterschiedliche Typen der HandynutzerInnen zu beschreiben (ebda, S. 66f.):

- Der Mauersegler: Verbringt die meiste Zeit in der Luft. Er fliegt souverän und cool, tauscht sich mündlich oder per SMS mit seinen Mitseglern aus. So wie sich der Mauersegler ungern landet, weil er sich ängstigt, nicht wieder starten zu können, widerstrebt es diesem Handy-Typen das Handy abzuschalten.
- Die eigenbrötlerische Eule: Reduziert ihr Telekommunikationsverhalten auf ein Minimum, erledigt das Nötigste und nimmt nur wirklich wichtige Anrufe entgegen. Weil Eulen wenig Umgang mit Handys haben, werden sie von jedem Anruf überrascht und müssen erst in den Tiefen ihrer Tasche kramen, um das Handy zu finden.
- Die ruhige Taube: Tauben erledigen ihre Anrufe diskret und ohne Aufsehen. Sie finden ihre Handys angenehm, nutzen sie aber ruhig und mit Augenmaß. Genauso selbstsicher nehmen sie Anrufe entgegen und schreiben SMS, ohne es zu verstecken oder zu inszenieren.
- Der plaudernde Spatz: Spatzen sind leicht erregbar und neigen zur Nervosität und telefonieren spritzig. Spatzen telefonieren häufig und oft nur um zu plaudern. Sie erzählen Geschichten, auch intime Dinge, und scherzen und kichern dabei. Spatzen lieben SMS.
- Der laute Star: Stare neigen dazu, bestimmt, ein wenig aggressiv und unhöflich aufzutreten. Ihre mobilen ‘Imitatoren’ schubsen sich durch die Menge oder unterbrechen die Gespräche Anderer, während sie lautstark mit dem Handy telefonieren.
- Der auffällige Pfau: Pfauen sind klassische Exhibitionisten. Als HandynutzerInnen treten sie stolz und extrovertiert auf und sind in erster Linie damit beschäftigt, darauf zu achten, wie sie auf die Umstehenden wirken. Ironischerweise gehören sie der am wenigsten mobilen Vogelart an und ihre Handys dienen in erster Linie der Selbstdarstellung. Wichtig scheint ihnen lediglich, das angesagteste Gerät zu besitzen.

6.5.2.2 Funktionsgerüst zum Verständnis alltäglicher Handynutzung

In der Unterscheidung zwischen emotionalen und instrumentalen Nutzungsweisen, die einen Gebrauchs- und einen Optionsnutzen erzeugen, liegt eine weitere Art der Systematisierung des Telefonierverhaltens (vgl. Auböck 2001, S. 19ff.). Auf der instrumentellen Seite des Gebrauchsnutzens stehen die telefonische Organisationsfunktion, die soziale Nutzung sowie die Unterhaltungsfunktion. Der emotionalen Nutzung wird die 'Nabelschnurfunktion' (die Sicherheit mit Kindern telefonisch verbunden zu sein) und der 'Gefühlskatalysator' zugerechnet. Der Optionsnutzen liegt in der Erreichbarkeits- und Sicherheitsfunktion. So einleuchtend diese Zuordnung erscheint, beruht sie auf einem Menschenbild, welches davon ausgeht, dass alle Aktionen gemäß der passenden Gehirnhälfte ausgeführt werden. Auf weitere Anwendungsbereiche übertragen hieße dies: Spielt man mit dem Handy, entspricht dies einer instrumentalen Nutzung. Wenn ich eine Arbeitskollegin per SMS oder im Handygespräch beruhige, nachdem sie in einem Meeting heftig kritisiert wurde, entspräche dies einer emotionalen Nutzung. Wie bereits erwähnt, halte ich kategorisierende Funktionstrennungen für wenig adäquat, um die Komplexität medialer Wirkungsweisen zu begreifen. Die Unterscheidung zwischen zweckrationalem, kommunikativem und instrumentellem Handeln lehnt der Techniksoziologe Werner Rammert (2007, S. 8) ab. Weiterreichend sieht er selbst im Subjekt-Objekt-Dualismus ein Handlungsverständnis, das der Gegenwart nicht mehr angemessen ist. Damit spricht er den Dualismus von „Menschen, die bewusst handeln, und Technik, die bloß funktioniert" an, der im Kapitel 7.1 mit dem Sozialtechnik-Begriff verknüpft wird.

Eine Auflistung unterschiedlicher Handyfunktionen beschließt diesen Abschnitt.
Als Gerüst für die Funktionsaufstellung beziehe ich mich auf Nicola Döring (2006, S. 52f.), die ihr Schema zwar für Jugendliche entwickelt hat, welches sich aber ohne Einschränkungen auf das Nutzungsverhalten Erwachsener übertragen lässt. Neben der taxativen Aufzählung vermerke ich in Klammern meine eigenen ergänzenden Anmerkungen. Im Vordergrund dieser Aufzählung steht der Überblick über die verschiedenen Praktiken der Handynutzung, worauf im empirischen Teil der Auswertung Bezug genommen wird, um sie mit den aufgestellten Hypothesen (vgl. Kapitel 3.2) abzugleichen.

Sicherheitsfunktion (deren Wichtigkeit wird wiederholt in Studien bestätigt (z. B. Fessel-GfK 2006) und ist ausschlaggebend bei der Anschaffung eines Handys für Kinder).

- Organisationsfunktion: Um Termine, Abholdienste, alltägliche Besorgungen zu planen, mit Anderen abzugleichen.
- Beziehungsfunktion: zum Aufbau und zur Pflege sozialer Beziehungen sowie zum Abbau von Einsamkeitsgefühlen, als auch zur Zerstreuung bei Langeweile.
- Identitätsfunktion (allein die lapidare Nennung halte ich für wenig hilfreich, da es sich hier um komplexe Wechselbeziehungen handelt. Diese sollen ausführlich anhand konkreter Beispiele im Empirieteil erörtert werden. Dabei wird auch darauf eingegangen wie Klingeltöne identitätssymbolisch verwendet werden).
- Unterhaltungsfunktion: Wird verstärkt in Wartezeiten genutzt und stellt eine Art der Beziehungspflege dar.
- Informationsfunktion: Wird nicht nur für Nachrichten genutzt, sondern auch für m-learning-Konzepte (mobile-learning) im Schul- und Weiterbildungsbereich.
- Transaktionsfunktion: Downloads kostenpflichtiger Klingeltöne, Logos, SMS-Premium-Dienste.
- Empowerment-Funktion: Zum Beispiel durch SMS-basierte Interventionsprogramme bzw. Telefonhotlines für Jugendliche mit bestimmten Problemlagen zum Beispiel Essstörungen.

Ergänzend dazu erfüllt das Handy weitere Funktionen:

- Prestige- und Distinktionsfunktion: Diese sind selbst bei alltäglicher Handyverbreitung nach wie vor bedeutsam.
- Kontrollfunktion auf mehrfacher Ebene: Eltern kontrollieren ihre Kinder; in Paarbeziehungen kann Erklärungsbedarf entstehen, wenn man längere Zeit nicht erreichbar ist; über die Lokalisierbarkeit von GPS erhält das Handy polizeiliches Kontrollpotenzial (vgl. Burkart 2007, S. 61f.).

Das Handy-Nutzungsverhalten lässt sich auch über den ‘User-Gratifikation-Ansatz’ analysieren. Dieser wurde in den 70er Jahren für die allgemeine Mediennutzung entworfen und besagt, dass Medien aktiv genutzt werden, um individuelle Bedürfnisse und Wünsche abzudecken (vgl. Weber 2009, S. 65). Das Mobiltelefon als

Universalmaschine mit seinen zig-fachen Nutzungsmöglichkeiten auf ein Schema über die Befriedigung der Bedürfnisse herunter zu brechen, halte ich für schwer möglich. Selbstverständlich ist es interessant zu fragen, warum das Bedürfnis, mobil erreichbar zu sein, ab den 00er Jahren für so viele Menschen attraktiv wurde. Die Gründe liegen sowohl in individuellen Lebens- und kollektiven Gesellschaftsverhältnissen sowie in politischen Rahmenbedingungen. Es ist ein Ziel dieser Arbeit, diese unterschiedlichen Argumentationsstränge zu erörtern und zusammenzuführen.

Eine weiterer funktionsbasierter Zugang besteht in der Aufzählung technischer Funktionen, wie SMS, EMS, MMS, WAP, GPS, LBS, Bluetooth, Video- und Bildtelefonie, Voting- und Ticketing-Dienste u.v.m. (vgl. Weber 2009, S. 51ff.). In unterschiedlichem Ausmaß beschreiben die InterviewpartnerInnen diese technischen Features. Dabei wird eindrücklich vermittelt, dass die Technik zwar vieles möglich macht, aber die Nutzungsweisen eindeutig sozial überformt sind. Zum Beispiel wenn Frau A. (Int. Nr. 1-IV) ihren FreundInnen ein MMS schickt, wenn der geschenkte Blumenstock prächtig blüht.

Obwohl hier die Funktionen und Nutzungsweisen des Mobiltelefons kritisch reflektiert wurden, soll dadurch nicht das Zweifeln an der empirischen Evidenz des Nutzungsverhaltens ausgedrückt werden. Vielmehr ging es mir darum aufzuzeigen, nach welchen Ansätzen eine Kategorisierung erfolgen kann, um an dieser Stelle diese Art der Herangehensweise für mich auszuschließen. Diese Arten der ‘Verrasterung’ menschlichen Medienhandelns, was mobil telefonieren eben ist, neigen dazu, die Handynutzung auf das Technische zu reduzieren. Ich hingegen sehe Mobiltelefonieren als genuine Sozialtechnik und schlage vor, diese als Ich-Erweiterung zu begreifen.

6.6 Das Handy als Ich-Erweiterung

Dieser Abschnitt resümiert die eingangs gestellte Frage „Was ist ein Handy?“ Gewissermaßen beantwortet die Überschrift zugleich die Frage, indem sie eine Sichtweise auf das Mobiltelefon als Ich-Erweiterung vorschlägt. Aus der materialreichen Zusammenstellung beschränke ich mich auf jene für die Fragestellung relevanten Argumentationsstränge.

- Das Handy ist ein personalisiertes Kommunikationsmedium. Somit verstärkt es Tendenzen der Entgrenzung von privat und öffentlich, Berufs- und Privatleben.
- Es ist ein Artefakt, das konzipiert ist, um es nach individuellen Bedürfnissen und Vorlieben zu gestalten. Von maßgeschneiderten technischen Einstellungen (z.B. Anrufe bei Besetztzeichen auf Mailbox umleiten), über persönliche Organisationswerkzeuge (wie Kalender, Erinnerungsfunktion u.a.), veränderbare Designs, personalisierbare Dienstleistungen (mein persönlicher Nachrichtendienst, e-parking/ticketing u.v.m), Speicher persönlicher Erinnerungen (Fotos, SMS) bis hin zum Unterhaltungsmedium (Musik, Filme) ermöglicht es nahezu grenzenlose Gebrauchsweisen. Mit Erweiterungen durch Handy-Applikationen eröffnet sich außerdem ein nahezu unüberschaubares Feld an Möglichkeiten des individuellen Monitorings, sei es medizinischer (z.B. das Herz-Handy®), oder pädagogischer Natur (m-learning).
- Das Handy als Körperextension, Organ-Verlängerung.[172] Es ist ein äußerst körpernahes, elektronisches Medium. So gut wie immer ist es bei uns, physisch nahe, viele tragen es direkt am Körper. Mit dem Handy markieren wir Terrain, wo es liegt, sind auch wir nicht weit. Insbesondere die Miniaturisierung der Geräte birgt großes Potenzial zur Inkorporation, dies findet sich in sprachlichen Ausdrücken für das (Mobil-)Telefon wieder, wenn es ‘sprechender Knochen’ oder ‘elektronische Nabelschnur’ genannt wird.
- Das Handy als Sinneserweiterung und Gedächtnis-Auslagerung: Das Mobiltelefon fungiert als externalisiertes Gedächtnis, ein ‘outgesourcter’ Gedächtnisspeicher für Telefonnummern, Termine, Fotos. Diese Formulierung ist angelehnt an Walter Benjamins (1977/1931) Text zur Fotografie als technische Sinneserweiterung als externalisiertes Gedächtnis. In bestimmtem Ausmaß wird auch der Orientierungssinn ausgelagert. Dank GPS muss man weder die Kulturtechnik des Kartenlesens beherrschen, noch Ortskenntnisse oder Orientie-

[172] In den *Grundlinien einer Philosophie der Technik* formulierte Ernst Kapp 1877 erstmals die Vorstellung von Technik, Werkzeugen und Maschinen als Organ-Verlängerung, Organprojektion. (Kapp 1877, S. 29–39). Im *Unbehagen der Kultur* „vervollkommnet der Mensch seine Organe – die motorischen wie die sensorischen“, um als „Prothesengott“ [...] „recht großartig [da zustehen], wenn er alle seine Hilfsorgane anlegt“ (Freud 1990, S. 87). Und in der *Seele im technischen Zeitalter* findet sich die Technik als Organersatz, -entlastung und -verlängerung wieder, die das Mängelwesen Mensch als anthropologische Grundausstattung nötig hat (vgl. Gehlen 2004/1957). Trotz offensichtlicher Ähnlichkeiten, um nicht von Plagiaten zu sprechen, zitiert niemand den weniger bekannten Kapp.

rungssinn besitzen, man liest den Weg einfach ab oder „telefoniert sich eben noch zusammen".

- „The cell phone […] can be seen as an extended part of the body: if books or other information storage media are our extended memory, then the cell phone is not only our extended language, ears, eyes, and memory, but also the extended endorphin-producing part of the brain" (Sándor 2005, S. 289).

Exemplarisch schlage ich folgende transdisziplinäre Bezugspunkte für eine Denkweise des Handys als Ich-Erweiterung vor:

Medienphilosophisch betrachtet, mit Rückgriff auf McLuhans Extensionsthese, drängt sich eine Sichtweise des Handys als Ich-Erweiterung regelrecht auf.[173] Ist das Telefon nachvollziehbar als Verlängerung von Stimme und Gehör zu begreifen (McLuhan 1992 (1964), S. 305), wird es beim konvergenten Smartphone mit der Definition schon schwieriger.

Semiotische und praxeologische Gründe sprechen dafür, das Handy als Verlängerung der Hand zu begreifen. Nicht nur im Fall des Schein-Anglizismus 'Handy', das man eigentlich 'Händi'[174] nennen sollte und dem finnischen 'känny', beides führt auf eine Hand-Erweiterung zurück und auch in China ist ein 'sho ji' eine Handmaschine (Plant 2003, S. 23). Aber auch angesichts konkreter Praktiken überzeugt das Handy als Hand-Erweiterung. Intensives SMS schreiben oder Touchpad[175] gesteuerte Smartphones erfordern Handfertigkeit. Auf das Handy als Hand-Erweiterung bezieht sich auch ein User auf der Fotoplattform Flickr, der Fotos mobil-telefonierender Menschen unter dem Titel 'Homo Gabbus' online stellte. Das Handy scheint eine passende Extension der Hand zu sein, übernimmt man

[173] Auch Erika Linz sucht theoretische Legitimation für eine Sichtweise auf das „Handy als Dispositiv" und meint, die Extensionsthese sei zur Erklärung nicht ausreichend. Sie bezieht sich auf Knorr-Cetinas Begriff der 'Objektualisierung' und 'objektzentrierter Sozialität'und sieht im Handy eines jener technischen Geräte, „die als Quellen des Selbst, relationaler Intimität, sowie geteilter Subjektivität und sozialer Integration" in Erscheinung treten (zit. n. Linz 2008, S. 186f.).

[174] Der Verein zur Bewahrung der deutschen Sprache fordert diesen Anglizismus an das deutsche Schreib- und Lautsystem anzugleichen. Schmitz, Heinz-Günter:„Über die Sprachloyalität der Deutschen" (vgl. http://www.vds-ev.de/component/content/article/114-anglizismenindex/731-text-sprach loyalitaet).

[175] Die Touchpad-Bedienungsführung vieler Smartphones kommt der 'magischen Hand' schon recht nahe. Diesen Gedankenansatz teilt auch der Kulturjournalist Matthias Bickenbach, dadurch werden Allmachtsfantasien geweckt, jederzeit, überall, „Alles" verfügbar zu haben (vgl. Bickenbach 2009, S. 126). In einem oe1-Radiointerview (leider nicht mehr eruierbar) erklärte der Kulturethnologe Timo Heimerding, dass die Touchscreens von Smart- und I-Phones das Gefühl vermitteln, Technik zu beherrschen, denn berühren heißt verstehen.

die These des Neurologen Frank. R. Wilson (2000). Er sieht einen ursächlichen evolutionären Zusammenhang in der Entwicklung von Handfertigkeit, Sprachentwicklung und etwas zu be-greifen, also dem Denken.

Soziologie: Medienhandeln

Unter dem Titel Machines that become us setzt sich James E. Katz (2007) und seine KollegInnen mit dem Phänomen des entgrenzten Objekts Handy auseinander. Auf drei Ebenen ordnet das Medium Handy die Beziehungen des Nutzers zu sich selbst und anderen Personen neu:

a) Auf der *Subjekt-Ebene* erweitern Technologien die eigene Kommunikationsfähigkeit, hinsichtlich ihrer Reichweite und den gestiegenen Kommunikationsmöglichkeiten (schriftlich, mündlich, musikalisch, bildhaft).
b) Auf der *Technologie-Ebene*, indem Handys Verlängerung und Ausdruck der Kommunizierenden werden.
c) Auf der *Körper-Ebene*, indem es zur Integration des Geräts in die Kleidung und zu Handy-bezogenen Körperpraktiken kommt. Bereits jetzt wächst das Handy regelrecht in die Mode hinein, wird auf Hosen, Jacken, Taschen auf- und eingenäht.[176]

Handlungstheoretisch stellt das Mobiltelefon Querverbindungen zwischen den wesentlichen Elementen moderner Gesellschaften her. „Mediale Kommunikation, Mobilität und Individualität“ (Burkart 2002, S. 150), wobei wechselseitige Steigerungen möglich sind. Das Mobiltelefon übernimmt dabei die Funktion eines Regelungsinstruments und Beschleunigers, um mit den verdichteten Zeitabläufen, der Entgrenzung von Öffentlichkeit/Privatheit und dem Informationstempo Schritt halten zu können. Das Handy trägt zur Beschleunigung und Arbeitsverdichtung bei und hält die Ambivalenz aufrecht, einerseits das Individuum bei der persönlichen Organisation anzuleiten und zu unterstützen und andererseits Handlungsroutinen zu unterbrechen und Abläufe zur stören. Beide Positionen finden BefürworterIn-

[176] Analog zu der Tendenz von ‘wearable computing’, ‘intelligenter Kleidung’ arbeiten Mobilfunkhersteller und Modefirmen an telefonfähiger Kleidung. Ziel ist es, die Schnittstellen zwischen Kommunikation und Körper geschmeidiger zu machen, um sie zu 'Soft Machines' auszubauen (Fortunati 2005). Noch in Produktion ist das M-Dress des britischen Unternehmens CuteCircuit. Es ist ein ‘kleines Schwarzes’ mit integriertem Handy. Unterhalb des Marken-Labels befindet sich ein Schlitz für die SIM-Karte, ‘läutet’ das Kleid, hebt man einfach die Hand zum Ohr und nimmt so den Anruf entgegen. Was nach Science-Fiction klingt, soll noch 2011 zu kaufen sein (http://www.cutecircuit.com/products/mdress/).

nen: Sieht Gerburg Treusch-Dieter im (Mobil-)Telefon ein Medium, das das Individuum ‘organisiert’ und unterstützt (vgl. Treusch-Dieter 1995, S. 8), hält Paul Bahrdt es für ein ‘Medium der Desorganisation’, das anarchistisch und formal Kommunikationswege durchbricht (zit. n. Geser 2006, S. 25). Synthetisiert man diese Gedanken, ist das Handy ein Medium der besseren Organisation des Nutzers und gleichzeitig der Desorganisation der diesen Nutzer umgebenden Personen. Das Mobiltelefon ist ein Apparat, der das Ich vielfältig ‘serviciert’: formal-organisatorisch und emotional-affektiv. Das Handy, mein „persönlicher Assistent“, weckt mich auf, notiert und erinnert an Termine, erstellt Vorlagebriefe (für SMS), blockt unangenehme Anrufe ab, informiert mich über die aktuellen Börsenkurse, erledigt Rechenaufgaben, stellt Parkscheine aus und bezahlt meine Konzerttickets. Auf Geschäftsreisen bietet es mir ständige Kontaktmöglichkeiten zu meinen Liebsten, stellt mir aufmunternde Kurznachrichten zu, begleitet mich musikalisch und verschickt die Schnappschüsse meiner Eindrücke per MMS.

Mobile Gesundheit

Das Mobiltelefon als kommunikative Universalmaschine birgt das Potenzial individuellen Gesundheitsmonitorings. Gerade die physische Nähe des Geräts, weil man das Handy eben wie Schlüssel und Geld immer mit dabei hat, prädestiniert es für gesundheitliches Monitoring. Gerade für Menschen mit chronischen Erkrankungen, wie etwa Diabetes, und individuellen Gesundheitsrisiken, etwa Bluthochdruck, kann das Mobiltelefon mit zusätzlichen Handy-Apps zur mobilen Analysestation werden. Das Herz Handy® wurde für Menschen mit Herzproblemen entwickelt, die über das Handy per Notfalltaste an ein medizinisches Service-Center angebunden sind. Zusätzlich kann mit einer Sonde ein EKG erstellt und übertragen werden und in Akutfällen ortet das integrierte GPS-System den/die PatientIn (vgl. Sack, Hehn, Krukenberg et al. 2005). Für die Zielgruppe älterer, gebrechlicher, allein lebender Menschen wurde das ‘BodyPHONE’ entwickelt. Es wird direkt am Körper getragen und verfügt über eine große Notruftaste, die ggf. sofort eine Sprachverbindung zur Notrufzentrale herstellt. Stehen derzeit viele mobile Anwendungen der Telemedizin, wie der virtuelle Arztbesuch via Handykamera noch in der Testphase, ergeben sich Fragen mit erheblichen gesellschaftlichen Auswirkungen. Wie kann individuelle Datensicherheit gewährleistet werden? In welchem Zusammenhang stehen Formen elektronischer Gesundheitsüberwachung mit der

Qualität der Krankenpflege, besteht die Gefahr einer technologisch gesteuerten Zweiklassenmedizin?

Aufgabe dieser Zusammenfassung ist es, den Boden für die empirische Untersuchung aufzubereiten. Diese Basis erlaubt es, berufliche wie private Zusammenhänge der NutzerInnen theoretisch fruchtbar einzuarbeiten. Es ermöglicht einen Blick auf die Mobiltelefonie als Medium der Individualisierung, individueller Medienennutzung und Erreichbarkeit und gleichzeitig als ein Medium der Totalisierung und „ständiger Konnektivität“ (Linz 2008, S. 171f.).[177] Damit wird wiederum der politikwissenschaftliche Blick auf Machteinschreibungen in Technologieverhältnissen geschärft. Das nächste Kapitel stellt Mobiltelefonieren als Sozialtechnik im Foucaultschen Sinne vor.

[177] Ich übernehme hier den Begriff von Linz, allerdings nicht ihre Interpretation. Sie erklärt den Siegeszug des Handys nicht als Folge einer globalisierten Mobilität, sondern im individuellen „Wunsch nach kontinuierlicher, kommunikativer Verbindung“ (Linz 2008, S. 174). Meine Auslegung richtet sich am Foucaultschen Verständnis von ‘Regierungstechnik’ aus, die aus dem Zusammenspiel von Selbst- und Fremdführungstechniken hervorgehen.

7. Connecting People: Sozialtechnik Mobiltelefonie

Der fast schon zum allgemeinen Sprachgut zählende Werbeslogan ‘Connecting People’ des weltweit bekanntesten Handyanbieters Nokia fungiert hier als Kapitelüberschrift, um zwei theoretische Zugänge zu erschließen. Einerseits wird damit das Mobiltelefon innerhalb der Techniksoziologie verortet, andererseits referenziert der Titel auf den mannigfaltigen Begriff der Sozialtechnik. Ausführlicher berücksichtigt wird das Verständnis von Sozialtechnik, wie es der Begriffsapparat von Michel Foucault nahelegt.

7.1 Begriffsarbeit: Techniksoziologie oder Sozialtechnik?

Die Techniksoziologie ist ein relativ junges, aber stark expandierendes Spezialgebiet der Soziologie, das sich als eigenständiges Fach erst Ende der siebziger 70er Jahre etabliert hat. Gegenstand ist hier die „Technik" in einem breiten Sinne, das heißt es geht nicht nur um technische Artefakte (Geräte, technische Anlagen usw.), sondern auch um technisches Wissen und um technische Verfahren. Technik in diesem Sinne umfasst einen weiten Bereich, der von Großtechnologien (z.B. Atomkraftwerken) und sogenannten großtechnischen Systemen (z.B. Kommunikations- und Verkehrsnetze) bis zur Klein- bzw. Alltagstechnik (z.B. Zeitmesser, Auto, Telefon, Haushaltstechnik) reicht.

Grosso Modo beschäftigt sich die Disziplin der Techniksoziologie mit der Auseinandersetzung materieller Sachtechniken und deren gesellschaftlicher Ausgestaltung und Einbettung. Eine Grundannahme der Techniksoziologie ist die Sicht auf Technik als sozialen Prozess. “Technik, [...] ist ein gesellschaftliches Produkt, das Sozialität entscheidend mitprägt. Technik liefert einen Schlüssel zum Verständnis von Prozessen der Modernisierung, des sozialen Wandels und der Gesellschaft“ (Degele 2002, S. 8–9). Meine Arbeit ist getragen von einem Technikverständnis, das von einer Sozialisierung von Technik im Sinne ‘technischer Vergesellschaftungsprozesse’ (Joerges 1996, S. 10) ausgeht. Standen die längste Zeit technikdeterministischen Positionen sozial-, bzw. kulturdeterministische Positionen gegenüber, dominiert heute ein Technikverständnis, das von der sozialen Geformtheit von Technik ausgeht. Der SCOT-Ansatz ‘Social Construction of Technology’ ist ein multidirektionales Modell, kontingent für Variationen und Selektionen, das

zum einen historische Gegebenheiten berücksichtigt und zum anderen technische Entwicklungen als Ergebnis gesellschaftlicher Konflikte und Aushandlungsprozesse versteht (vgl. Pinch/Bijker 1987, S. 30f.). Technikentwicklung in einen multidimensionalen Kontext einzubetten heißt, gesellschaftliche Konstellationen, ökonomische Interessen, politische Machtpotenziale und kulturelle Werthaltungen zu berücksichtigen. Der in den 30er Jahren forschende William F. Ogburn gilt als wissenschaftlicher Pionier (Degele 2002, S. 41), Technik als Ergebnis vielfältiger sozialer Effekte zu untersuchen. Er erforschte die Konvergenz verschiedener Erfindungen, etwa wie das Wachstum der Vorstädte mit Automobilisierung, Straßenbau und Telefon zusammenhängt[178]. Techniksoziologie beschäftigt sich mit der Aneignung und Verwendung von Techniken im Alltag, mit dem sozialen Wandel, den technische Entwicklungen auslösen und deren sozialen Folgen, also Techniknutzungsforschung im Sinne der Habitualisierung von Technik und Technikfolgenforschung. Diese Bereiche deckt meine Untersuchung weitläufig ab: Kapitel 5 beschreibt die Veränderungen im öffentlichen Raum durch die Mobiltelefonie; Kapitel 6 beschreibt Nutzungsweisen und Funktion des Handys im Alltagsleben.

Die Technikgenese fragt nach den Gründen und Gesellschaftsverhältnissen, die dem Entstehen bestimmter Techniken[179] vorausgehen. Die Untersuchung Rammerts (1993) über die kulturspezifischen Ursachen für das unterschiedliche Entwicklungstempo der Verbreitung des Telefons in Europa und in den USA ist dafür beispielhaft. Gerade für das Mobiltelefon halte ich diese Frage für sehr spannend, wenngleich die multifaktoriellen Antworten in diese Arbeit nur bruchstückhaft einfließen. So bleibt die Frage virulent, weshalb das Mobiltelefon über 25 Jahre brauchte, bis es zum massenweise verwendeten Alltagsgegenstand wurde[180]. Drastische Kostenreduktionen sind sicher ein Grund, die mit der Liberalisierung des Telekommunikationssektors einhergingen, was wiederum auf der politi-

[178] Vgl. Willialm F. Ogburn: Social Characteristics of Cities: A Basis for New Interpretations of the Role of the City in American Life, 1937.

[179] Als verkürzte Beschreibung spricht man von ‘Techniken’ als ‘einzelne Verfahren’, wohingegen ‘Technologien’ als ‘gesellschaftliche Konstruktion, wissenschaftliches Fachgebiet‘ verstanden werden.

[180] Bereits in den 50er Jahren gab es die ersten Autotelefone und in den 70erJahren das erste tragbare Telefon das zwar teuer wie ein Kleinwagen und 16 kg schwer war, aber trotzdem mobil (Gold 2000, S. 81f.). In Österreich begann die Mobilfunk-Ära im Jahr 1974. Ein Autotelefon kostete so viel wie ein VW-Golf, das entspricht einem heutigen Wert von ca. 9.000 Euro (Akgar 2005, S. 11). 1.600 TeilnehmerInnen konnten sich diesen Luxus leisten mit einem monatlichen Grundtarif von 1.800 Schilling (ca. 130 Euro) plus Gesprächsgebühren pro Minute, um mobil zu telefonieren (vgl. FMK 2008, S. 6).

schen Integrationsstrategie der Europäischen Union fußt (vgl. Kapitel 6.2.1). Ein weiterer Teil der Antwort liegt in der weltweit gestiegenen Mobilität der Menschen – Tourismus, Geschäftsreisen, Flüchtlingsmigration, Wirtschaftsmigration – die ein Handy notwendig macht (vgl. Breitsameter 2004). Der Aspekt, den ich mit dieser Arbeit zu einer Antwort beisteuern möchte, ist die Untersuchung der veränderten Arbeitsbedingungen in einer entgrenzten Arbeitswelt und die Analyse der Herausforderungen eines fragmentierten Lebens- und Familienalltags (vgl. Kapitel 9.4).

Technologien formen soziale Ordnung und soziale Ordnung wird über Technologien hergestellt (vgl. Winner 1986). Genauer gesagt über Kontroll- und Überwachungstechnologien und über Rationalisierungstechnologien, die die Macht- und Eigentumsverhältnisse über die Beziehung von Arbeitskraft und Kapital steuern. Das Soziale selbst ist Gegenstand der Sozialtechnologie, die synonym mit den Begriffen 'Sozialtechnik', 'Social Engineering', 'soziale Planung', 'Sozialmarketing' verwendet wird (Knoblauch 2006, S. 1).[181] Bereits ein Blick in den Bibliothekskatalog verdeutlicht die Vielfalt der Begriffsebenen von 'Sozialtechnik'; verzeichnet sind Beiträge zu Sterbehilfe, Sozialarbeit, Unfallverhütung[182], Prothetik, Rolltreppen, Werbung und Marketing. Die beiden Letztgenannten nehmen im Kontext dieser Arbeit einen besonderen Stellenwert ein und sind der in Kapitel 5 skizzierten 'Ökonomie der Aufmerksamkeit' zuzurechnen. Aus diesem Blickwinkel wird Sozialtechnik als Technik der „systematischen Beeinflussung von Menschen" (Berghoff 2007, S. 12) durch die „Anwendung sozialwissenschaftlicher oder verhaltenswissenschaftlicher Gesetzmäßigkeiten" verstanden (vgl. Kroeber-Riel/Esch 2004, S. 135). Marketing wird 'omnipräsent'. Seit den 60er Jahren wird es auf nichtwirtschaftliche Bereiche ausgedehnt und wird für sozial erwünschte Ideen bzw. Verhaltensweisen anwendbar gemacht. Dieses Phänomen heißt 'Social Marketing', dabei komt es zu einem Transfer sozialwissenschaftlicher Methoden (vgl. Berghoff 2007, S. 352f.). Dazu zählen die Werbepsychologie, um Erkenntnisse der Steuerung von Emotionen anzuwenden, die Markt- und Meinungsforschung, um Motive und Bedürfnisse der KonsumentInnen zu analysieren und die Sozialwissenschaften, um menschliches Verhalten allgemein zu analysieren. In diesem Zu-

[181] Allein die Entwirrung der vielfältigen Verwendung des Begriffs 'Sozialtechnik' wäre ein eigenes Forschungsvorhaben. Einen guten, aber ungeordneten Überblick über die Geschichte des Begriffs: http://www.muellerscience.com/SPEZIALITAETEN/Methoden/Sozialtechnologie_Def.htm

[182] So gibt die 'Gesellschaft für Sozialtechnik' in Wien die *Zeitschrift für Gewerbehygiene und Unfallverhütung* heraus (1919-1938).

sammenhang ist es interessant, kurz auf eine in den 1970er Jahren geführte wissenschaftliche Debatte zu verweisen. Angesichts der zunehmenden Beliebtheit der Systemtheorie in der sozialwissenschaftlichen Forschung deutet Jürgen Habermas darauf hin, dass eine rein instrumentelle Sichtweise auf die Gesellschaft dazu beitrage, die Gesellschaftswissenschaften auf Funktionen, Funktionalismus und auf 'Sozialtechnologien' zu reduzieren (vgl. Habermas und Luhmann 1979). Damit prägte Habermas eine Begriffsvariante, die Sozialtechniken negativ, polemisch und kritisch konnotiert. Es beruht auf Habermas Verständnis zwischen 'instrumentellem', auf die Systemwelt abzielendem, und 'kommunikativem', auf die Lebenswelt ausgerichtetem, Handeln zu unterscheiden. Eine Unterscheidung, die angesichts der fortschreitend technisch vermittelten Alltagskommunikation, von Handy bis zum Online-Chat, kaum aufrechtzuerhalten ist (vgl. Traue 2010, S. 33).

Hilfreicher erscheint mir hier der Ansatz von Knoblauch zu sein, der den Sozialtechnologie-Begriff mit dem Arbeitsbegriff kurzschließt. Indem der Kommunikation in Wissensgesellschaften arbeitsrelevante Bedeutung zukommt, wird Verständnisorientierung selbst zum zentralen Bestandteil von Arbeit (vgl. Knoblauch 2006, S. 10). Wie Kommunikation als Arbeit konkret erlebt wird, ist Thema der empirischen Auswertung (vgl. Kapitel 9). Pluralisierung und Fragmentierung von Lebenswelten erklären den steigenden Kommunikationsbedarf und machen uns zur „geschwätzigen Gesellschaft" (vgl. Knoblauch 2006). „Die industrielle Gesellschaft reduziert ihre körperliche Tätigkeit, wobei die Aktivität ins Reden verlagert wird. Reden bringt Heilung oder zumindest Linderung (wie es zum Beispiel Therapien versprechen) (vgl. Genth 1986, S. 10). Ein Bindeglied zwischen Kommunikation und Arbeit liegt im Berufsfeld der Beratung, eine seit den 1970er Jahren anhaltend boomende Branche, die Boris Traue als „soziale Technologie und Form der Selbstkultur" untersucht (Traue 2010, S. 14).

Um die begriffliche Offenheit der Sozialtechnik zu ordnen, unterscheidet Hubert Knoblauch, Soziologieprofessor der TU Berlin, vier Begriffsdimensionen (vgl. Knoblauch 2006, S. 1). *Erstens* das Soziale als Ziel, soll mittels sozialwissenschaftlichen Wissen und Methoden zur effizienten Lösung gesellschaftlicher Probleme beitragen. Entgegengesetzt dazu steht der zweite Definitionsansatz, nämlich mittels naturwissenschaftlicher Methoden und Instrumente soziale Probleme zu

analysieren. *Drittens,* der Instrumentalitätsbezug konstituiert die Sozialtechnik als Technologie der Wissensgenerierung für einen bestimmten Zweck, indem regelhafte Abläufe sichtbar gemacht werden.[183] *Viertens,* der Sozialtechnik-Begriff ist auf kritische bzw. polemische Art konnotiert und steht für eine Kritik, „die sich gegen funktionale Systemtheorien, gegen den Positivismus oder andere instrumentelle Modelle des Handelns“ wendet (Knoblauch 2006, S. 1ff.).

Den Slogan ‘Connecting People’ auf das Mobiltelefon zu übertragen erlaubt folgende Bezugnahmen: Das Handy bindet Kommunikationstechnik an materielle Technik und erweist sich so als soziale Technik, indem es Formen des sozialen Austausches anleitet. Das Handy antizipiert Handlungen, verändert bestimmte Werthaltungen. Beispielsweise wird die Tugend der Pünktlichkeit abgelöst von einer Kultur des ‘richtigen’ Zeitpunkts (vgl. Kapitel 9.2.4). Es entstehen auch neue Wissensformen, wie die oral-schriftliche, textlich-ikonografische Mischkultur des SMS-Schreibens. Hubert Knoblauchs zweite Definitionsebene beschäftigt sich mit dem Sozialen als Ziel. Ein mögliches Ziel des Handys liegt in der Effizienzausrichtung bei der Gestaltung von Kommunikationsbeziehungen, wie sie in Form des Anrufmanagements auftreten. Effizienz als Ziel erfordert auch der Alltag in einer erwerbsarbeitsdominierten Gesellschaft. Um die nötigen Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen bewältigen zu können, benötigt das arbeitende Subjekt erhöhte Selbstorganisationsfähigkeiten, wobei es durch das Handy unterstützt wird. Das Handy löst alltägliche Organisationsprobleme, vom Einkauf bis zu diversen Liefer- und Abholdiensten, ebenso wie Sicherheitsfragen. Der Instrumentalitätsbezug der Sozialtechnik Handy liegt etwa in der Lösung sozialer Probleme, wie zum Beispiel die Vereinsamung älterer, alleinlebender Menschen durch mobile Überwachungs- und Notrufsysteme (kostengünstig) gelöst werden kann.

‘Connecting People’ verbindet nicht nur Menschen, sondern verkoppelt den Menschen mit dem Gerät und verschaltet den Einzelnen mit Regierungstechniken. Der Sprung von der individuellen Handynutzung zum politischen Herrschaftsapparat erfordert theoretisches Unterfutter. Foucault bietet dafür das Konzept neoliberaler Gouvernementalität an. Formgebend ist dabei die Rolle des Subjekts, dessen Ein-

[183] Anti-Rauch-Kampagnen sind ein Musterbeispiel für die Instrumentalitätsdimension der Sozialtechnologie.

bindung über Selbsttechnologien erfolgt, als epochal gouvernementales Charakteristikum. Weshalb folgt dieses der Anrufungsform des 'unternehmerischen Selbst'? Worin bestehen die Bezüge zur gesellschaftlichen Mobilisierung, die dem Handy zugeschrieben wird? Welche Machteinschreibungen der Subjektivierung hätte der französische Philosoph in der extremen Hörigkeit der Handynutzer erkannt? Welcher Anrufung erliegen sie? Wie führen und steuern sich technisch angeleitete Handynutzer selbst? Welchen Beitrag leistet das Handy bei der Festigung des Sicherheitsdispositivs und ermöglicht so den Vorschub eines autonom eingerichteten Panoptikums?

7.2 Mobiltelefonieren als Regierungstechnik – hätte Foucault ein Handy?

Dieses Kapitel beschäftigt sich natürlich nicht mit der Beantwortung der rhetorisch gestellten Frage. Vielmehr dient sie als Aufhänger, um mit dem Foucaultschen Begriffsapparat kommunikative und räumliche Mobilität als Regierungstechniken vorzustellen. Damit sollen mobil Telefonieren und gesellschaftlicher Wandel durch die Mobiltelefonie aus machttheoretischer Perspektive analysiert werden. Schreibt Michel Foucault von Technologien, meint er grundlegend Sozialtechniken. Der 'Versuchung', diesen sozialen Technikbegriff anhand einer gegenständlichen Technik, dem Mobiltelefon, zu überprüfen, konnte ich nicht widerstehen. Der Reiz, Foucault für eine Analyse des Mobiltelefonierens als Sozialtechnik heranzuziehen, besteht in seinem synthetisierenden Denken, das materielle Techniken mit institutionellen Techniken (Verwaltungsprinzipien, Rechtsnormen) und subjektivierenden Techniken (Technologien des Selbst) zusammenführt. Dies ist auch naheliegend, weil sich laut Foucault Machtverhältnisse in Kommunikationsbeziehungen und in Folge dessen in Wissensverhältnissen niederschlagen.[184] Die Aufforderung, seine Bücher wie einen Werkzeugkasten[185] zu nutzen, wird gerne angenommen: Mit

[184] Erklärenswert sind in diesem Zusammenhang Foucaults Analyse der ärztlichen Untersuchung und besonders eindrücklich die Beichte als wissenserzeugende Geständnistechnik. Beide treten als Selbsttechnologien auf, indem der Arzt oder der Pfarrer etwas über die Nöte, Ängste und die unterdrückten Wünsche der Menschen sagt (vgl. Dreyfus/Rabinow 1987, S. 205–207)

[185] „All meine Bücher sind, wenn Sie so wollen, kleine Werkzeugkisten. Wenn die Leute sie aufmachen wollen und diesen oder jenen Satz, diese oder jene Idee oder Analyse als Schraubenzieher verwenden, um die Machtsysteme kurzzuschließen, zu demontieren oder zu sprengen, einschließlich vielleicht derjenigen Machtsysteme, aus denen diese meine Bücher hervorgegangen sind – nun gut, umso besser" (Foucault 1976, S. 53). Angesichts der Abstraktheit, Komplexität und Inkongruenz der Foucaultschen Argumentationsführung bringt mich der Verweis auf einen praktischen Werkzeugkasten bis heute zum Schmunzeln.

einem Hammer wird zuweilen auf hermetische Gedankengebäude eingeschlagen, mit einer Zange werden brauchbare Begriffe losgelöst, auseinandergenommen und neuartig verarbeitet. In diesem Sinne gleicht dieses Kapitel einer Werkstattbesichtigung, Geordnetes liegt neben Ungeordnetem, Teilstücke sind fertig, aber das Meisterstück wartet auf der Werkbank noch auf Fertigstellung.

Der Begriff der Technik(en) und Technologien begleitet Foucaults theoretische Arbeiten. Die Auswahl reicht hier von 'Mikrotechniken' der Macht, 'politischen, diskursiven Techniken' (Foucault 1976), 'Sicherheitstechnologien', über 'Regierungstechniken' zu 'Selbstführungstechnologien' (Foucault 2004, 2006). Foucaults omnipräsenter Technikbegriff umfasst sowohl materielle Techniken (worunter er etwa das Gefängnis fasst) als auch immaterielle, soziale Handlungstechniken[186]. Foucault betrachtete das Denken als eine technische Fertigkeit des Menschen, mit seiner Umwelt zu interagieren. Thomas Osborne nennt ihn einen 'Technologienhistoriker' (Osborne 2001, S. 13). „Das Auftauchen einer Technologie gehört zur Ordnung der Ereignisse und wird eher von der Angebots-, als von der Nachfrageseite analysiert" (ebda). Endlich interessieren gesellschaftliche Machtverhältnisse und Ängste, um die extrem rasante Verbreitung der Mobiltelefonie Ende der 90er Jahre zu erklären.

Die Mobiltelefonie ist eine Technologie der Aktivierung des Individuums im Korsett neoliberaler Gouvernementalität, die die räumliche und kommunikative Mobilität als Regierungstechnik einsetzt. Auf Mikroebene ringt das 'unternehmerische Selbst' (vgl. Kapitel 4.1) darum, seine kommunikative Mobilität mit Effizienz zu gestalten und sorgsam und zielorientiert mit den eigenen Kommunikationsressourcen umzugehen. Dieses autonome Abwägen der Priorisierung von Anrufen zwischen der Freiheit, einen Anruf anzunehmen oder nicht und der (inneren) Notwendigkeit, erreichbar zu sein, funktioniert als 'Technologie des Selbst'. Auf Makroebene transformiert die flächendeckende Verbreitung von Handys die Arbeitswelt.

[186] Foucaults Vorstellung von Technik beschreibt man am besten anhand seiner theoretischen Exploration des Panoptikums. Anfang des 19. Jahrhundert schuf der Architekt Jeremey Bentham mit dem Panoptikum einen Entwurf für ein überwachungsfreundliches Gebäude, konzipiert als Fabrik wurde es zum Prototyp des Gefängnisses. Das Panoptikum ist *die* zentrale Disziplinartechnik für Überwachung, eine „Maschine zur Scheidung des Paares Sehen/Gesehenwerden. […] weil sie die Macht automatisiert und entindividualisiert" (Foucault 1977, S. 259). Ulrich Bröckling (2001) schlägt vor, den Wandel von der Disziplin hin zur freiwilligen Selbstkontrolle ein „demokratisiertes Panopticon" zu nennen.

Abgesehen von branchenspezifischen, teils drastischen Veränderungen (vgl. Kapitel 9), wandelt auch das Verständnis von Arbeitszeit, Freizeit sowie der Kontrolle von Arbeit. Die 'Normalisierung' der Erreichbarkeit erhöht den Verfügbarkeitsgrad der Arbeitenden und erweitert dadurch den Zugriff auf die Arbeitskraft. (Wie ambivalent die Vor- und Nachteile der Erreichbarkeit für den/die Einzelnen erlebt werden vgl. Kapitel 9.2.1). Die persönliche Erreichbarkeit hat nicht nur persönliche Folgen, sie verändert auch die Organisation von Unternehmen und trägt zum ökonomischen Strukturwandel bei. Die Mobiltelefonie leistete einen wichtigen Beitrag zur Verbreitung mobiler Telearbeit, die gerade in EDV-nahen und Mobilität fordernden Berufen (HändlerInnen, VertreterInnen und JournalistInnen) ausgeübt wird (vgl. Doppel 1999, S. 98f.). So ist es wenig bekannt, dass die digitale Telefonie viele Menschen arbeitslos machte, indem, durch die Möglichkeit der Aufzeichnung von Anrufen (Voice Mail, Anrufbeantworter), die Vermittlung von Telefonaten obsolet wurde (vgl. Katz 2006, S. 117).

Manche MobilfunkforscherInnen zählen Erreichbarkeit, aktive Kommunikation und Mobilität zu den menschlichen Grundbedürfnissen (vgl. Booz-Allen 1995, S. 17). Ich sehe in der Darstellung von Erreichbarkeit als genuin menschliches Bedürfnis einen Erfolg der Werbeversprechen der Mobilfunkindustrie[187]. Insbesondere im Vergleich mit dem Pager, einem mobilen Vorgängermedium. Ein Pager ist ein zigarettenpackungsgroßes Gerät, das auf einem Display Anrufe anzeigen konnte. Der Angerufene sah dann, welche Telefonnummer sie/ihn erreichen wollte und konnte per Festnetz zurückrufen. In Deutschland[188] wurden Pager in den 90er Jahren vor allem von EDV-TechnikerInnen, Hebammen und ÄrztInnen etc., also von Personen, die berufsbedingt gut erreichbar sein mussten, genutzt (vgl. Weber 2008, S. 244). Das Tragen eines Pagers sah man als berufliche Pflicht an, da ein 'anbeepen' meist mit einem Arbeitseinsatz verbunden war. Meiner Erfahrung nach

[187] Eric Sadin (2007, S. 170ff.) sieht in der Popularität von Mobiltelefonen einen einzigen Marketingerfolg, was er leider nicht näher belegt. Ergänzend sei auf die intensiven Werbeaktivitäten der Mobilfunkbranche hinzuweisen, die über Jahre hindurch 1/3 der gesamten Werbeausgaben in Österreich bestritten. Noch in den Nullerjahren lag der Anteil der Werbeausgaben österreichischer Mobilfunkunternehmen bei 32 Prozent, knapp 80 Mio. Euro. (vgl. Focus Media Research publiziert von der Fachgruppe Werbung und Marktkommunikation der Wirtschaftskammer Wien 2003). Die hohen Werbeausgaben der Mobilfunkindustrie wären ein Ansatzpunkt, diesen Zusammenhang näher zu untersuchen.

[188] In den USA übernahm der Pager bereits typische private Handyfunktionen. So wurde der 'Beeper' als 'Stork-Alert' beworben, damit die Ehemänner von schwangeren Frauen über den Beginn der Geburt informiert werden konnten. Ebenso wurde der Pager Menschen, die auf ein Spenderorgan für eine Transplantation warteten, empfohlen (vgl. Weber 2008, S. 245f.).

wurde die Pager-Erreichbarkeit fast immer mit einer Zulage finanziell extra vergütet. Von den deutschsprachigen Medien wurde der Pager durchwegs negativ dargestellt, als 'elektronische Hundeleine' oder 'Fessel' (vgl. Weber 2008, S. 245).

Wie sich das Verständnis von Erreichbarkeit positiv wandelt, ist uns aus dem Alltag vertraut. Mitte der 90er Jahre sah man in der Bereitstellung eines Mobiltelefons, etwa bei (schlechtbezahlten) Promotoren-Jobs, noch eine Art Gehaltsbonus: „Als kleiner Bonus schenken wir dir nach drei Arbeitstagen ein Firmenhandy, welches Du auf jeden Fall behalten kannst, auch wenn du dein Arbeitsverhältnis vorzeitig beendest"[189]. Heutzutage gehört ein Handy für dieselben Jobs einfach dazu, eine unbezahlte Selbstverständlichkeit, wie auch Herr A. (Int. Nr. 2-I, S. 13) schildert, der in Elektrogroßmärkten den Point of Sale mit Werbematerialien der einzelnen Produkte ausrüstet. Telefonische Erreichbarkeit gehört heute zur beruflichen Verfügungsgewalt. Sie entwickelte sich von einem Lohnbestandteil hin zum freiwilligen Entgegenkommen. Es ist nachvollziehbar, darin eine Form der freiwilligen Selbstunterwerfung zu sehen, wie es die 'GouvernementalistInnen' tun, weil es an der herrschaftsvermittelten Art der Subjektivierung liegt, die in der „gleichzeitigen Individualisierung und Totalisierung durch moderne Machtstrukturen besteht" (Foucault 1987, S. 250). Unter Subjektivierung sind jene Prozesse zu verstehen, die dazu führen, dass sich Menschen selbst als Subjekte wahrnehmen: „Es ist eine Machtform, die aus Individuen Subjekte macht." (Foucault 1987, S. 246).

Erreichbarkeit als 'Regierungstechnik' zu verstehen heißt, diese ökonomischen Fremdführungstechniken mit subjektiven Selbstführungstechniken zusammenzuführen. Dies ist der Knackpunkt zum Verständnis der Gouvernementalität, also, dass Regierungstechniken eine – in diesem Falle neoliberale – politische Rationalität ausbilden und dabei auf ein Set von Fremd- und Selbsttechnologien zurückgreifen. Das Konzept der Gouvernementalität erlaubt es, soziale Beziehungen unter dem Blickwinkel der Menschenführung zu analysieren und das Untersuchungsinteresse auf die systematischen Beziehungen zwischen Macht und Subjektivität, Herrschaftstechniken und 'Technologien des Selbst zu fokussieren. „Unter Gouvernementalität verstehe ich die Gesamtheit, gebildet aus den Institutionen, den

[189] So bewarben noch 2003 der Wiener Frühstücksservice und auch das Telekom-Unternehmen Tele2 ihre Promoter-Jobs (siehe Anhang E, S. 360).

Verfahren, Analysen und Reflexionen, den Berechnungen und den Taktiken, die es gestatten, diese recht spezifische und doch komplexe Form der Macht auszuüben, die als Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als Hauptwissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive hat“ (Foucault 2000, S. 64f.).

Die dominante Regierungsrationalität der Gegenwart ist die neoliberale Gouvernementalität. Bereits 1978/79 beschrieb Foucault den neoliberalen ‘Regierungsstaat‘ (vgl. Foucault 2006, S. 300f.). Seine Diagnosen zeugen von Weitsicht und Analyseschärfe, indem er bereits in den Anfängen dieses gesellschaftspolitischen Wandels die Ökonomie als gesellschaftspolitische Leitdisziplin erkannte, die als Denk- und Wahrnehmungsform, als Herrschaftspraxis und Kritikform auftritt[190]. „Und dieser Regierungsstaat, der sich wesentlich auf die Bevölkerung stützt und sich auf die Instrumente des ökonomischen Wissens beruft und davon Gebrauch macht, entspräche einer durch die Sicherheitsdispositive kontrollierten Gesellschaft“ (Foucault 2000, S. 66). Dennoch bleibt das Konzept der Gouvernementalität unsystematisch, bruchstückhaft, handelt es sich bei den Texten um Transkripte von Foucaults Vorlesungen am Collège de France. Deshalb erheben die ‘Governmentality studies’ den Anspruch, „das von Foucault entwickelte Instrumentarium für eine Analyse aktueller gesellschaftlicher Umbrüche fruchtbar machen [zu] wollen“ (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, S. 9).[191]

Grundsätzlich versteht man unter regieren die reflektierte Einflussnahme auf das Verhalten von Menschen. Der Begriff ‘Regierung‘ ist zentral für die Gouvernementalität, weil dieser die Zentrifugalkräfte Macht, Wissen und Subjektivität miteinander verknüpft. Die seinem Frühwerk entgegengebrachte Kritik, nicht zwischen Macht und Herrschaft zu unterscheiden, arbeitete Foucault im Gouvernementalitätskonzept auf, ohne sein totalitäres aber produktives Verständ-

[190] Paradoxerweise wird ein Großteil der Neoliberalismuskritik ökonomisch argumentiert (etwa mit sinkender Kaufkraft) was wiederum die Macht des Ökonomie-Dispositivs bestätigt (vgl. Lemke in Müller/Reichert 2001, S. 27).

[191] Behandelt werden Transformationsprozesse der Gegenwart aus dem Blickfeld einer *Ökonomisierung des Sozialen* (vgl. Bröckling, Krasmann/Lemke 2000). Erforscht wird das Wechselverhältnis staatlicher Politiken und individueller Normierung, verstanden als Ausdehnung marktbezogener Logik auf alle Lebensbereiche. Daraus ergeben sich vielfältige Analysefelder, insbesondere Analysen von Programmatiken, wie zum Beispiel: Managementliteratur (vgl. Bröckling/Krasmann/Lemke 2000), Unternehmenskulturen (vgl. Opitz 2004), Armutspolitik (vgl. Pieper 2003) und Soziale Arbeit (vgl. Anhorn/Bettinger/Stehr 2007).

nis von Macht aufzugeben. Neoliberalismus in diesem Verständnis ist eine Form der Regierung und eine Denkweise, die sich auf die politische Ökonomie als dominante Wissensform bezieht (vgl. Foucault 2006, S. 52) und sich eines Vokabulars der Freiheit bedient (z.B. Eigenverantwortung, Selbstbestimmung, Wahlfreiheit), um die Subjekte anzuleiten, sich selbst zu führen. „Der Neoliberalismus ersetzt ein begrenzendes und äußerliches durch ein regulatorisches und inneres Prinzip: Es ist die Form des Marktes, die als Organisationsprinzip des Staates und der Gesellschaft dient“ (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, S. 15).

Die neoliberale Gouvernementalität bildet den Ausgangspunkt, um darin die Mobiltelefonie als Regierungstechnik mehrfach zu verankern. Selbstführungstechniken spannen den Rahmen auf, um die Produktion von Subjektivität innerhalb von Arbeitsbedingungen zu beschreiben und zu analysieren. Ziel ist es, theoretische Zusammenhänge aufzudecken, um die empirische Analyse der Handynutzung um eine machttheoretische Perspektive im Foucaultschen Sinne zu erweitern. Mein Anliegen ist es, alltägliche Phänomene im Umgang mit dem Handy, die sich nicht durch ein funktionalistisches Nutzungsschema erklären lassen, erfassen zu können. Dazu gehört eine Art ’Hörigkeit’[192], da das Handy bei vielen Menschen einen Handlungsimperativ auslöst. Dies kommt auch in den Interviews zum Ausdruck: Herr P., ehemaliger Netzwerkadministrator (Int. Nr. 14-II, S. 167), war schon einmal ‘Sklave‘ seines Handys, Frau L. (Int. Nr. 8-I, S. 92) hält sich für eine „sehr eigenständige Sklavin“ und Frau A. fühlt sich als Sklave der Maschine, wenn ihr jemand auf der Mobilbox nur die Nachricht hinterlässt „Ruf mich zurück“ (Int. Nr. 1-IV, S. 12). Zum Verständnis ist es hilfreich zu wissen, dass Selbst-Beziehungen als Prozesse der Subjektivierung für Foucault in Kontrollstrategien eingebunden sind. Kontrolle ist hier nicht im Sinne von Überwachung, sondern in der englischen Wortbedeutung von ‘control‘ – lenken, steuern zu verstehen. Medien bzw. Computerisierung[193] übernehmen Kontroll- und Überwachungsaufgaben, die zuvor Stechuhr und Vorarbeiter übernommen haben (vgl. Heath 2005, S. 56f.). Arbeitet

[192] Natürlich ist Münker (2000, S. 186) zuzustimmen, dass man nicht jeden Anruf als Hörigkeit interpretieren darf. Die Hörigkeit, die ich hier meine, liegt auf diskursiver Gesellschaftsebene, die „Anrufbarkeit in Abrufbarkeit“ verwandelt (Schandl 1997, S. II).

[193] Diese Überwachungspraktiken sind nicht unmittelbar erkennbar, z.B. Mails per Blind Carbon Copy (BCC) zu versenden, bzw. negative Mails weiterzuschicken, Internet-Adressen mitzuprotokollieren. Daher wächst die Bedeutung von Selbsttechnologien im Sinne von Eigen-Überwachung, Selbstverantwortung (vgl. Heath 2005).

man mit Foucaults Machtverständnis, so stehen sich Erreichbarkeit und Verfügbarkeit nicht mehr als Gegensätze gegenüber, sondern greifen ineinander. „Tatsächlich ist das, was ein Machtverhältnis definiert, eine Handlungsweise, die nicht direkt oder unmittelbar auf die anderen einwirkt, sondern eben auf deren Handeln“ (Foucault 1987, S. 254). Es ist eine Machtstrategie, dass Herrschaft immer weniger als solche wahrgenommen wird, sondern vielmehr als Ergebnis eines ‘inneren Antreibers’ zu verstehen ist, wie es die Selbstmanagement-Literatur benennt (vgl. Kogler 2006, S. 80f.).

Zugleich bringt Erreichbarkeit aber auch mehr Autonomie, ermöglicht eine flexiblere Arbeitszeiteinteilung. Es liegt also an dem Individuum, seine Grenzen zu ziehen, zu entscheiden, welcher Anruf Priorität hat und welcher nicht. Es ist jene Art der Herrschaftstechnik, die im Modus der Freiheit operiert, wie Foucault neoliberale Gouvernementalität beschreibt. Das Mobiltelefon liegt an der Schnittstelle zwischen äußeren (Läuten/Erreichen wollen) und inneren (Abheben/Erreichbar sein wollen) Führungstechniken, an einem Punkt, an dem Autonomie und Kontrolle verschmelzen. Wer selbst nicht erreichbar ist, muss mit Vorwürfen rechnen („warum hast du ein Handy, wenn man dich nie erreicht?“) oder er/sie muss damit rechnen, dass auch der andere nicht mehr erreichbar ist. Wer sich der telefonischen Erreichbarkeitsnorm entzieht, endet schnell in der sozialen Isolation, dann heißt es „Du bist ja nicht erreichbar!“ wenn man einige Stunden das Handy nicht abhebt. Zusammenfassend besteht der sozialtechnische Charakter des Mobiltelefons darin, auf Veränderungen des sozialen Verhaltens abzuzielen, indem Individuen zur freiwilligen Kontrolle durch Erreichbarkeit angehalten werden.

Abschließend schlage ich vor, Erreichbarkeit als Dispositiv zu denken, was sich in der mäanderhaften Denkweise Foucaults folgendermaßen charakterisiert (1978, S. 119f.):

1. Das Dispositiv ist ein heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, wissenschaftliche Aussagen, reglementierende Entscheidungen, administrative Maßnahmen und Lehrsätze umfasst. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das die einzelnen Elemente verbindet. Es ist konstruktivistisch und epistemisch, weil es an historische Techniken des Sicht- und Sagbarmachens geknüpft ist.

2. Das Dispositiv ersetzt die Kausalität durch das Netzwerk (vgl. Jäger 2001, S. 74f.).
3. Es verfolgt einer strategischen Funktion, insofern es auf ein Problem bzw. einen konkreten historischen Notstand antwortet und zugleich Effekte desselben produziert.[194]

In den nächsten Unterkapiteln sollen gouvernementale Aspekte der Mobiltelefonie und der Mobilität beleuchtet werden. Dabei wird nach folgender Gliederung vorgegangen:

7.2.1 Selbstführungstechnologie: Mobil telefonieren

Zentral für das Verständnis von Gouvernementalität ist der Begriff der Selbstregierung, die auf Technologien des Selbst aufbauen, es bedeutet Regieren durch Individualisieren. Was die Machttechnologien auf Ebene des Staates und der Institutionen darstellen, sind auf individueller Ebene die 'Technologien des Selbst'. Es ist ein gouvernementaler Shift von den *Disziplinargesellschaften* des 18., des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts bis hin zur *Kontrollgesellschaft* von heute (Deleuze 1993, S. 254). Herrschaft wird nicht mehr über Disziplinierung, sondern über Selbststeuerung ausgeübt. Die Bevölkerung wird regiert, indem Subjekte adressiert werden, von denen Selbststeuerung und Eigenverantwortlichkeit eingefordert und denen im Gegenzug Autonomie und Freiheit zugestanden wird. „Unter neoliberalen Bedingungen gerät die Freiheit zunehmend zu einer Technologie. Wenn die Rede von der neoliberalen Gouvernementalität Sinn machen soll, dann nur, wenn man sie als eine Regierungsweise versteht, die die Macht der 'Beauftragten' eher als die mutmaßlichen 'Quellen' der Macht zu aktivieren sucht, seien diese 'Beauftragten' nun Ärzte, Manager oder was auch immer." (Osborne 2001, S. 15).

Ziel der Technologien des Selbst ist es: „Individuen [zu] ermöglichen, mit eigenen Mitteln bestimmte Operationen mit ihren Körpern, mit ihren eigenen Seelen, mit ihrer eigenen Lebensführung zu vollziehen, und zwar so, dass sie sich selber

[194] Zur Erläuterung verweist Foucault auf das Dispositiv der Inhaftierung. Es wurde als wirksames Mittel gegen Kriminalität angewandt, mit dem Effekt, dass Milieus der Delinquenz entstehen. Und dem Gefängnis kommt die Aufgabe zu, die Delinquenz professionell durch Konzentration und Filterung zu verwalten (vgl. Foucault 1976, S. 12).

transformieren, sich selber modifizieren und einen bestimmten Zustand von Vollkommenheit, Glück, Reinheit, übernatürlicher Kraft erlangen“ (Foucault 1984, S. 32). Was hier ein wenig esoterisch klingt, ist der Versuch, mit dieser Begrifflichkeit möglichst viele Lebensbereiche abzudecken, um dadurch vielfältige Praxen der Formung und Ausgestaltung von Subjektivität zu ermöglichen. Dies reflektieren auch die Beiträge der Gouvernementalitätsstudien, die etwa Körperpraktiken wie zum Beispiel Wellness (vgl. Duttweiler 2005) analysieren. Körperpraktiken als Selbsttechnologien zu analysieren, spiegelt sich auch im Umgang mit dem Handy wider. Der Diskurs über die Schädlichkeit von Handys schlägt sich in individuellen Handhabungen nieder, zum Beispiel, wenn das Handy nicht am Körper getragen (vgl. Int. Nr. 6-I) und keinesfalls in den Kinderwagen gelegt wird (ebda, S. 78) „Diese Technologien des Selbst haben wesentlich zu den Ideen von Subjektivität in der jeweiligen Epoche beigetragen. Unter dieser Perspektive erweist sich das Subjekt als symbolisches Konstrukt, in seiner konkreten Ausprägung immer auch abhängig von den je gewählten bzw. gesellschaftlich verfügbaren Strategien der Selbst-Inszenierung und Selbst-Kreation" (Becker 2000, S. 19). Der Zeitgeist von Selbsttechnologien wird besonders in dem Beitrag von Thomas Waitz deutlich (vgl. 2007, S. 221ff.), der die populäre Selbstmanagement-Methode von David Allen ‘Getting Things Done’ untersucht. Das Grundprinzip beruht darauf, dass alle Aufgaben, egal ob privater oder beruflicher Natur, aufgelistet und in einem speziellen Notationssystem festgehalten werden. „Es stellt ein Set geregelter Prozeduren dar, über die das Applikationsfeld ‘Alltag’ fortlaufend strukturiert und normalisiert wird“ (Waitz 2007). Das oben angeführte Glück, das dabei der Einzelne erfährt, beschreibt ein User in einem Blog eindrücklich: „The central idea is to change your habits so that you are automatically more organized; you always know, what things you have to do next. You stop forgetting things, you find yourself with more time for fun because your’re better at doing things in their allotted time, and your life becomes a compartmentalized list of projects and files“ (ebda). Es zeigt, wie Selbsttechnologien in Wissen-Subjektivitäts-Arbeits-Beziehungen der postfordistischen Gegenwart eingebunden sind. Sie erhalten so große Bedeutung, weil sie privat und beruflich ineinander verschränkt die neoliberalen Tugenden der Selbstverantwortlichkeit und Lebensoptimierung ausüben. Die Aufgabe dieser Technologien ist die Integration widersprüchlicher Innerlichkeiten und Anforderungen, die konstruktive Selbstverhältnisse hervorbringen. Foucault

entwickelt damit einen Gedanken seines Frühwerks weiter: Das Individuum stehe nun nicht mehr der primär repressiven Macht ohnmächtig gegenüber, sondern trage mittels Selbstnormierung zu einem konstruktiven Umgang mit der Macht bei.

7.2.2 Mobile Sicherheit und das Sicherheitsdispositiv

Das Sicherheitsdispositiv nimmt in Foucaults Werk einen zentralen Stellenwert ein, unter anderem weil es ihn zur Konzeption der Gouvernementalität veranlasst (vgl. Foucault 2000, S. 41). Innerhalb der Regierungsrationalität übernimmt das Sicherheitsdispositiv wichtige regulierende und gestalterische Funktionen. Anwendungsbereiche des Sicherheitsdispositivs finden sich im Alltag vielfältig wieder: zum Beispiel die 'freiwillige' Videoüberwachung ganzer Wohnviertel (Gated Communities), der Mutter-Kind-Pass als Kontrolltechnologie im Namen der Gesundheit, die Anschaffung eines Autos mit Airbag, oder wenn man einem/r SchülerIn ein Handy schenkt, um 'für alle Fälle' erreichbar zu sein. Diese 'elektronische Leine' erweist sich zweifach als gouvernementale Haltung[195]: Zum einen fördert sie eine relativ frühe Mobilität des Kindes, ohne dass diese sich dadurch dem elterlichen Kontrollpotenzial entziehen, zum anderen ermöglicht es den Eltern auf die Autonomiebedürfnisse des Kindes ohne allzu großes 'Risiko' einzugehen. Die Raffinesse dieses Arrangements und sogleich die Verankerung im Sicherheitsdispositiv besteht in der Aufrechterhaltung des imaginierten Bedrohungsszenarios, das etwa bei Kindern darin besteht, den Pöbeleien anderer Jugendlicher bzw. gewalttätigen oder sexuellen Übergriffen schutzlos ausgeliefert zu sein.

Das Sicherheitsdispositiv hilft zu verstehen, wie diese 'gefühlte Sicherheit' zustande kommt. Indem medial dokumentiert wird, Adam Burgess erkennt darin gezielte PR-Strategien (vgl. Burgess 2004, S. 8), wie viele Menschen aus Bergnot, misslichen Situationen etc. mittels Handy 'gerettet' wurden, vermittelt das Handy ein Gefühl der Sicherheit. Das Sicherheitspositiv beruht nicht auf einer Kontrolle der Kriminalität, die Kontrolle und Dokumentation *potenzieller* Kriminalität vermittelt ein Gefühl von Sicherheit, wie Foucault es historisch an der Einführung der Polizei im

[195] Dieser Logik entspricht das „Disney Mobile", dass der Unterhaltungskonzern Disney im Juni 2006 auf dem Markt brachte. Es bietet GPS-Ortung und Restriktionen bei dem Downloaden sexueller Bild- und Textnachrichten (quasi ein Porno- und Gewalt-Filter), also Telefonieren mit Überwachungs- und Zensurschutz.

16. Jahrhundert dokumentiert (vgl. Foucault 2004, S. 449f.). Foucault bringt damit eine neue Betrachtung von Delinquenz ein, indem er Kriminalität nicht unter dem Aspekt der Vermeidung untersucht, sondern als faktische, berechenbare, kalkulierbare Größe (vgl. Foucault 2004, S. 19). Das Sicherheitsdispositiv ist ein historisch entwickelter Regelmechanismus, um potenziell deviantes Verhalten der Bevölkerung zu regulieren, zu steuern. Dies erfolgt über folgende Strategien:

- kriminelles Verhalten wird in ein Ensemble von Wahrscheinlichkeiten gestellt
- der herrschaftliche Blick ist der Blick der Kostenkalkulation
- statt Ge- und Verbot, die die Grenzen des Akzeptablen definieren, werden Mittelwerte und Normen festgelegt. (vgl. Foucault 2004, S. 17ff.)

„Das Gesetz verbietet, die Disziplin schreibt vor, und die Sicherheit hat […] die wesentlich Funktion, auf eine Realität zu antworten, so daß diese Antwort jene Realität aufhebt, auf die sie antwortet – sie aufhebt oder einschränkt oder bremst oder regelt. Diese Steuerung im Element der Realität ist, denke ich grundlegend für die Sicherheitsdispositive“ (Foucault 2004, S. 76). Foucault (ebda) sieht im Sicherheitsdispositiv eine zentrale Formierung, wie die Regierung auf konkrete Verhaltensweisen der Bevölkerung Einfluss nimmt. Diese Sicherheitsrationalität stellt den größten gemeinsamen Nenner gesellschaftlicher Interessen dar, führte im 16. Jahrhundert zur Einrichtung des Polizeiapparats, im 18. Jahrhundert zur Etablierung eines Verwaltungsapparats und im 19. Jahrhundert zur ‘Sozialtechnik’ Statistik.

Das Handy ist eine mobile Sicherheitstechnologie, weil es das individuelle Bedürfnis nach ‘Safety’ im Sinne der persönlichen, ‘gefühlten’ Sicherheit mit dem Bedürfnis nach ‘Security’ verbindet. Das sind jene in Kapitel 6 beschriebenen Techniken der Notruftechnik, bei der Handys über eine Notfalltaste verfügen und dann direkt geortet werden können. Abschließend soll gezeigt werden, wie durch das Sicherheitsdispositiv Überwachungstechnologien in Alltagshandlungen wie Mobiltelefonieren und Autofahren übersetzt werden.

7.2.3 Disziplinierende Mobilität: Automobilität und Kontrolle

Mobilität als Selbsttechnologie zu denken, fügt sich in das Grundkonzept neoliberaler Gouvernementalität ein. Dieser Zugang ist ein Puzzlestück, um das facetten-

reiche Bild der Beziehungen zwischen räumlicher und kommunikativer Mobilität zusammenzusetzen. Intensiviert fortgeführt wird es im nächsten Kapitel, indem es Aspekte aus dem regulationstheoretischen Kontext verwendet, um technologische Strukturähnlichkeiten zwischen Fordismus und Postfordismus aufzuzeigen. Jeremy Packer (2003) zeigt, wie man Mobilität als disziplinierende Techniken verstehen kann, am Beispiel der US-amerikanischen Automobilität. Die automobile Freiheit wird mit den Diskursen über (Fahr-)Sicherheit verknüpft und macht im Sinne der Gouvernementalitätsstudien Mobilität zur Regierungstechnik, indem durch die Einbeziehung des Sicherheitsdispositivs 'Wahrheitsprogramme' über die 'richtige Form' der Autonutzung entstehen, wobei Führerschein und Versicherungspolizze als disziplinierende und kontrollierende Techniken fungieren. Es ist eine Form der 'Aktivitätskontrolle', womit die vielfältigen Verkehrsregelungen gemeint sind. Über ein komplexes System von Tankstellen, Verkehrstrainings und Reparaturwerkstätten etc. wird die gewünschte Effektivität der Automobilität gewährleistet. Gezielt werden Gruppen, die sich dem Diktat der disziplinierenden Mobilität nicht unterwerfen wie zum Beispiel AutostopperInnen, marginalisiert, kriminalisiert oder als bedroht dargestellt (vgl. Packer 2003, S. 152). Denn disziplinierende Mobilität ist eine Voraussetzung für die neoliberale Transformation der Gesellschaft, für das Funktionieren des Kapitalismus in dieser Form. Mobilität funktioniert dabei als Norm (ebda, S. 142f.).

„Da es dem König aber wenig gefiel,
daß sein Sohn, die kontrollierten Straßen verlassend,
sich querfeldein herumtrieb,
um sich selbst ein Urteil über die Welt zu bilden,
schenkte er ihm Wagen und Pferd.
›Nun brauchst Du nicht mehr zu Fuß gehen‹, waren seine Worte.
›Nun darfst Du es nicht mehr‹, war deren Sinn.
›Nun kannst Du es nicht mehr‹, deren Wirkung.
(aus: *Kindergeschichten*, Anders 2002/1956, S. 97)"

Im Jargon der Sozialtechnik Marketing zählen Auto und Handy zu den Techniken der Freiheit, die widersprüchlicherweise in vielfältige Kontrollzusammenhänge eingebunden sind. So steht nachfolgende Nokia-Presseaussendung für viele mobile

Werbebotschaften: „Today, wireless telephone provides […] the freedom to communicate – whenever they want**,** wherever they want" (Meyerson 2001, S. 19). Dieses Zitat bringt die widersprüchlichen Botschaften rund um das Mobiltelefon zum Vorschein, nämlich einerseits immer in Verbindung zu stehen und andererseits die Idee der individuellen Freiheit. Scheinbar aufgelöst wird dieser Widerspruch, indem das Mobiltelefon Kontrolle über die Kommunikation anbietet. „At heart, the mobile concept is about being in control – as a separate and distinct individual" (Meyerson 200, S. 20). Eine ähnliche Repugnanz ist auch für das Auto feststellbar, so soll es individuelle, sichere Mobilität gewährleisten, führt aber zu Unfällen und Staus. Man verkenne das Auto, glaubt man den mobilen Versprechen von Individualität und Freiheit, von Autonomie und Allbeweglichkeit, meint Fabian Kröger, weil Automobilität zum einen zunehmend Überwachung und Kontrolle des Verkehrs bedeute, zum anderen, durch die technologische Mutation des Autos, auf eine fahrtechnische Zähmung hinauslaufe (vgl. Kröger 2004, S. 161). Deshalb der Untertitel seines Beitrags: *Zähmung und Unterwerfung von Auto und Selbst* (ebda). Aber welche Widerspenstigkeiten müssen Auto und Selbst aberzogen werden? Ist die 'alte Mythologie' des Autos konnotiert mit Abenteuer, Freiheit, Geschwindigkeit und Gefahr, so ist die 'neue' Mythologie die Utopie eines unfallfreien Verkehrs. Diese Wende lässt sich gut mit Gabriele Michalitsch (2006) Buchtitel beschreiben: *die neoliberale Domestizierung des Subjekts:* von den Leidenschaften zum Kalkül. Das autofahrende Individuum ist ein in Radarfallen tappendes Subjekt, das sich durch die finanziell sanktionierenden Maßnahmen der Verkehrsordnung unterwirft; oder die „verlorene Moral des Fahrers wird an den Sicherheitsgurt delegiert", wie es Bruno Latour (1996, S. 30) in seinem Aufsatz über den Sicherheitsgurt schreibt. Zwischen Subjekt und Automobil etabliert sich eine neue Aufgabenteilung, indem die Fahrenden sorgloser werden und die Wagen intelligenter, wodurch das „Automobil zum *Hetero*mobil" wird, (vgl. Latour 1996, S. 32f.).

Dies sind einige Beispiele dafür was Gilles Deleuze als Wandel von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft benennt (vgl. 1993), was einprägsam Tempolimit-Überwachungssysteme wie die Section Control reflektieren. Der Paradigmen-Wechsel besteht in der Überwachung aller Autos, statt nur in der Erhebung der Fahrzeuge, die das Tempolimit überschreiten. Im Namen der Unfallprävention ge-

wöhnt man die Menschen an Überwachungstechnologien und so wird „Der Verkehr zum Einfallstor für den Polizeistaat“ (Kröger 2004, S. 162). Wie im Namen der Sicherheit das Mobiltelefon zur Erhebung von Lokalisierungsdaten eingesetzt wird, derzeit noch auf Abruf, aber bereits geplant als Datenvorratsspeicherung, habe ich bereits in Kapitel 2.1 thematisiert.

In sogenannten Fahrer-Assistenzsystemen fusionieren Auto und Mobiltelefon im Dienste des Ziels unfallfreien Fahrens. Dabei werden via GPS Informationen der Fahrzeugelektronik, wie etwa Fahrgeschwindigkeit, Tankfüllung, Bremsflüssigkeit oder Außentemperatur kombiniert[196]. Motorola entwickelt unter dem vielsagenden Namen „Digital DNS“ ein System, das den Fahrenden – via dem in der Windschutzscheibe eingebauten Display – signalisiert, wenn das vorausfahrende Fahrzeug bremst, wodurch Auffahrunfälle reduziert werden sollen (vgl. Kröger 2004, S. 164). Neben der Regelung des individuellen Fahrverhaltens wird unter dem Begriff Telematik, die Steuerung aller VerkehrsteilnehmerInnen angedacht. Etwa durch Stauwarnungen, die direkt an das GPS-System im Auto ergehen, erhoffen sich Experten eine Erleichterung der Lenkung der Verkehrs-Ströme. Der Einsatz von Telekommunikation und Informatik im Fahrzeug zählt daher zu den erwartungsstarken Zukunftstechnologien, um das Verkehrsaufkommen bewältigen zu können.

Mit dem Argumentationsinstrumentarium der Regulationstheorie werden im nächsten Kapitel die gesellschaftlich-politischen Rahmenbedingungen der Entwicklung der beiden Leittechnologien Auto und Handy im Fordismus/Postfordismus vorgestellt.

[196] Die Navigationssysteme sind sogar so intelligent, dass man damit Frauen ins Bett bekommt (siehe Anhang F, S. 361).

8. „Auf dem Laufenden sein“: Zur Verbindung von Kommunikation und Mobilität

„Handy und Auto formen unsere Welt“
(Agar 2004, S. 10)

Ausgangsbasis für die Idee zu diesem Kapitel bildeten zunächst Gespräche mit Menschen über ihre ‘Beziehung’ zu ihrem Handy. Sätze wie „Ohne mein Handy könnte ich nicht leben“, irritierten mich, weckten in mir neue Assoziationen. Denn der einzige technische Gebrauchsgegenstand, der mit einer derart gefühlsintensiven wie existenziellen Sprechweise beschrieben wird, ist das Auto. Nach der Exploration der Gespräche erfolgten Vorgänge der Recherche und des Begriffs-Clusterings, um die Strukturähnlichkeiten zwischen Auto und Handy abzubilden. Bereits zuvor boten postfordistische Theorien Ansätze, um die Zusammenhänge zwischen makroökonomischen Transformationsprozessen und der Entwicklung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien zu verstehen. Dadurch geriet die Dynamik zwischen räumlicher und kommunikativer Mobilität immer mehr in den Blick und sollen in diesem Kapitel zur tragfähigen ‘Karosserie’ ausgebaut werden, um Technik-Subjekt-Beziehungen im Vergleich zwischen Auto und Handy untersuchen zu können. In Kapitel 8.3 steigen dann die ‘FahrerInnen’ ein und beschreiben, wie sie ihr Handy im Auto nutzen und wie sie die Möglichkeit/Notwendigkeit, räumlich mobil zu sein mit der Erreichbarkeit mittels Handy verbinden.

Sozusagen im SMS-Stil werden Eckpunkte der Entwicklungsgeschichte des Autos mit der Entwicklung des Mobiltelefons in Beziehung gesetzt jeweil mit Perspektive auf wirtschaftlichen Wandel und Veränderungen der Lebensführung. Die zusammengestellten Materialien konzentrieren sich auf die These: War das Auto für das 20. Jahrhundert der Motor für sozialen und wirtschaftlichen Wandel, sind es im 21. Jahrhundert die (internetfähigen) Kommunikationstechnologien.

Das Auto erlaubt Rückschlüsse auf die interdependenten Zusammenhänge von räumlicher und kommunikativer Mobilität auf gesellschaftliche dominante Lebensweisen. Was waren die Gründe für den steigenden Automobilismus? Worin beste-

hen Analogien zur Verbreitung des Mobiltelefons? Welche sozialen Aneignungsprozesse begleiteten die Automobilisierung und wie sind diese vergleichbar mit der Veralltäglichung des Mobiltelefons? Was bedeutet die räumliche und kommunikative Mobilisierung des Einzelnen für die in Kapitel 4.1 diskutierte Konzeption des ‘unternehmerischen’ Selbst? Aufgabe ist es zu zeigen, dass beide Artefakte als Ich-Erweiterung fungieren, übernehmen sie, doch beide bedeutsame Integrationsfunktionen im beruflichen wie privaten Alltag.

8.1 Zur Strukturähnlichkeit von Auto und Handy

Mittels einer begrifflichen, techniksoziologischen wie nutzungsorientierten Suchbewegung werden grundlegende Ähnlichkeiten erarbeitet.

8.1.1 Zur begrifflichen Annäherung an das Auto als Ich-Erweiterung

Über den Medienbegriff erschließen sich die theoretischen Gemeinsamkeiten zwischen dem 90 g leichten Mobiltelefon und dem 1.500 kg schweren Auto. Erste Grundlage bietet der raumüberwindende Charakter der Nachrichten- und Kommunikationstechnik: Bevor es Handy, Internet und Fernsehen gab, sorgten Brieftaube und Postkutsche für die Nachrichtenübermittlung. Für Paul Virilio stellen die Entwicklungsstufen der Medienentwicklung zugleich Schritte in der menschlichen Zivilisation dar. Er unterscheidet vier Epochen der Geschwindigkeitsentwicklung, beginnend mit der prähistorischen Zeit, wo er in der Frau, vor Pferd und Schiff, das erstes Transportmittel sieht. „Die erste Freiheit ist die Bewegungsfreiheit, die die Last-Frau dem Jagd-Mann verschafft, aber diese Freiheit ist keine ‘Freizeit’, sondern eine Fähigkeit zur Bewegung, die zu einer Fähigkeit zum Krieg, jenseits der primitiven Jagd wird" (Virilio 1978, S. 76).[197] Im 19. Jahrhundert revolutionieren Eisenbahn, Auto und Flugzeug die Geschwindigkeit, die Telegrafie wird zum ersten raumüberwindenden Echtzeit-Medium. Im späten 20. Jahrhundert reduzieren die elektronischen Übertragungsmedien (Telefon, Fernsehen, Internet) den Raum, der Raum verschwindet (vgl. Virilio 1978, S. 27). Virilio ist der Meinung, dass diese Geschwindigkeit bereits zu schnell sei für die menschliche Wahrnehmung, weshalb der Mensch Prothesen benötige, um mit diesem Tempo mitzuhalten. Die

[197] Das Zitat formuliert Virilios Grundgedanken, Geschwindigkeit mit Krieg zu verbinden, ein Leitmotiv der ‘Dromologie’, der Wissenschaft von der Geschwindigkeit, die sich sprachlich von dem griechischen Wort «dromos» (laufen, Wettlauf) ableitet (vgl. Virilio 1978, S. 20).

technischen Prothesen des Menschen (wie Autos, Rolltreppen, Fahrstühle) bremsten die körperlichen Aktivitäten (ebda, S. 38), doch je unabhängiger der Mensch von physischer Bewegung werde, desto paralysierter werde er. Dies führt zum Paradox der Geschwindigkeit: „rasender Stillstand“. Die Bewegungslosigkeit überreize den postmodernen Menschen, und die Techniken der Teleaktion in Echtzeit bereite die Abschaffung des Körpers vor (vgl. Virilio 1997, S. 122). Daran schließe die vorerst letzte Stufe der Geschwindigkeitsentwicklung an, die in der Revolution der Transplantationstechniken bestehe (vgl. Virilio 1993), denn die Geschwindigkeit erfordere eine Erweiterung der menschlichen Wahrnehmungsmatrix. Man mag an Virilio kritisieren, was auch auf viele andere postmoderne Theoretiker, wie etwa Flusse, zutrifft, vage bis wirr zu schreiben, eklektizistisch zu argumentieren (vgl. z.B. Becker 2002, S. 146), dennoch stellt er die Verbindung von Medien und Mobilität gut her. Auch ob sich Fahr-Übelkeit tatsächlich auf Desorientierung zurückführen lässt, als eine „Wirkung der Depersonalisierung“ zu verstehen ist (Virilio 1978, S. 36), mag besser die Medizin entscheiden, aber dass Mobilität Selbstwahrnehmung und Selbstverständnis des Einzelnen prägen, ist gewiss. Eine Rückbindung an den Einzelnen, das Individuum, das Subjekt legt auch der Begriff des Autos nahe, weil der griechische Wortteil ‘auto’ ‘selbst’ bedeutet. Das Auto als das, Selbst-Bewegende, inszeniert in Gestalt des Götterwagens, transportiert so die „Automobilität als Wunschbild des Selbst“ (Treusch-Dieter 2004, S. 81–82). Umgangssprachlich spricht man ja öfter vom ‘Fetisch Auto’, also von einem magischen Gegenstand. So beschreibt der Journalist Tom Levine in seinem kurzweiligen Buch *Planet Auto* die Inbetriebnahme seines neuen Wagens: „Warum Autofahren göttlich und die Fernbedienung hilfreich ist“ (Levine 2009, S. 23). Die Fernbedingung unterstreiche die unsichtbare (göttliche) Hand, erhöhe den individuellen Machtfaktor der Bedienung (ebda, S. 25).

Im Fetischcharakter zeigen sich überraschende Ähnlichkeiten zwischen Auto und Mobiltelefon: Besteht bei dem einem die Magie in der unbeschwerten Mobilität, liegt es bei dem anderen in der mühelosen Erreichbarkeit. Es scheint legitim beide Artefakte als Ich-Erweiterungen zu verstehen. Bei sehr schnellem Fahren vermittelt das Auto sogar ein körperliches Gefühl dieser Ich-Haftigkeit. „Das Auto wird dann Teil des eigenen Körpers, und der Körper erfüllt sich mit Hochgenuss“ (ebda, S. 65).

Auch abseits philosophischer Betrachtungen stellt das Auto eine private Technik und ein Medium dar: „[…] *so ist das Auto die Verkörperung eines ‘Immer-zu-Hause-Seins’* (Anders 2002/1980, S. 86f.).[198] Das Auto gilt als mobiler Schutzraum der Privatheit (vgl. Heine et al. 2001, S. 116f.). Es erfüllt sehr private, persönliche Funktionen, dient als Behausung, Einkaufstasche, Rückzugsraum (vgl. Rapp 2006), es ist eine persönliche Maschine (vgl. Möser 2002). Gerade in Verbindung mit Musik im Auto eröffnet es einen persönlichen, intimen Raum mitten in der Öffentlichkeit, wie ein Teilnehmer einer Studie erläutert: „When I get in my car and turn on my radio I‘m at home. I haven’t got a journey to make before I get home. I’m already home” (Bull 2005, S. 55).

Das Auto gilt als Ich-Prothese, als mobiles Zuhause. Es vermittelt Privatheit und Sicherheit, beides Dinge, die wir auch beim Mobiltelefon festgestellt haben, nur wird das räumliche Zuhause durch kommunikative Erreichbarkeit ersetzt bzw. ergänzt. So gilt das Handy, mit einigen kulturspezifischen Ausnahmen sogenannter ‘Familienhandys’, als privat und persönlich. ‘Man’ hebt nicht am Handy eines Anderen ab, man geht da nicht ran.

Nicht nur Medien und Mobilität weisen Querschnittsmengen auf, auch in den Auswirkungen von Auto und Mobiltelefon auf soziales Verhalten bestehen Strukturähnlichkeiten. So ist die Veralltäglichung beider von Widerständen und sozialen Eruptionen begleitet. Beide Techniken setzen eine weitflächige, kostspielige Infrastruktur voraus, wobei der Staat wichtige Regulationsfunktionen einnimmt. Und bis sich die Menschen an diese Techniken gewöhnt haben, bedarf es einer Vielzahl formeller Regelungen sowie informeller Abstimmungen im sozialen Umgang. Der nächste Absatz beleuchtet diese Etappen am Beispiel des Autos und stellt Vergleiche zur technikgeschichtlichen Verbreitung des Handys an.

8.1.2 Gesellschaftliche Arrangements der Automobilisierung

In den Anfängen des Automobils sah man in dieser „Kutsche mit Petroleummotor“ (vgl. Merki 2008, S. 52ff.) zunächst ein Gerät für exzentrische Sportfreaks (vgl. Rapp 2006), das bei der Bevölkerung für Aufsehen und Verwunderung sorgte.

[198] Vielleicht liegt es an der Privatheit des Autos, dass etwa bei den Jugendunruhen in Paris gerade das Anzünden von Autos medial immer als besonderer Affront dargestellt wird.

Man sah im Auto eine „Fahrmaschine zum Flanieren“, „bewegliche Skulpturen“ oder genoss den Geschwindigkeitskitzel (vgl. Möser 2002, S. 12ff.), aber dass dies einmal ein alltägliches Verkehrsmittel werden würde, ahnte niemand. In Deutschland stieß die Motorisierung, gerade bei der Wohnbevölkerung von Durchzugsstraßen, auf große Ablehnung und Proteste, wie die Studie von Uwe Fraunholz (2002) belegt. Die Proteste richteten sich gegen den Herrschaftsanspruch des Autos, weil das schnellste und schwerste Fahrzeug die übrigen Verkehrsteilnehmer an den Rand drängte (vgl. Merki 2008, S. 58ff.). Die steigenden Zahlen an Autounfällen, Staub, Lärm und Gestank verlangten nach technischen und sozialen Regulierungen. Die Folgen waren die Durchsetzung von Tempolimits, die Einführung von Rechtsnormen bei Verkehrsunfällen, die Einführung der KFZ-Versicherung, sowie die Entwicklung besserer Straßenbeläge um die Staubentwicklung einzudämmen. Um die Wende vom Sportgerät zum Transportmittel zu vollziehen, die in Europa erst in den 1950er Jahren einsetzte, erkannte der Staat in der zunehmenden Besteuerung der Automobilisten[199] eine Strategie, um den Straßenausbau zu finanzieren sowie Staatseinnahmen zu lukrieren (ebda, S. 52ff.). „Wo sich der Verkehr seine Wege bahnt, ist der Staat nicht weit. Schließlich erfüllen Verkehr und Mobilität seit jeher wichtige politische gesellschaftliche und wirtschaftliche Funktionen, die kein Staat entbehren kann." (ebda, S. 97). Im Gegenzug entstanden Autofahrerklubs, die als Lobby für das Interesse an einer „Freien Fahrt für freie Bürger“ auftraten, und die staatlichen Aufgaben auf den Straßenausbau beschränken wollten, ansonsten aber automobile Selbstverantwortung einforderten (Möser 2002, S. 201f.). Mittels fiskalischer wie sicherheitspolitischer Maßnahmen agiert der Staat als Regulator und schafft die Grundlagen des automobilen Systems bestehend aus: Verkehrsmittelkomponenten (von der Autoherstellung bis zur Reparaturwerkstatt), Verkehrswegkomponenten (von der Autobahn bis zur Ampelregulierung), Organisationskomponenten (von der Verkehrspolizei bis zur Nachschulung), Nutzer- und Marktkomponenten (von Autozeitschriften bis zur Autowerbung) (ebda, S. 321).

Rufen wir uns kurz noch die in Kapitel 6 skizzierten Entwicklungen in der Verbreitung des Mobiltelefons in Erinnerung. Auch hier übernimmt der Staat wesentliche

[199] Nicht nur in der Frühphase waren, abgesehen von der legendären Bertha Benz, Automobilistinnen exotisch, sondern Autofahren galt bis weit in 1960er Jahre hinein durchwegs als Männervergnügen.

Aufgaben bei der Entwicklung der Telekom-Infrastruktur. Bei der Etablierung und Verbreitung der Informations- und Kommunikationstechnologien agieren nicht nur die einzelnen Nationalstaaten, sondern die Europäische Union als transstaatlicher Akteur. Über die IKT werden ökonomische Interessen der Marktliberalisierung mit politischen Interessen der europäischen Einigung verbunden. Auch hinsichtlich des Umgangs mit möglichen gesundheitlichen Risiken durch die Mobiltelefonie übernehmen sowohl die EU wie die einzelnen Nationalstaaten vielfältige Aufgaben: die Festlegung technischer Standards (wie GSM, UMTS), die Wettbewerbsregulierung, Richtlinien für das Errichten von Handymasten, Studien zur Gesundheitsgefährdung (vgl. Warnke 2008), Kennziffern zur Erhebung der Elektro-Smog-Belastung[200], pädagogische Schulprojekte, um Jugendliche auf den ‘richtigen’ Umgang mit dem Handy vorzubereiten (vgl. Bornand 2010). Auch die Kulturtechnik Autofahren durchlief einen gesellschaftlichen Gewöhnungsprozess, der ebenso wie die Handynutzung im öffentlichen Raum geprägt ist von sozialen Aushandlungsprozessen. Bringt man diese Dinge zusammen, erweisen sich Auto und Handy als politische Technologien, weil an der Kulturgeschichte dieser Artefakte ablesbar wird, wie über diese Techniken Ordnungs- und Gestaltungsfunktionen durchgesetzt wurden. Auf ideologiekritischer Ebene ließe sich mit den Worten Ivan Illichs vom ‘Klassencharakter’ der Automobilität sprechen: Denn wer wie schnell reisen kann, hänge davon ab, was er bezahlen kann (also wer sich schnellere Autos bzw. die Verkehrsstrafen leisten kann). Des Weiteren spricht Illich den staatlichen Steuerungseffekt an. „Die Förderung des Geschwindigkeitswahns ist zudem ein Mittel der sozialen Kontrolle. Der Verkehr in seinen verschiedenen Ausformungen verschlingt heute [gemeint sind die 1970er Jahre, B.B.] 23 Prozent der Bruttoausgaben der USA“ (Illich 1998/1975, S. 64).

Aber das Verhältnis Auto-Handy interessiert auch aus ökonomischer und ideentheoretischer Perspektive. An diesem Punkt greife ich auf Einsichten der Regulationstheorie zurück, indem ich das Leitobjekt des Fordismus, das Auto, dem Leitobjekt des Postfordismus, den Informations- und Kommunikationstechnologien, veranschaulicht am Handy, gegenüberstelle. Namensstiftend für die Regulationstheorie ist dabei die zentrale Forschungsfrage: Wie gelingt es einem strukturell krisenimmanenten Gesellschaftssystem wie dem Kapitalismus, immer wieder Stabilität,

[200] So indexieren die SAR-Messwerte die Strahlungsintensivität des Geräts.

oder zumindest gesellschaftlichen Konsens, herzustellen? Die Regulationstheorie wird hier selektiv, auf fragestellungsrelevante Bereiche beschränkt [201], wie die Rolle der Leittechnologie für die Entwicklung von Produktion und Konsumation und die Regulation der Lebensführung als Basis des jeweiligen Akkumulationsregimes. Dementsprechend eingeschränkt wird auch auf wenige Autoren verwiesen, die sich vor allem mit dem sogenannten Postfordismus beschäftigen (vgl. Jessop 2003; Candeias 2001).

8.2 Leittechnologien und Lebensweise: Fordismus/Postfordismus

Der Begriff der ’Leittechnologie’ soll nicht den Eindruck erwecken, dass im regulationstheoretischen Verständnis Technologien den zentralen Stellenwert einnehmen – sonst hieße es ja auch nicht Postfordismus, sondern zum Beispiel Sonyismus, Gatesismus oder Wintelismus[202] (vgl. Jessop 2003, S. 95). Der Begriff Fordismus hängt zwar zentral mit Produktions- und Arbeitsweisen, besonders der taylorisierten Arbeitsteilung zusammen, geht aber nicht darin auf. Da dem Postfordismus die Prägnanz eines einheitlichen Produktions-Paradigmas bzw. ’eines Akkumulationsregimes’ fehlt, schlägt Jessop vor von „wissensbasierter Ökonomie“ zu sprechen (ebda).

„Die Herausbildung eines neuen Akkumulationsregimes beginnt nicht mit technologischen Innovationen, die zwangsläufig gesellschaftliche Entwicklungen nach sich ziehen, sondern ist selbst ein gesellschaftlicher Prozess, der mit der Krise der vorangegangenen Entwicklungsweise seinen Anfang nimmt" (Candeias 2001, S. 154). Der Krise kommt in der Regulationstheorie eine gestalterische Funktion zu, weil sie zum Drehmoment veränderter Regulationsweisen wird und damit die Transformation eines Akkumulationsregimes ankündigt. Stark verknappt ausgedrückt geht aus der Krise der handwerklichen, semi-feudalen Produktionsweise Ende des 19. Jahrhunderts der Fordismus hervor, und der Postfordismus erklärt sich aus der Akkumulationskrise in den 1970er Jahren. Ob die Finanzkrise 2008 zu einer Krise des Postfordismus geführt hat, ist eine bislang wissenschaftlich we-

[201] Etwa auf die Rolle des Staates in der Regulationstheorie, der im Fordismus die Gestalt eines Wohlfahrtsstaats annimmt, damit maßgeblich zur Gestaltung der Geschlechterverhältnisse beiträgt und somit Subjektivierungsformen beeinflusst, kann hier nicht näher eingegangen werden.

[202] Die Wortschöpfung setzt sich aus Windows und Intel zusammen.

nig untermauerte Diagnose, ist also derzeit eher noch als relativ randständige journalistische Meinung anzusehen.

Grundlage für das Verständnis des Fordismus bieten die Schriften des italienischen Kommunisten und Theoretikers Antonio Gramsci, der mit dem Begriff der Hegemonie das Zusammenspiel von Produktions- und Lebensweise erklärt (Gramsci 1999/1934, S. 2084f.). Darin beschreibt er, wie über die (finanzielle) Stabilisierung der Familie, durch Disziplinierung der Sexual- und Genussbedürfnisse jener Arbeitertypus geschaffen wird, der die automatisierte, taylorisierte Arbeit in der Fabrik erträgt. Der Konsum, seien es Produkte der Kulturindustrie oder eben die Anschaffung eines Autos, ist das Versprechen an die Arbeitenden. „Fordismus funktioniert nur, wenn Produktions- und Reproduktionsbereich über den Lohn wirksam verschränkt werden“ (Lüscher 1988, S. 42). Der Schweizer Philosoph Rudolf Lüscher schlägt zwar eine begriffliche Trennung von Betriebsfordismus und sozialem Fordismus vor, hält sie aber für unwichtig, denn: „Die fordisierte Fabrik erscheint als Sozialisationsagentur für den fordisierten Konsumenten“ (Lüscher 1988, S. 42). Natürlich ‘erfindet’ der Fordismus weder Massenproduktion noch Massenkonsum, aber er begreift sie als interdependentes, konstitutives Verhältnis und verankert sie in der Regulation der Lebensführung.

Eine schematische Darstellung der wichtigsten Unterschiede ist auf der Folgeseite ersichtlich.

Arbeitsverhältnis	Fordistisch	Postfordistisch
Produktion	Industrielle Massenproduktion	Flexible Spezialisierung
Arbeitstypus	Verberuflichte ArbeitnehmerIn	ArbeitskraftunternehmerIn
Arbeitszeit	fest geregelt; Normalarbeitstag ‘9 to 5’	Unterschiedl. Zeitvereinbarungen: Kern-, Gleit-, und Vertrauensarbeitszeiten
Arbeitsform	Normalarbeitsverhältnis	Atypisch: Voll- und Teilzeit, freie Dienstnehmer u.v.m.
Arbeits-organisation	Hierarchisch, geplant und vorgegeben (Taylorismus)	Teamwork; Selbstorganisation
Führungsstil	Autoritär	Kooperativ
Staat	Staatliche Wirtschaftslenkung, Wohlfahrtsstaat	Privatisierung, ‘Flexicurity`
Interessens-vertretung	Gewerkschaft, Sozialpartnerschaft	Vertragliches Aushandeln
Reproduktion	Alleinverdienermodell (geschlechtsspezifische Arbeitsteilung)	Doppelverdienermodell (Vereinbarkeit als Managementaufgabe)

Tabelle 2: Unterschiedsschema zwischen fordistischen und postfordistischen Arbeitsverhältnissen

8.2.1 Auto und Fordismus

Das Auto betrifft die Art der Lebensführung auf doppelte Weise. Auf regulationstheoretischer Ebene, indem es den Typus des verberuflichten Arbeitenden hervorbringt und die vom Familienlohn abhängige Hausfrau, die die Reproduktionsarbeit erledigt. Das Auto verändert nachhaltig die Wohn- und Arbeitsweise, es macht beruflich flexibler und lässt die Vorstädte entstehen. Technische Innovationen führen dabei zu vielfältigen, konvergenten Effekten. So weist William F. Ogburn bereits in den 1930er Jahren[203] in den USA auf den Zusammenhang zwischen Automobilität, dem Entstehen von Vorstädten und der Bedeutung des Telefons hin (vgl. Degele 2002, S. 41). Fords Slogan lautete: „Ein Tag – einen Dollar, ein Jahr – einen Ford“ (Möser 2002, S. 159). Durch den Fordismus verwandelte sich das Auto vom handwerklich gefertigten Luxusgegenstand zum leistbaren Massenprodukt, es ‘demokratisierte’ das Autofahren und bildete die Voraussetzung für die Auto-

[203] Zwischen Europa und den USA bestehen nicht nur hinsichtlich der zeitlichen Entwicklung beträchtliche Unterschiede in der automobilen Gesellschaft. So ist Autofahren in den USA zunächst ein ländlich dominiertes Phänomen und in Europa ein städtisches. Die Trennung von Arbeit und Wohnen in Siedlungen am Stadtrand gab es in den USA weitaus früher, wohingegen in Europa dies erst ein Phänomen der 60er Jahre ist (vgl. Békesi 2006, S. 79).

mobilisierung der Gesellschaft. Geriet in den USA die Fordsche Autoproduktionsweise bereits Mitte der 1920er Jahre in die Krise durch Fords persönliche Fixiertheit auf das T-Modell, begann in Europa die Massenmotorisierung erst in den 1950er Jahren (vgl. Möser 2002, S. 160f.). „Seit der Einführung der Pendlerpauschale Mitte der 50er-Jahre explodierten die Zulassungszahlen in Deutschland“ (Rinn 2008, S. 137f.):

Jahr	Anzahl der Zulassungen
1955	1,7 Millionen
1960	4,4 Millionen
1969	13,0 Millionen

Tabelle 3: Anstieg der Automobil-Zulassungen in den 50er Jahren

Arbeiter und Angestellte legten sich einen Wagen zu, um ihr Bedürfnis nach individueller Mobilität zu befriedigen (1960 besaßen bereits 50 % ein Auto). „In den Augen dieser Käufer war das Auto ein Gebrauchsgegenstand, vergleichbar mit einem Kühlschrank oder einem Fahrrad. Es diente nicht mehr primär der Produktion, sondern der Rekreation und dem subjektiven Bedürfnis nach sozialer Distinktion“ (ebda). Das Auto galt als „Ikone der Konsumgesellschaft“ und „es wurde zum greifbaren Substrat des politischen Versprechens, Wohlstand für alle zu schaffen“ (Rinn 2008, S. 142). „Aufstiegswünsche und Statusbestätigung ebenso wie Befriedigung des Geltungsdranges und Sehnsucht nach unreglementiertem Leben, Technikbegeisterung und Geschwindigkeitsrausch, Geborgenheit und Mobilitätsversprechen – die Blech gewordene Aura des persönlichen Wirtschaftswunders haftet dem Auto ebenso an wie die Schlagwörter der drohenden Umweltkatastrophe: Benzinverbrauch, Schadstoffemission, Verkehrslärm und Flächenverbrauch, Waldsterben und Ozonloch" (Wieke 2000, S. 66f.) .

8.2.2 Räumliche und kommunikative Mobilität im Postfordismus

Das Auto erfährt einen Wandel vom Konsumgut aus Vergnügen und Distinktion, zum absolut nötigen alltäglichen Gebrauchsgegenstand. Um diese Konstellation des Übergangs zu erklären, muss das Auto in seiner Mobilitätsfunktion betrachtet

werden. Dieser Prozess wird im regulationstheoretischen Vokabular als Transformation hin zum Fordismus genannt. Denn Mobilität umfasst nicht nur räumliche Beweglichkeit, sondern auch geistige Wendigkeit und lässt sich ohne attributive Konkretisierung[204] mit Flexibilität gleichsetzen (vgl. Tully und Baier 2006, S. 30f.). Der Einfluss der Mobilitätstechnik Auto darf nicht auf die Epoche des Fordismus beschränkt werden, sondern wird zum Teilaspekt eines neuen breiteren Mobilitätsverständnisses. So besteht zwischen Automobilisierung und Moderne „zwar keine Bluts- aber Wahlverwandtschaft“ (Rammer zit. n. Békesi 2006, S. 79). Der Fordismus beschreibt zwar eine historisch datierbare, ökonomisch-gesellschaftliche Organisationsform, aber dennoch gibt es Kontinuitäten zum Postfordismus, ansonsten spräche man nicht von Postfordismus, sondern von „Nichtfordismus“ (Jessop 2003, S. 96).

Mobilität wird zum modernen Basisprinzip, das in eine Reihe zu stellen ist mit Rationalität, Individualität und Globalität (vgl. Canzler/Kesselring 2006, S. 4161). Sie wird zur gesellschaftlichen Integrationsagentur und ermöglicht Partizipation. So dienen berufliche Mobilität der Systemintegration und außerberufliche Mobilität der Sozialintegration. Wer beruflich flexibel sein will, muss mobil sein, wer sozial partizipieren will, ebenso. So dient die Hälfte aller privaten Autofahrten, der Aufrechterhaltung sozialer Kontakte (vgl. Tully und Baier 2006, S. 39). „Selbst wenn man Mobilität nur als Notwendigkeit, Fähigkeit und Bedürfnis, den Ort zu wechseln, um an lebensnotwendige Ressourcen zu kommen, definiert, wird klar, warum wir alle mobil sein müssen. Das Bedürfnis, zu Ressourcen zu gelangen – seien es materielle Lebensquellen, Informationen oder Ballungen sozialer Kompetenz -, ist der Motor jeglicher Mobilität. Wo eine Form der Mobilität - zum Beispiel die Automobilität - an Grenzen stößt, müssen neue Wege erschlossen werden." (Wieke 2000, S. 12). An dieser Stelle fügt sich die räumliche Mobilität in die kommunikative Mobilität. Wer sich nicht treffen kann, telefoniert, das geht eindeutig aus den Aussagen meiner InterviewpartnerInnen hervor (vgl. Kapitel 9).

Mobilität stellt einen Verständnisanker dar, um die wirtschaftlichen Veränderungen, wie zum Beispiel die geänderten Anforderungen an die Arbeitssubjekte ihrer-

[204] Mobilität kann sein: geografische, regionale, soziale, horizontale, vertikale, individuelle, kollektive, kulturelle, migratorische u.v.m. (vgl. Tully/Baier 2006, S. 31).

seits Lebensweise verändern, zu begreifen. Um die bereits im Schema dargestellten postfordistischen Charakteristika zu erläutern, kann ich in dieser Arbeit nur eine Spritztour durch die wichtigsten Begrifflichkeiten anbieten. Gemeinhin wird der Wendepunkt zu dieser neuen Phase kapitalistischer Akkumulation Mitte der 1970er Jahre angesetzt (vgl. Jessop 2003, S. 95). Das Verhältnis zu Markt, Ware und Konsument verändert sich im Postfordismus grundlegend (vgl. Opitz 2004, S. 12). Diese Veränderungen betreffen drei Ebenen (vgl. Becker 2003):

- Flexibilisierung (Arbeitsbeziehungen/-organisation/-produktion)
- Dezentralisierung (von Unternehmens- und Produktionsstrukturen)
- Internationalisierung der Produktion – globale Wertschöpfungsketten

Aus den vielfältigen gestaltgebenden[205] Krisenfaktoren halte ich folgende für das Thema dieser Arbeit für besonders relevant: die Verlangsamung der Produktivitätsgewinne (vgl. Lipietz 1985, S. 126f.) und das Entstehen sowie die Bedeutung neuer sozialer Bewegungen wie der Frauenbewegung (vgl. Foltin 2006).

Die sinkende Profitrate zwingt die Unternehmen zur Reorganisation, weg vom fordistischen Leitbild zentraler Produktion, hin zum postfordistischen Leitbild dezentraler, flexibler Spezialisierung und Outsourcing. Die verstärkte Automatisierung wird als ein Lösungsansatz betrachtet, um die Produktion flexibler zu gestalten, die Maschinen effizienter, rund um die Uhr nutzen zu können. „Jedes Stück kommt in dem Augenblick an seinen Platz, an dem es gebraucht wird, und die elementaren Arbeitshandlungen sind bestens miteinander verkoppelt. Das ist das große Potential an Produktivität oder genauer die Rentabilität, die durch die Informatik bereitgestellt wird“ (vgl. Lipietz 1985, S. 131). Von der Flexibilisierung der Produktion erwartete man sich zusätzlich, die Lohnkosten zu reduzieren.

Wesentlich für meine Fragestellung ist, wie sich der Postfordismus in den Arbeitssubjekten niederschlägt, wie er Arbeitseinstellungen verändert (Candeias 2001, S. 150f.). So äußert sich die am Fordismus kritisierte Rigidität des verregelten Arbeits- und Lebensalltags in einem veränderten Führungsstil. Die ausschließlich streng hierarchischen Autoritäts- und Führungsstrukturen werden im Postfordis-

[205] „Da unbestimmt bleiben musste, was dieser Krise folgte, wurde der Begriff Postfordismus geprägt“ (Atzmüller 2004, S. 443).

mus aufgeweicht und kombiniert mit ArbeitnehmerInnen-Mitbestimmung, Formen der Team- und Projektarbeit und einem eher kooperativen Führungsstil, mit dem Anspruch, MitarbeiterInnen auf Augenhöhe zu begegnen.

Veränderungen betreffen mehrere Ebenen (vgl. Voß 1993, S. 73 f.):

- Veränderungen allgemeiner Strukturen des Arbeitsmarktes: Tertialisierung (Dienstleistungssektor)
- Wandel von Beschäftigungsformen
- Veränderungen in der zeitlichen Organisation
- Strukturwandel der betrieblichen Organisation von Arbeit
- Wandel der Orientierungen und Einstellungen Berufstätiger in der Arbeitswelt

Das Arbeitssubjekt ist verstärkt gefordert als kommunizierendes, unternehmerisch denkendes und selbstständig agierendes. „Unternehmen ist es gelungen, den Druck der Marktkonkurrenz als Handlungsanforderung auf die Arbeiter zu erweitern bzw. zu übertragen, vermittelt über die Ausbildung spezifischer Unternehmenskulturen und einer *Corporate Identity* – also einer Verbindung kollektiver Identitäten (das Unternehmen als ‘Familie’, als ’Solidaritäts- und Wettbewerbsgemeinschaft’ in der Marktkonkurrenz mit anderen Unternehmen) und der Anrufung besitzindividualistischer, in Konkurrenz zueinander stehender Subjekte" (Candeias 2001, S. 162).

Die Änderungen in der Industrieproduktion läuten auch eine Ablöse der Automobilindustrie als Leitindustrie ein, artefaktbezogen ließe sich dieser Übergang von der Materialität des Autos hin zur Immaterialität der Telekomindustrie, weg vom Stahl hin zu Glasfasertechnologie, charakterisieren. „Der globale Umsatz der Informationstechnologie übertrifft inzwischen den der bislang führenden Automobilindustrie: ein Indikator dafür, dass das Zeitalter der Industriegesellschaft durch das der Information abgelöst wird" (Zepf 2002, S. 183). „Die Kommunikationsbranche hat sich zu einer Schwerindustrie entwickelt, vergleichbar mit der Stahlindustrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder der Automobilindustrie der 1920er Jahre. Sie ist der Sektor mit dem höchsten Investitionsvolumen" (vgl. Ramonet 2004). Das zeigt sich auch im Anstieg der Informationsberufe: 1951 arbeiteten 18 Prozent in dieser Branche, im Jahr 1991 waren es bereits 39 Prozent, und in den USA

überschritt man bereits Mitte der 80er Jahre die 50 Prozent Marke (vgl. Latzer 1997, S. 36).

Die Firmengeschichte von Nokia gibt ein gutes Beispiel ab, um den Unternehmenswandel vom Fordismus zum Postfordismus zu veranschaulichen. 1865 gegründet war Nokia zunächst eine Papierfabrik, im 20. Jahrhundert kam der Werkstoff Gummi dazu (Fahrradreifen und Gummistiefel), in den 1970er Jahren produzierte Nokia Isolierkabel und in den 1990er Jahren Mobiltelefone. Mitte der 1980er Jahre stieg Jorma Ollila als Strategieberater bei Nokia ein und setzte den Umbau des Konzerns zügig fort. Markanter weise spezialisierte sich Nokia nicht auf die Kernprodukte des Unternehmens, sondern entschied sich nur für die neueste Produktschiene, die Telekommunikation. Wesentlich für die Reorganisation war der Umbau zum Global Player: Die Geräteproduktion wurde ins Ausland verlagert und Produktentwicklung, Marketing und Controlling verblieben im Heimatland. Maßgeblich für den Erfolg Nokias war neben hohen Investitionen in die Forschung ein starkes Markenbewusstsein und die Bereitschaft, dafür viel Geld zu investieren (vgl. Göttert 2001, S. 23ff.). Früher als andere bewarb Nokia das Handy nicht als Statussymbol für Manager, sondern als Gebrauchsgegenstand für jedermann, „Connecting people“ eben.

8.2.3 Geschlechtsspezifische Mobilitätsanforderungen

Die Verselbstständigung eines automobilen Lebensstils hat die Art der Lebensführung unauffällig aber nachhaltig beeinflusst, sodass nun ein Leben ohne Auto für viele Menschen immer schwerer vorstellbar wird. Für Heine (2001) besteht die tragende Zielgruppe der automobilen Gesellschaft in den jungen Familien. Haushalte mit Kindern gehören zu den Mobilitätsvorreitern. So verfügen in Deutschland über 98 Prozent aller Haushalte mit zwei Kindern über mindestens ein Auto (vgl. Heine/Mautz/Rosenbaum 2001, S. 33). Der Wunsch vieler Familien, außerhalb der großen Ballungsgebiete zu leben, verstärkt die Entkoppelung von Wohn- und Arbeitsplatz (ebda, S. 25), für die Vereinbarkeit von Familienleben und Berufstätigkeit wird das Auto für viele unverzichtbar. Die Wahl des Kindergartens oder Ausbildungsplatzes wird nicht mehr über die Busanbindung entschieden, sondern über die Bildungswünsche und Finanzierungsmöglichkeiten der Eltern. Die Folge sind viele kurze (und daher besonders ineffiziente) Besorgungswege und Chauffeursdienste.

Die Transformation hin zum Postfordismus spiegelt sich auch in geänderten Geschlechterverhältnissen wider. Die Erosion des fordistischen, männlichen Alleinverdienermodells mit einem Familienlohn wird abgelöst durch ein DoppelverdienerInnen-Modell (vgl. Lewis 2003). Den Frauen bleibt die Hausarbeit als ‘Erblast‘ (Veronika Bennholdt-Thomsen). Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie rückt deshalb verstärkt in staatliche wie unternehmerische Wahrnehmung, weil Frauenerwerbstätigkeit einfach eine (notwendige) Selbstverständlichkeit ist. Da eine ‘Doppelorientierung‘ auf Beruf und Familie nach wie vor stärker bei Frauen ausgeprägt ist, verlangt sie von ihnen im mehrfachen Sinne Mobilität. Bevor ich auf die empirischen Ergebnissen dieser Mobilitätsanforderungen in Kapitel 9 eingehe, hier einige grundlegende theoretische Querverweise zwischen Lebensführung und Vereinbarkeit als Mobilitätsmotor. Das Auto fungiert gewissermaßen als Vereinbarkeitsinstrument. Gibt es nur ein Auto, wie die von Heine et al. im Raum Hannover durchgeführte Studie festgestellt hat, nutzen dies meist die Frauen, weil damit die ’klassische’ Rollenverteilung zwischen den Elternteilen (zulasten der Mutter) aufrecht erhalten wird. „Das Auto hat in diesem Arrangement (Mutter geht in Karenz und verzichtet teil- bzw. zeitweise auf die Berufstätigkeit) eine doppelte Funktion: Einerseits hilft es der Frau dabei, die anfallende Arbeit sowie alle damit zusammenhängenden Wege zu bewältigen, so dass sich ihr Aufgabenvolumen noch erweitern kann; andererseits dient das Auto als schnelles und flexibles Transportmittel auch ihrer Entlastung, was das Arrangement für sie wiederum akzeptabler macht. Etwas zugespitzt formuliert lautet der *Deal* zwischen den Ehepartnern somit: *Auto gegen mehr Familienarbeit.* Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung – auch dies ist Teil des *Deals* – verstärkt sich zumindest bei den Reproduktionswegen. Die Männer, die für den Weg zur und von der Arbeit weitgehend ohne Auto auskommen müssen, überlassen von nun an den Frauen oft sämtliche Einkaufswege und Kindertransporte. Oder sie beteiligen sich daran nur noch sporadisch, zum Beispiel wenn sie den Rückweg von der Arbeit mit einem kleineren Einkauf verbinden, oder wenn sie alle 14 Tage mit dem Auto den Getränkegroßeinkauf erledigen" (Heine/Mautz/Rosenbaum 2001, S. 35). Das Auto übernimmt so eine soziale Stabilisierungsfunktion zur Aufrechterhaltung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die klassische Arbeitsteilung wird also nicht in Frage gestellt.

Mit der sinkenden Zahl ‘kleiner Prinzen und Prinzessinnen’ in europäischen Familien steigt der Anspruch an Qualität wie Umfang pädagogischer Betreuung, das heißt, soweit es finanziell möglich ist, werden die Ausbildungsorte nicht nach räumlicher Nähe, sondern nach Qualität und individueller Passung ausgewählt. Der automobile Lebensstil führt interessanterweise auch dazu, dass Eltern ihren Kindern immer weniger ‘unbequeme’ Wege mit öffentlichen Verkehrsmitteln zumuten/zutrauen wollen. Auch Anpöbeleien durch Gleichaltrige werden ebenso befürchtet, wie überfüllte Busse. Wenngleich es schichtspezifische Motive für das Vermeiden öffentlicher Räume gibt, werden öffentliche Verkehrsmittel auch schichtübergreifend generell als latente oder manifeste Bedrohung gesehen (vgl. Heine/Mautz/Rosenbaum 2001, S. 124). Die „Strapazenbahn“, wie die Nahverkehrsbahn in Hannover umgangssprachlich genannt wird (ebda, S. 123), steht für Gestank, Schmutz, Pöbeleien, Betrunkene, schlechtes Benehmen und Anwesenheit chaotischer Subkulturen. So fungiert für Kinder/Jugendliche das Auto als doppelte „Schutz- und Sicherheitszone“ (Heine/Mautz/Rosenbaum 2001, S. 45f.). Sicherheit für die Eltern, im Krankheitsfall zum besten und nicht zum nächsten Arzt fahren zu können und Schutz vor den bereits erwähnten ‘Zumutungen’ des öffentlichen Verkehrs. Insofern wird das Auto als Garant privater Mobilität empfunden, die auch in der Freiheit besteht „die Musik zu hören, die ich will“ und zu entscheiden „mit wem ich spreche oder nicht“ (ebda, S. 121f.).

Wie auch hier deutlich, sind sowohl das Auto, als auch das Handy fest im Sicherheitsdispositiv verankert (vgl. Kapitel 7.2). Die Entwicklung des Autos sowie die rasche Verbreitung des Mobiltelefons unterliegen beide der eigentümlichen Dynamik zwischen Freiheitsbedürfnis und Sicherheitsdenken. Steht beim Auto die Fahrsicherheit im Vordergrund, schenkt das Mobiltelefon die Sicherheit, immer erreichbar zu sein oder jemanden immer erreichen zu können.

8.2.4 Mobilitätsparadoxien

Was aus der Studie (vgl. Heine/Mautz/Rosenbaum 2001) deutlich hervorgeht, ist die kognitive Dissonanz, die viele AutofahrerInnen kennzeichnet. Sie führt zu der paradoxen Situation, dass die Mehrheit der Menschen überzeugt ist, dass Autofahren problematisch ist, sie aber umso stärker in ihrer Haltung festigt, dass es ‘ohne Auto nicht geht’. Sie führt auch zu einer völlig unterschiedlichen Beurteilung

der Vor- und Nachteile (hinsichtlich Zeitaufwand, Stress, Komfort und Kosten) zwischen AutofahrerInnen und NutzerInnen öffentlicher Verkehrsmittel. Auch bei der Einschätzung des individuellen Zeitgewinns sowie der Steigerung der Zeit-Souveränität liegen die AutofahrerInnen meist in ihrer Einschätzung falsch. Resümierend wird klar, dass sich ein Gutteil der Autonutzung weitgehend rationalen Argumenten entzieht und einer effizienten Lebensorganisation widerspricht. Dies hat genuin etwas mit der Art und Weise des Mobilitätsverständnisses zu tun, worin ich eine wichtige Parallele zur Handynutzung sehe. Auch hier wird wiederholt von fehlgeleiteter oder übertriebener Handynutzung gesprochen, von Handy- und Autosucht. Man macht den/die Einzelne/n für die maßlose Techniknutzung verantwortlich. Das Autorenteam Canzler/Kesselring würde es eher ein „kapitalistisches Mobilitätsparadox“ nennen. Verkürzt gesagt besteht dieses darin, dass starke räumliche Mobilität zu Handlungsroutinen und eingeschränkter Handlungsflexibilität führt, womit Mobilität (in einem Aspekt) regelrecht zur Immobilität (in einem anderen Aspekt) führt. Anhand von zwei Studien untersuchen sie diese zunächst widersprüchlich wirkende These. Das Ergebnis stellt die von ModernisierungstheoretikerInnen vorgenommene Gleichsetzung von räumlicher mit geistiger Mobilität auf den Kopf.

- Die räumliche Mobilität untersuchten sie anhand eines neuartigen Carsharing-Projekts, jenseits von Besitz und privater Verfügbarkeit, das vom Wissenschaftszentrum Berlin (1998–2003) durchgeführt wurde. „Die in Technologien eingeschriebenen Formatierungen führen zwar zu mehr Handlungssicherheit und zur räumlichen Ausdehnung von Gestaltungsspielräumen; doch gleichzeitig produzieren sie Verengungen im Verkehrsverhalten und die Reduktion von Entscheidungsmöglichkeiten“ (Canzler/Kesselring 2006, S. 4162). Das Auto verfügt über einen Aufforderungscharakter, und, ist es einmal in alltägliche Handlungsroutinen eingebaut, schafft es sich seine eigenen Nutzungszwecke und –zwänge. Damit entsteht eine „automobile Pfadabhängigkeit“, die in der Regel keine wegbezogenen Entscheidungen mehr möglich macht (vgl. ebda, S. 4163). Um die Komplexität der Lebensformen und Handlungsmuster zu bewältigen, erweist sich das das Auto als hochgradig routinefähig, weil es von Entscheidungs- und Planungsdruck entlastet (ebda, S. 4165).
- Die berufliche Mobilität beschäftigte das Projekt *Mobilitätspioniere*, wobei die faktischen Bewegungen und Bewegungspotenziale von MitarbeiterInnen der

IT- und Medien-Branche untersucht wurden, mit dem Ergebnis „dass die soziale Beweglichkeit gerade bei Personen rasant abnimmt, die räumlich hochgradig in Bewegung sind“ (ebda). Die Wahl fiel auf diese Berufsgruppen, da diese sich in räumlich wie sozial entgrenzten Arbeitsbedingungen befinden, mit einem hohen Druck zur Flexibilität und Mobilität und der Anforderung, sich mit ständig ändernden Arbeitsstandards in wechselnden Teams auseinanderzusetzen. Die Forschungsgruppe unterscheidet zwischen „Transit- und Connectivity-Moblität“ (ebda, S. 4167ff.). Die Transit-Mobilität charakterisiert der Beitragstitel von Canzler/Kesselring: *Da geh ich hin, check’ ein und bin weg.* Es ist die Welt der mobilen, gut verdienenden Business-Nomaden, die sich auf einen komplexen Stabilitätskern beziehen, der sich „konzentrisch um Familie, Beziehung und lokale Zugehörigkeit“ dreht. „Die hohe räumliche Bewegung erzeugt soziale Unbeweglichkeit, indem sie Verfügbarkeit, Präsenz und Leistung anderer erfordert“. Die Connectivity-Mobilität ist dagegen als „Modus Vivendi [zu verstehen, B.B.], um in Relation und Beziehung zu anderen eigene Ziele und Projekte zu verwirklichen“ (Canzler/Kesselring 2006, S. 4169). Es ist die Welt der Einpersonenunternehmen, der kreativen Selbstständigen. Räumliche wird bisweilen durch virtuelle Mobilität ersetzt, entscheidend ist jedoch die soziale Mobilität. „Mobilitätstechnologien vom Fahrrad bis zum Flugzeug, vom Handy bis zum Multikommunikations-Palm, werden aktiv und kreativ kombiniert“ (ebda).

Es sind dezentrierte, netzartige räumliche wie soziale Mobilitätsmuster. Canzler/Kesselring (ebda, S. 4171) schlussfolgern aus den Ergebnissen der Studie, die Mobilitätsstrategien und Praktiken mehr ins Zentrum sozialwissenschaftlicher Forschung rücken zu müssen, um so eine ‘Motile-hybrid-Perspektive’ entwickeln zu können. Mittlerweile sollte klar geworden sein, dass Mobilität vielfältige Schattierungen aufweist und eine Dynamik zwischen räumlicher, sozialer und kommunikativer (virtueller, informationeller) Mobilität besteht. „Mobilität als wesentliches Charakteristikum einer Gesellschaft umfasst demgemäß mehr als nur die geographische Dimension; von mindestens gleichwertiger Bedeutung sind die soziale und die informationelle Komponente. Bei näherem Hinsehen zeigt sich, dass zwischen geographischer, sozialer und informationeller Mobilität Zusammenhänge und gegenseitige Abhängigkeiten bestehen" (Wieke 2000, S. 16f.).

Handlungsorientiert und pragmatisch definiert der Philosoph und Gründer des Vereins zur Verzögerung Peter Heintel: „Mobil ist, wer mit wenig Aufwand viele Ziele erreicht“. Im Sinne der Effizienz verlagert sich die räumliche Mobilität, die zunehmend an ihre Grenzen stößt, in eine virtuelle Mobilität. „Hingegen ist unsere moderne Welt, in der Mobilität als Fetisch angebetet wird, von einem ebenso erstaunlichen Trend zur Immobilität beherrscht – nicht nur, weil das Mobilitätssymbol Nummer eins, das Auto, das Mobilitätssymbol Nummer zwei, die Autobahn, regelmäßig in einen Parkplatz verwandelt oder weil die Arbeiter und Angestellten nicht mehr zum Ortswechsel neigen, seit sie massenhaft Reihenhäuser, das heißt Immobilien erworben haben, sondern weil die Ziele, die mit allen bisherigen Formen der Mobilität angestrebt und erreicht worden sind, auch ohne Ortsveränderung im virtuellen Raum erreicht werden können. Mobilität verlagert sich in den Cyberspace." (Wieke 2000, S. 11). Trennt man Mobilität von ihrer räumlichen Dimension, gibt sie ihren Charakter als Handlungsanweisung, oder um es mit Foucault zu sagen, als Regierungstechnik preis.

Um die neue Qualität von Mobilität zu verstehen, schlage ich vor den Begriff von der physischen Beweglichkeit zulösen und darin eine mentale Qualität zu sehen, die räumliche, soziale und kommunikative Aspekte einschließt. „Etymologisch sind Mobilität und Freiheit nicht zu trennen“ (Canzler/Kesselring 2006, S. 4171). Dieses Verständnis von Mobilität leitet die empirische Auswertung der Handynutzung an, um Freiheits- und Verfügbarkeitspotenziale zu erfassen. Ebenso sind bei der Autonutzung sozialer, struktureller Zwang und Freiwilligkeit miteinander verschränkt (vgl. Heine et al. 2001, S. 79f.). Canzler sieht im Auto einen Garanten für gesellschaftliche Zugehörigkeit im Sinne von Partizipation und Teilen eines gemeinsamen Wertesystems (1999, S. 23). Wer Zugang zu Arbeits- und Ausbildungsplätzen, soziale Kontakte und Freizeitangebote nutzen möchte, braucht ein Auto.[206] Die Arbeitsgemeinschaft sozialwissenschaftlicher Technikforschung Niedersachen schreibt über dieses Verhältnis: „Auf der einen Seite erweitert das Auto Spielräume und Freiheitsräume, auf der anderen Seite erhält die Alltagswelt in dem Moment, in dem die Möglichkeiten des Autos genutzt werden, eine unflexible Struktur, die den Pkw zur Voraussetzung macht“ (Levine 2009, S. 44f.). Es ist dieser technologische

[206] Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass man selbst in einer Kleinstadt von der Arbeitsmarkt-Service-Betreuung gefragt wird, ob man ein Auto besitzt, was wohl als Indiz der eigenen Arbeits-Flexibilität, wenn nicht gar Willigkeit, interpretiert wird.

Doppelcharakter, der Auto und Handy so eng aneinander bindet – Freiheit und Zwang, Möglichkeit und Notwendigkeit, zu sein. Entsprechend zielt mein Fazit. darauf ab, Auto und Handy als Ich-Erweiterungen zu begreifen, um mit dem gesellschaftlichen Leitbild der Mobilität umgehen zu können.

8.3 Das macht mobil: Auto und Handy – ein dynamisches Paar

Auto und Handy (IKT)[207] zählen zu den technologisch dominanten Innovationen zweier Epochen, welche die Regulationstheorie als Fordismus/Postfordismus kategorisiert. In ihrer Rolle als Leittechnologien erneuern sie die Produktionsweise und verändern die Lebensführung der KonsumentInnen. Das Handy lässt sich als postfordistisches Arbeitswerkzeug denken: Auf Ebene der Produktion lösen die IKT die zentrale Produktion des Fordismus zugunsten einer global dezentralisierten, spezialisierten Produktionsweise ab. Kostensparende Produktionsprinzipien wie ‘Just in Time’ und ‘Production on Demand’ verwandelt die Transportlogistik zu einer wissenschaftlichen Disziplin, die erforscht wie mittels IKT telematische Lösungen gefunden werden, um die Immobilität der Mobilität zu vermeiden, den Stau. Auf Ebene der Arbeitsorganisation erhöht die Zunahme atypischer Arbeitsformen, projektspezifische Arbeit sowie der Bedeutungszuwachs wissensbasierter Berufe die Arbeitskommunikation (vgl. Kapitel 9.3). Auf Ebene der Reproduktion erweist sich das Handy als Organisationstool, um die komplexer und raumzeitlich divergent ausgestalteten Alltagsroutinen der einzelnen Familienmitglieder zu organisieren und zu koordinieren. Gerade bei Betreuungspflichten stellt die Kombination Handy – Auto eine schlagkräftige Technikeinheit zur Alltagsbewältigung dar (vgl. Kapitel 9.4). Auto wie Handy erweisen sich als Medien individueller Mobilisierung, wodurch räumliche und kommunikative (virtuelle) Mobilität ineinandergreifen und sich gegenseitig beschleunigen. Man ist „Immer erreichbar, aber kaum da“ (vgl. Beneder 2008). Dieses Verhältnis entwickelt auch eine negative Dynamik, die ein Mobilitäts-Paradox sichtbar macht, dass räumliche Mobilität handlungsmäßige Immobilität hervorbringt.

Neben mobilitätstheoretischen Gemeinsamkeiten verbindet Auto und Mobiltelefon auch eine gemeinsam Technikgeschichte: So waren die ersten mobilen Telefo-

[207] Um es in diesem Zusammenhang noch einmal explizit. zu machen: Technologisch epochal ist natürlich nicht das Handy isoliert zu sehen, sondern als internetfähiges Multioptionsgerät zählt es zu den Informations- und Kommunikationsmedien (IKT).

ne[208] Autotelefone, und mobile Berufsgruppen (wie Ärzte, Hebammen, ManagerInnen, HandelsvertreterInnen) zählten nicht nur zu den frühen AutofahrerInnen, sondern auch zu den ersten Handy-NutzerInnen (vgl. Gold 2000, S. 81f.). Es ist sogar geplant die gemeinsame Geschichte auszubauen. Unter dem Projektnamen *Motoran (*Mobile Telecommunication Radio Network) haben sich vier Automobilhersteller zusammengeschlossen, um den Mobilfunkunternehmen mit einem fahrenden Handynetz Konkurrenz zu machen (vgl. Metzger 2000, S. 31). Aber da es nach selbst nach acht Jahren noch kein marktreifes Produkt gibt, hält sich die Wettbewerbsdrohung in Grenzen. Bedarf besteht in der Verschränkung räumlicher mit kommunikativer Mobilität auf alle Fälle, sonst hätten die GesetzgeberInnen kein Telefonierverbot ohne Freisprechanlage im Auto erlassen. Ein Verbot, das –sieht man sich bei AutofahrererInnen um – nur wenig Wirkung zeigt.[209] Worin besteht der Reiz des Telefonierens im Auto? Es ist einfach praktisch unterwegs zu sein – sei es berufsbedingt oder durch den Wohnsitz ’im Grünen’ – und zugleich erreichbar zu sein. 18 volle Tage verbringt der/die DurchschnittsamerikanerIn jährlich im Auto (vgl. Pawley 2000). Kommunikative und räumliche Mobilität fügen sich gut einander, weil Automobilität zunächst kommunikativ isoliert: in einem Auto allein, festgezurrt durch einen Sicherheitsgurt, idealerweise aufmerksam den Verkehr und die Verkehrsregeln beachtend. Das Handy vertreibt die ‘Einsamkeit‘ des Autofahrens, bietet die Möglichkeit Telefonate zu erledigen und so Wegzeiten effizient nutzen zu können (vgl. Kapitel 9.3).

Räumliche Mobilität und kommunikative Mobilität bedingen und verstärken sich gegenseitig. Die Einbindung von GPS im Auto bietet nicht nur komfortable Wegweisung, egal an welchem Ort der Welt, sondern es mutiert auch zur Sicherheits- oder Überwachungstechnologie. Das Produkt ‘OnStar’ von General Motors bietet rund um die Uhr Überwachung des eigenen Autos an, um in Notfällen geortet werden zu können (vgl. Becker 2009). Bei diesen via GPS angeleiteten Automobilen, die über interaktive Fahrerassistenzsysteme auch den/die Fahrende/n kontrol-

[208] Um genau zu sein, war die erste mobile Telefonverbindung im Zug, 1918 auf der Militärbahnstrecke zwischen Berlin und Zossen (vgl. Gold 2000, S. 81).

[209] Gemeinhin wird der Beeinträchtigungsgrad durch Telefonieren mit einem Alkoholisierungsgrad von 0,8 Promille vergleichen. Das Risiko, in einen Unfall verwickelt zu sein, ist fünf Mal höher als jenes der Nicht-Telefonierer. Zwei Drittel der LenkerInnen benützen das Handy während der Fahrt. Dabei spricht jede/r dritte LenkerIn während der Fahrt mit Handy am Ohr. (vgl. Kuratorium für Verkehrssicherheit 2011)

lieren, versteht man Virilios Rede vom „Projektil-Menschen“ (vgl. Virilio 1978, S. 13; Virilio 1998, S. 43f.), der sich vergleichbar einem kriegerischen Geschoss durch den Raum bewegt. Auch Virilios These vom „rasenden Stillstand“, wonach die Revolution der Geschwindigkeit zur Immobilität des Menschen führt (vgl. Virilio 1997, S. 60f.), erhellt die oben beschriebenen Beispiele. Ein Regelfall automobiler Immobilität ist der Stau, dabei soll jede/r fünfte deutsche Autofaher/in wöchentlich bis zu drei Stunden Zeit verlieren (Levine 2009, S. 163f.). Jährlich verbringt man in Deutschland 70 Stunden im Stau.[210] Und gerade im Stau kommen die Vorzüge des Handys richtig zum Tragen: Man ruft an, gibt Bescheid, dass man zu spät kommen wird, erledigt Telefonate und nebenbei kann man sich gefühlsmäßig erleichtern, indem man am Telefon über den Stau jammert.

Auto ist bei vielen Kindern, das erste gesprochene Wort, es ist als Bild fest verankert in unserer Vorstellungswelt. Es eignet sich daher besonders als Metapher, um in der Umbruchphase hin zur Informatisierung der Alltagswelt sich mit den ’Neuen Medien’ vertraut zu machen. So wird die Telekommunikation als Verkehrs- und Transportsystem für Informationen beschrieben, da ist dann die Rede von Datenautobahn oder dem Informations-Superhighway (vgl. Latzer 1997, S. 31ff.). Oder um einen mobilen Design-Klassiker zu charakterisieren, schreibt Jon Agar: „The Nokia 3210 was to cellular communications what the Ford Model T was to the automobile.“ (Agar 2004, S. 119)

Auto und Handy sind auch deshalb ein dynamisches Paar, weil beide Artefakte dem gleichen ‘Doppelcharakter’ unterliegen: Besitzt man einmal ein Auto, erschließen sich neue Mobilitätsangebote: Man geht zum Beispiel nicht nur zum Greißler um die Ecke einkaufen, sondern fährt mit dem Auto zum weiter entfernten Diskonter, und weil es auf dem Weg liegt, besucht man noch jemanden. Auch mit dem Besitz eines Handys kommen die Kommunikationsangebote: Kauft man sich zunächst ein Handy, um für die Kinder erreichbar zu sein, führt man damit über kurz oder lang auch alle anderen Gespräche und findet es dann auch recht praktisch damit Musik zu hören. Beide Geräte erweisen sich als Ich-Erweiterung, weil sie das Indium mobilisieren, verstanden als räumlich wie kommunikative Erweite-

[210] Der Journalist Martin Pawley erfrischt mit der Aussage, im Stau „die größte politische Hoffnung des 21. Jahrhunderts“ zu sehen, weil erst die Lahmlegung des Individualverkehrs zu einem Umdenken im Mobilitätsverständnis führen wird (vgl. Pawley 2000).

rung, aber auch im emotionalen Umgang. Das zeigt sich in Aussagen, wie „ohne Handy/Auto könnte ich nicht leben“. Das Handy wird so gut wie nie vergessen, weil „mein Handy ist nicht mehr als 20 cm von mir entfernt“ (Int. Nr. 9-IV, S. 111) und hat man sich einmal an einen automobilen Lebensstil angewöhnt, ist das Auto nahezu ein Teil des Menschen. Wie die InterviewpartnerInnen Verkehr mit Telekommunikation verbinden und welche Rolle berufliche und private Mobilität einnimmt, behandelt das nächste Kapitel. Das Kapitel beginnt mit der Verknüpfung alltäglicher Lebensführung mit telekommunikativen Praktiken und prüft das Handy als Ich-Erweiterung auf seine empirische Evidenz hin.

9. Arbeit und Mobiltelefon

Der Schwerpunkt des empirischen Teils der Dissertation liegt auf der beruflichen Handynutzung. Ausgehend von einem entgrenzten Arbeitsbegriff, verankert im Konzept der Lebensführung, wird der Stellenwert von Telefon-Kommunikation dargestellt. Untersucht wird dies aus der Perspektive des Selbstmanagements, als Werkzeug des Arbeitskraftunternehmers und der Ich-AG; als Instrument der Organisation der individuellen Work-Life-Balance. Die Zusammenfassung der Ergebnisse erfolgt als kritisch-kreative Auseinandersetzung mit den Arbeitshypothesen. Den Kapitelschluss bildet eine sprachliche Analyse ausgewählter Mobiltelefon-Metaphern der Befragten.

9.1 Alltägliche Lebensführung als Verständnisrahmen der Handy-Nutzung

Die empirische Auswertung beruflicher Handynutzung ist eingebettet in das Konzept der Lebensführung, wie es von der subjektorientierten Soziologie entwickelt wurde (vgl. Jurczyk 1993). Ausschlaggebend dafür ist der Arbeitsbegriff, der es ermöglicht die vielfältigen Lebensbereiche den die Entgrenzungsmaschine Mobiltelefon bedient, strukturiert zu analysieren. Lebensführung[211] als integratives Konzept umfasst alle menschlichen Tätigkeiten und Arbeitsformen, wie Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Familienarbeit, Eigenarbeit, Schwarzarbeit, ehrenamtliche Arbeit u. a. m. Erforscht werden die Methoden und Strategien, die Personen anwenden, um ihren Alltag zu bewältigen. Gesucht wird nach bestimmten Regelmäßigkeiten, denen das Alltagshandeln unterliegt und welche Arrangements getroffen werden. Von der klassischen Alltagssoziologie unterscheidet sich das Konzept der Lebens-

[211] Der Begriff der Lebensführung reicht bis Max Weber zurück, wobei zwischen traditionaler und methodischer Lebensführung unterschieden wird. Während erstere auf nicht hinterfragte althergebrachte Normen zurückgreift, zielt methodische Lebensführung auf den rationalen und strategischen Umgang mit den als knapp empfunden Ressourcen ab (vgl. Jurczyk/Rerrich 1993, S. 39). Charakteristisch für diese Art der Lebensführung ist ein für uns mittlerweile unhinterfragtes Denken, „jeden Augenblick im Leben effektiv zu nutzen, da das Leben ein knappes Gut darstelle, mit dem bedachtsam und haushälterisch umgegangen werden müsse“ (Kudera 2000, S. 79). Nachfolgendes Kategorienschema verdeutlicht das Zusammenspiel zwischen individueller Lebensführung und gesellschaftlichen Ordnungskräften. Aus historischer Perspektive sei zwischen traditionaler und reflexiver Lebensführung zu unterscheiden; aus handlungstheoretischer Perspektive sei zwischen strategischer und situativer Lebensführung zu variieren. Aus Perspektive der Institutionalisierung ist zwischen routinisierter und improvisierter Lebensführung zu unterscheiden. Und mit dem Blick auf Herrschaft und Gleichberechtigung lässt sich zwischen hierarchischer und egalitärer Lebensführung trennen (ebda, S. 81).

führung, da es sich weder auf eine Phänomenologie des Alltags beschränkt, noch in der Beschäftigung mit Lebens- und Konsumstilen aufgeht. Solch ein ‘Allerweltsthema’ zu hinterfragen heißt das Naheliegende ernst zu nehmen, wie etwa die einfache Frage: Wie bewerkstelligen Menschen ihre Alltagspraxis? Wie bekommen sie „Dinge auf die Reihe?“ (Jurczyk 1993, S. 13).

Das Konzept alltäglicher Lebensführung beruht auf einer in den 1990er Jahren in Deutschland durchgeführten qualitativen Studie zu Veränderungen alltäglicher Lebensführung durch flexibilisierte Arbeitszeitstrukturen. Gegenwärtig dominiere, laut Jurczyk, der gesellschaftliche Idealtypus einer situativ-reflexiven Lebensführung. Werte und Ziele entstehen aus dem reflexiven Umgang mit der momentanen Lebenssituation und sie sind geprägt von Zieloffenheit und Veränderungsbereitschaft der Lebensführung. Obwohl das Individuum dabei innerhalb gesellschaftlicher Zwänge agiert, ist es hinsichtlich der Entscheidungsfindung und Handlungsorientierung auf sich selbst gestellt und muss dafür Verantwortung übernehmen. Selbstverantwortung und Selbstkontrolle rücken in den Mittelpunkt des westlichen Wertekanons und machen es unabdingbar für die individuelle Lebensführung. Ablesbar wird es an dem populär gewordenen Selbstmanagement (vgl. Kapitel 9.2) sowie dem gestiegenen Beratungsbedarf. Denn so unauffällig eine gelungene Lebensführung ist, macht ein Scheitern Umfang, Bedeutsamkeit und Komplexität dieser Leistungen offenkundig (vgl. Kudera 2000, S. 88).

Das Konzept der Lebensführung beschäftigt sich mit folgenden Argumentationszusammenhängen (vgl. Jurczyk 1993, S. 25ff.):

- Die Bewältigung des Alltags ist zu einer komplexen Leistung eigener Art geworden. Je unterschiedlicher sich der Rhythmus von Arbeitszeit und freier Zeit, von Werktagen und arbeitsfreien Tagen für die Menschen gestaltet, je mehr Frauen und Männer entscheiden können und müssen, welche Rolle die berufliche, welche die familiale Arbeit in ihrem Leben spielen sollen, desto mehr wird der Alltag selbst zur Gestaltungsaufgabe.
- Lebensführung als Arbeit zu begreifen, setzt die Dichotomie von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit außer Kraft. Das schöne Sprachbild *Bewegte Zeiten* (Gruber et al. 2002) ist der Titel des Sammelbands, der sich mit der dynamischen Relation von Arbeit und Freizeit befasst. Dynamisch in der Auffassung

> von sich gegenseitig beeinflussend und reziprok, was sich besonders im Umgang mit Zeit zeigt. „In dem Maße, wie Zeit zu etwas wird, das man ‘sparen’ muss, zu Hause genauso, wie bei der Arbeit, wird das Leben zu Hause ganz buchstäblich zu einer zweiten Schicht: Man lässt zu, dass ein Effizienzkult, der einst dem Arbeitsplatz vorbehalten war, zu Hause Fuß fasst und sich einnistet. Effizienz ist ein Mittel zum Zweck – mehr Zeit zu Hause –, aber auch ein Lebensstil geworden, ein Zweck an sich" (Hochschild 2006, S. 231). Längst nehmen sich auch Frauenzeitschriften des Themas an und greifen dabei, nolens volens, auf die Begrifflichkeiten Michel Foucaults zurück. „Die Muster, nach denen wir Zeitbudgets im Job verplanen, wenden wir automatisch auch auf unsere Freizeit an. Wir sind geprägt vom Ideal des ‘unternehmerischen Selbst’.“ (Löffler 2008, S. 84)

In Familien Berufstätiger muss eine gemeinsame Lebensführung aktiv hergestellt werden. In der Synchronisation der unterschiedlichen Zeitabläufe einzelner Familienmitglieder spielt das Mobiltelefon eine große Rolle (vgl. dazu Kapitel 9.4). Daraus ergibt sich eine themenadäquate Herangehensweise, um das geschlechtsspezifische Handynutzungsverhalten abzubilden.[212] Das Alltagsleben als komplexe, individuelle Aufgabe zu verstehen, hat ihren Grund in der widersprüchlichen Logik der Anforderungen. So benötigt die Versorgung eines erkrankten Familienmitglieds andere Social Skills, als Computerarbeit oder das Engagement in einer Bürgerinitiative (vgl. Jurczyk 1993, S. 27). Beratend oder tröstend zur Seite zu stehen bzw. beraten oder getröstet zu werden ist eine der wichtigen Funktionen, die dem Mobiltelefon zukommt (vgl. Kapitel 9.2.6).

Indem Menschen immer öfter unterschiedliche Dinge tun müssen, die zeitlich und sachlich zu koordinieren sind, Entscheidungen treffen und deren Konsequenzen abwägen müssen, wird die Gestaltung des Alltagslebens selbst zur Arbeit. „In dem Maße aber, wie die Erwerbsarbeit Mittel zur Sicherung des Lebensunterhalts und die Gestaltung des Alltagslebens zur individuellen Aufgabe werden, nimmt die alltägliche Lebensführung selbst Züge der Arbeit an“ (Kudera 2000, S. 83). In diesem Verständnis definiert sich Arbeit lediglich durch Anstrengung, Zielgerichtetheit und Ergebnisorientierung. Zugleich betonen die Autorinnen nicht in jedem Tun

[212] Damit grenze ich mich deutlich von Studien ab, die im geschlechtsspezifischen Verhalten lediglich eine weitere Auswertungskategorie sehen. Diese wird dann in einem Kapitel à la „die geschlechtsspezifische Handynutzung“ zusammengefasst und zur kultur-, und altersspezifischen Nutzung addiert, wie das etwa Catherine Weber macht (vgl. Weber 2009, S. 69f.).

Arbeit zu sehen, nicht ökonomisch reduktionistisch[213] vorzugehen und definieren daher den Charakter einer Arbeit allein nach dem Grad der Anstrengung. Weiters spricht für einen diffusen, fließender werdenden Arbeitsbegriff, dass Werte wie Selbstverwirklichung, Sinn und Spaß an der Arbeit, nicht nur in hoch qualifizierten Berufen, an Bedeutung gewinnen. Es sind jene Formen subjektivierter Arbeit, die einen doppelten Subjektivierungsprozess aufweisen. Einerseits entsteht durch die Art der Unternehmensorganisation ein erhöhter Bedarf an subjektiven Leistungen, andererseits tragen die Arbeitenden verstärkt subjektive Ansprüche an die Arbeit heran (vgl. Kleemann et al. 2002, S. 58). Dieser entgrenzte Arbeitsbegriff schlägt sich in der alltäglichen Art und Weise nieder, wie das Mobiltelefon verwendet wird. Gegliedert werden die einzelnen Nutzungsaspekte entlang signifikanter Phänomene der Lebensführung: Entgrenzung, Doppelerwerbstätigkeit und Verbetrieblichung (der Lebensführung).

Entgrenzung ist nicht als singuläres Phänomen zu verstehen, viel eher als Aggregatzustand, der mal fester mal fließender auf verschiedene Lebensbereiche zutrifft. Das Mobiltelefon erweist sich als regelrechte Entgrenzungsmaschine. In Kapitel 5 zeigte ich, wie es die Entgrenzung von Öffentlichkeit – Privatheit vorantreibt und zugleich zur Entgrenzung von Arbeit – Freizeit und Zeit – Raum beiträgt. Entgrenzung beschränkt sich nicht auf äußere Notwendigkeiten, Anforderungen, sondern erfasst ebenso innere Befindlichkeiten, Emotionalitäten. In diesem Sinne löst betriebliche Entgrenzung Prozesse der Subjektivierung aus, um mit den unternehmerischen Anforderungen zu Recht zu kommen (vgl. Voß 2007, S. 101). In Kapitel 9.1.1 werden die persönlichen Erfahrungen der befragten Personen ausgewertet: Welche Formen der Entgrenzung der Arbeit werden als positiv, welche als negativ erlebt? Dass entgrenzte Freizeit, keine grenzenlose Freiheit ist, beschreiben viele Befragte, die ‘selbstverständlich’ rund um die Uhr erreichbar sind. Ist diese Erreichbarkeit ein Ausdruck entgrenzter Arbeitsanforderungen an das Subjekt oder sind damit auch selbst gesteuerte Arbeitsformen verbunden? Welche technischen und sozialtechnischen Anpassungen (zum Beispiel Lügen) nehmen die Befragten vor? Wie wird das persönliche Anrufmanagement zwischen organi-

[213] Dabei beziehen sie sich auf jenen in den 1980er Jahren diskutierten feministischen Arbeitsbegriff, der in jeder Tätigkeit, die Frauen in der Familie ausübten, Arbeit sieht. Übrig blieb eine sprachliche Ausdehnung der Arbeit in viele Lebensbereiche, man denke nur an Ausdrücke wie: Beziehungs-, Trennungs-, Trauer-, Gefühlsarbeit u.v.m.

satorischen Anforderungen und subjektiven Stimmungslagen konkret ausgestaltet? (Vgl. Kapitel 9.2.1). Bei Formen der mobilen Arbeit überschneiden sich mehrere Entgrenzungsebenen: welches Potenzial der Autonomie und welche der Kontrolle und Verfügbarkeit erkennen die Befragten darin? Übersetzt man zeitliche und räumliche Entgrenzung, entspricht dies den Begriffen Flexibilisierung und Mobilität beidem kommt im alltäglichen Handy-Umgang Bedeutung zu. Das Handy ermöglicht flexibles, rasches Reagieren auf unbekannte Ereignisse zugleich fördert es eine Optionsmentalität, sich hinsichtlich Zeit und Ort nicht gleich festlegen zu müssen. Welche beruflichen und privaten Erlebnisse führen die Befragten an, wenn sie Erreichbarkeit als Fluch bzw. Segen beschreiben? Nun wird es anhand konkreter Arbeitspraktiken des *mobilen Delegierens* (Kapitel 9.2.2.2), des *Multitasking* (Kapitel 9.2.3) und des *mobilen Zeitmanagements* (Kapitel 9.2.4) erläutert und auf dem öffentlichen Verkehr ausgedehnt.

Informations- und Kommunikationstechnologien tragen zur Entgrenzung bei und amalgamieren theoretisch separierte Lebensbereiche. Oskar Negt zieht diesbezüglich eine aufschlussreiche historische Komponente. „Moderne Technologien ermöglichen es, dass die Produktionsprozesse den Privathaushalten wieder näher rücken; es sieht so aus, als kehrte das alte Verlagssystem wieder, das sich in der Anfangszeit der Manufaktur herausgebildet hatte. Dadurch werden die Privathaushalte nicht nur einbezogen in die Betriebszeiten der Unternehmen und der aus ihnen abgeleiteten Flexibilisierungsanforderung, sondern sie werden z. T. selbst Produktionsstandorte mit eigenen Ausbeutungsverhältnissen" (Negt 2003, S. 14).

Die nächste Strukturierungsdimension der Handynutzung, die Doppelerwerbstätigkeit, stellt eine weitere Form der Entgrenzung dar. Dies wird auch an kommunikativen Auswirkungen in der Organisation von Berufs- und Familienleben ablesbar, wobei geschlechtsspezifische Formen der Handynutzung besonders deutlich hervortreten. Doppelerwerbstätigkeit führt zu einschneidenden Konsequenzen in der Gestaltung des Alltags und der Geschlechterbeziehungen. Diese können an Bedeutung kaum unterschätzt werden. Ausgehend von der Entgrenzung zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre verändern sich diese Lebenswelten. Die Haushaltsführung unterliegt verstärkt dem Effizienzdenken: Wie können techni-

sche Hilfsmittel und elektronische Medien effizient eingesetzt werden? Welche Arbeiten werden selbst erbracht, welche Dienstleistungen zugekauft? Wie sieht der familiäre Investitionsplan für die Bereiche Wohnen, Gesundheit und Bildung aus und wie wird dieser zwischen den Bedürfnissen Einzelner ausgehandelt? Diese Konsequenzen sind auch ein Ergebnis der zunehmenden Verbetrieblichung der Lebensführung zu begreifen, wie es das Konzept des „Arbeitskraftunternehmers" begrifflich fasst (vgl. Kapitel 4). Dazu gehört das Selbstmanagement der eigenen Biografie, wie des gewöhnlichen Alltags (vgl. Voß/Pongratz 1998, S. 150). Wie Telefonierpraktiken als Anordnungen des Selbstmanagements zu verstehen sind, wird in Kapitel 9.2 offenkundig. Das Mobiltelefon als persönliche Organisationstechnik harmoniert hervorragend mit Selbstmanagement-Ratgebern, die einem dazu anleiten: Ziele und Handlungsschritte festzulegen, zu terminisieren, delegieren und priorisieren. Wie dies konkret im Alltag der Befragten integriert wird, an welchen Punkten Widerstände auftreten und welche Konfliktfelder auftreten, thematisieren die Aussagen der Befragten in diesem Kapitel.

Eine weitere Bestätigung für die Anforderungen der Lebensführung durch eine entgrenzte Arbeitsweise erkennt man im gestiegenen gesellschaftlichen wie unternehmerischen Interesse an Work-Life-Balance. Geht es bei Work-Life-Balance um allgemeine Organisationsfragen zur Gestaltung des Berufs- und des Privatlebens, des Beziehungslebens, fokussiere ich auf jene lebensweltlichen Kontexte, die für die Mobiltelefonie relevant sind: Wie wird das Handy eingesetzt, um den Alltag berufstätiger Eltern zu vereinfachen? Dazu gehören neben organisatorischen Funktionen auch kommunikativer, emotionaler Beistand, der Eltern jene Sicherheit vermittelt, trotz Abwesenheit für ihre Kinder immer erreichbar zu sein und so nicht unerheblich zur Vereinbarkeit von Erwerbs- und Betreuungsarbeit beiträgt. Neben diesem gefühlsmäßigen Aspekt von Vereinbarkeit ist Arbeitszeitflexibilisierung eine Grundvoraussetzung. Einerseits eröffnet sie Gestaltungsspielräume zugleich wachsen die Koordinations- und Synchronisationsaufgaben. Diese Mühen der Arbeitszeitflexibilisierung tragen in erster Linie die Frauen, selbst wenn Männer eine steigende Bereitschaft zeigen familiale Verpflichtungen zu übernehmen. Frauen sind im Familienalltag nach wie vor hauptverantwortliche Organisatorinnen, wenngleich sie zur Bewältigung der Aufgaben auf eine Vielzahl, unsichtbarer Stützen bauen können. Zu „Mother's Little Helpers" (Rerrich 1993, S. 328) ge-

hören mithelfende Verwandte, die „Lösung Großmutter“ (oder Tante, Schwester) oder bezahlte Kinderbetreuung. Rerrich spricht von einer „Modernisierung patriarchaler Strukturen durch eine Umschichtung von familialer Arbeit zwischen Frauen“ (ebda, S. 330). Wie unterstützt, moderiert das Handy die Vereinbarkeit von Beruf und Familie? Welche Zusammenhänge bestehen zwischen Mobilität und der Art wie Kinderbetreuung organisiert wird? Für Barbara Mettler-Meibom (vgl. 1994, S. 176f.) trifft für Frauen stärker „soziale Erreichbarkeit“ zu, da sie für die Herstellung des alltäglichen verständigungsorientierten Kommunikationszusammenhangs und für die Pflege sozialer Netzwerke zuständig sind. Lässt sich diese These in den Aussagen der Befragten wiederfinden? Wie sehen Formen mobiler Elternschaft und Beziehungspflege in der Praxis aus? (Kapitel 9.4.2)

Als letzter Teil der empirischen Auswertung widme ich mich in Kapitel 9.3 gezielt der Gruppe der Selbstständigen (seien es UnternehmerInnen mit Angestellten Einpersonenunternehmen oder FreiberuflerInnen). Den Hypothesen folgend, wird der Zusammenhang zwischen beruflicher Eigenverantwortlichkeit, persönlichem finanziellem Risiko und dem Umgang mit Erreichbarkeit, untersucht. In Kapitel 9.3.1 wird dem branchen- und berufsspezifischen Einfluss auf die Handynutzung nachgegangen: In welchen Berufen erleben die NutzerInnen das Handy als überlebensnotwendig und in welchen spielt es beruflich gar keine so große Rolle? An welchen tätigkeitsdefinierten Kriterien lässt sich das festmachen? Ziel der qualitativen Erhebung ist es konkrete Praktiken der Handynutzung innerhalb der skizzierten Theorie des neoliberalen Subjekts zu verorten, Mobiltelefonieren als subjektivierende Tätigkeit vorzustellen. Berührungspunkte wie Widersprüche zu technik-soziologischen Analysen werden aufgezeigt, womit ein Beitrag geleistet werden soll, einen transdisziplinären Diskurs voranzutreiben.

Lange genug vorangekündigt, gehen wir nun in medias res der Interviewauswertung.

9.1.1 Entgrenzter Alltag: Erfahrungen und Umgang im Spiegel der Handynutzung

Bereits die Einstiegsfrage des Fragebogens, bei der nach dem Anteil beruflicher bzw. privater Handynutzung gefragt wird, verdeutlicht den selbstverständlichen Umgang mit einem entgrenzten Berufs- und Privatleben. Von den 18 Interviewten lehnten viele der Befragten eine Unterscheidung zwischen privater und beruflicher Nutzung grundsätzlich ab: „Kann man das trennen? (*lacht*) Ja, diese Trennung fällt mir mittlerweile sehr schwer, weil ich halt sehr viel in der Uni, in Vereinen und was weiß ich bin […]“ (Int. Nr. 5-II, S. 54). Eine Umgangsweise mit dem entgrenzten Alltag besteht darin, unterschiedliche Kommunikationskanäle verschiedenen Lebensbereichen zuzuordnen. „Also wenn man trennen sollte, dann ist die SMS eher das Private und die Anrufe vor allem beruflich“ (Int. Nr. 1-IV, S. 3). In sehr unterschiedlichem Ausmaß gaben die Befragten den privaten und beruflichen Anteil der Handynutzung an, interessant ist, dass lediglich eine Person, ein Programmierer, meinte, das Handy nahezu ausschließlich privat zu nutzen. Bei den Befragten, die selbstständig arbeiteten (sei es als FreiberuflerIn oder UnternehmerIn), spielte die berufliche Nutzung eine gewichtige Rolle.

Als positiv und bereichernd beschreiben die Befragten das entgrenzte Arbeitsleben hinsichtlich der Freiheit, auch außerhalb des Büros erreichbar zu sein. Für einen Bauunternehmer ist dieses Gefühl ganz eng mit der Erfahrung seines ‘ersten‘ Handys verbunden. „[...] ich werde nicht vergessen, meinen ersten ‘Ausflug‘, da bin ich einfach einen Tag Skifahren gegangen und hab’ am Skilift abgehoben, ein Firmengespräch, und der Lift ist ganz still dahin geschwebt und ich bin mir vorgekommen wie der Kaiser von China, ich hab’ mir gedacht: ‘Ihr habt alle keine Ahnung, dass ich in St. Johann am Pongau im Lift sitze und ihr glaubt alle, ich bin in Wien am arbeiten’. Das war so ein unglaubliches Freiheitsgefühl, dass ich mir gedacht hab: ‘Yes, das ist toll’ (Int. Nr. 4-III, S. 45). Die Freude, nicht am Arbeitsort zu sein und dennoch Arbeitsgespräche entgegennehmen zu können, beschreibt der Architekt Herr K.: „Es gibt Tage, da ruft um 7 oder halb 8 Uhr bereits irgendjemand von einer Baustelle an, weil er irgendetwas dringend braucht und ich steh’ dann noch halb bekleidet zu Hause und verhandle schon über irgendwelche Details. Es ist mir eigentlich schon sehr angenehm, dass die Leute nicht wissen, dass ich noch nicht im Büro, also quasi im Amt bin, sondern noch daheim [...] Gäbe es

Videotelefonie, dann würden sie wissen, dass ich noch in der Unterhose rumlaufe oder dass ich gerade meinem Kind ein Frühstück mache“ (Int. Nr. 7-II, S. 82). Anderen wiederum bietet Videotelefonie die Möglichkeit, trotz beruflicher Abwesenheit sehr persönliche, ja einzigartige Erlebnisse des Familienlebens telepräsent mitzuerleben: Herr O., Salesmanager, konnte via Bildtelefon die ersten Schritte seiner Tochter mitverfolgen (vgl. Int. Nr.12-I, S. 140). Oder Herr N. nutzt das Bildtelefon nur in der Kommunikation mit seinem Sohn der ihm dann zeigt, wie er Bauklötze zusammenstellt (vgl. Int. Nr. 11-III, S. 127). Es ist auffällig, dass die letztgenannten Beispiele alle Väter betreffen, was einen gewissen Informationsgehalt hinsichtlich geschlechtsspezifischer Nutzungsweisen des Mobiltelefons bei der Organisation der Vereinbarkeit von Beruf und Familie hat.

Die Entkoppelung von Arbeit und Arbeitsraum beschreiben Befragte auch positiv, weil sie zu Hause, als vor dem ‘offiziellen’ Arbeitsbeginn, am Handy ihre Mails lesen und sich so auf die Anforderungen des Tages einstimmen können. Eine Immobilien-Managerin, die sich selbst als wenig technikaffin beschreibt, wollte diese Handyfunktion zunächst gar nicht nutzen, nun ist sie begeistert. „Es ist eine Sensation, für mich ist es absolut das Genialste, dass es das überhaupt gibt. Du bist definitiv immer online, weißt immer, um was es geht, und kannst überall deine Mails ablesen und am Herrlichsten ist es, wenn dir langweilig ist, zum Beispiel in der U-Bahn oder wenn ich am Abend in der Badewanne liege, Mails zu beantworten, da habe ich immer Zeit und das liebe ich. Und im Urlaub genauso, die erste Stunde in der Früh beim Kaffee trinken Mails beantworten und dann weißt du, was passiert, wenn du dann nach zwei Wochen wieder zurückkommst, kriegst du kein Schockerlebnis, weil du weißt eh was passiert ist“ (Int. Nr. 8-I, S. 92). Des weiteren verdeutlicht das Zitat, was unter subjektivierter Arbeit zu verstehen ist, nämlich, wie betriebliche Anforderungen in subjektive Alltagspraxen umgemünzt werden und wie dadurch individuelles Stressempfinden reduziert wird. Der entgrenzende Charakter des Handys spiegelt sich auch darin, das alle Befragten das Handy in den Urlaub mitnehmen, allerdings nur die Selbstständigen dabei auch beruflich erreichbar waren. Mit Ausnahme der oben erwähnten Frau L., die aber offensichtlich aus Eigenantrieb handelte und nicht aus Verpflichtung seitens des Unternehmens.

Natürlich wird Entgrenzung zwischen Berufs- und Privatleben durch ständige Erreichbarkeit auch negativ erlebt. Eine unauffällige und konfliktfreie Lösung besteht in der Anschaffung eines Zweithandys. „Am Anfang hatte ich nur ein Handy [...] mir ist das dann einfach am Socken gegangen, dass mich irgendwelche voll gestörten Mitarbeiter am Sonntag um 8 Uhr in der Früh angerufen haben: Wie geht das und das und was müssen wir da nächste Woche machen. Das interessiert mich nicht, ich werde nicht bezahlt dafür, dass ich sonntags um 8 Uhr früh Auskunft gebe. Darum habe ich mir ein zweites Handy organisiert, was dann einfach für private Leute in Verwendung war und dann hab' ich das eine Handy abgedreht und die neue Nummer nur Leuten gegeben, von denen ich weiß, die quälen mich nicht zu unchristlichen Zeiten mit total uninteressanten Fragen" (Int. Nr. 2-I, S. 13).

Obwohl mehr als die Hälfte der Befragten über ein Zweithandy verfügt, ist der oben beschriebene Fall eine Ausnahme, wie über eine Zweitanschaffung eine Grenzziehung zwischen Berufs- und Privatleben hergestellt werden soll. Diese – mitunter gewünschte – Trennung lässt sich in der Praxis schwer aufrechterhalten. „Eines beruflich, eines privat, wobei sich das jetzt so herauskristallisiert, dass ich nur das berufliche Handy bei mir habe und mich sämtliche Freunde auf dem beruflichen Handy anrufen [...] Ja, ich wollte es nur beruflich nützen, weil ich mir gedacht hatte: Okay, dann bin ich, wenn ich das Büro verlasse, wirklich weg und bin nicht mehr erreichbar und es passiert in unserer Branche [Baubranche, B.B.] doch sehr oft, dass man um neun einen Anruf kriegt, oder auch um zehn, oder schon um sieben Uhr früh und das wollte ich eben nicht haben" (Int. Nr. 3-III, S. 29). Dass sich in der Alltagspraxis der Befragten zwei Geräte als wenig praktikabel erwiesen, kann als Hinweis für die These vom Handy als Ich-Erweiterung interpretiert werden.

9.2 Selbstmanagement: soziotechnische Matrix technologieformierter Subjektivierung

Wie bereits in Kapitel 7.1 aus der begrifflichen Auseinandersetzung mit Technik-soziologie und Sozialtechnik hervorgegangen ist, wirkt technisches Handeln handlungsformierend. 'Geräte-Handeln' ist untrennbar mit nicht-technischer Handlungsintegration verbunden, da Gerätetechnik eine Formalisierung von Handlungsabläufen einfordert (vgl. Joerges 1988, S. 23). Es macht eine Denkweise anschluss-

fähig, die Selbstmanagement als Sammelbegriff innerer und äußerer Lebensführung, als soziotechnische Matrix begreift. Historisch drängt sich ein Vergleich zur Hygienebewegung Anfang des 20. Jahrhunderts[214] auf, beides medial omnipräsente Diskurse, die auf eine andauernde, selbsttätige Veränderung menschlicher Gewohnheiten und Lebensweisen abzielt. Selbstmanagement als *Kunst sich selbst zu führen* (Seiwert 2005, S. 1) umfasst mehrere Teilbereiche: Selbstmarketing – *Die Marke ICH* (Seidl und Beutelmeyer 2006, S. 1), effiziente Alltagsführung – *So kriege ich die Dinge geregelt* (Allen 2010, S. 1), *Simplyfy your Life*[215] und Selbst-Disziplinierung – *So zähme ich meinen inneren Schweinehund* (Münchhausen von 2002, S. 1). Selbstmanagement beinhaltet aber auch ein Glücksversprechen, auf ein erfolgreiches Leben mit gesellschaftlicher Einbindung und Wertschätzung, den dieser Buchtitel auf den Punkt bringt: *Sei gut zu dir, wir brauchen dich* (Conen 2005, S. 1). Die israelische Sozialwissenschafterin Eva Illouz interpretiert das Versprechen kritischer: „Die Ratgeberliteratur für erfolgreiches Management macht Erfolg von der Fähigkeit abhängig, sich selbst gleichsam von außen zu sehen, um auf diese Weise die eigene Wirkung auf andere zu kontrollieren. […] Kommunikation wird so zu einer Technologie des Selbstmanagements, die sich mit dem Ziel der Herstellung einer inter- und intraemotionalen Koordination in großem Maße auf Sprache und auf ein geeignetes Management der Emotion stützt" (Illouz 2006, S. 34f.).

Grundprinzipien des Selbstmanagements sind Zieldefinition[216], Zeitmanagement, Optimierung der Arbeitsmethoden durch Festlegen von Handlungsschritten, terminisieren, delegieren sowie die Planung von Rekreation, Entspannung (vgl. Seiwert 2005). Die Aufforderung zum Selbstmangement rückt das eigenverantwortliche Individuum in den gesellschaftlichen Mittelpunkt, es soll das gesamte Potenzial einer Person aktivieren. Rufen wir uns die Inhalte von Kapitel 4.1 in Erinnerung, erkennt man darin unschwer eine Strategie neoliberaler

[214] Die Ursprünge der Ratgeber-Literatur sind weit älter. Bereits 1859 war das Buch *Self-Help* von Samuel Smiles ein Beststeller, das amerikanischen Männern aus armen Verhältnissen Ratschläge erteilt, wie man sozial aufsteigen und erfolgreich werden kann (vgl. Illouz 2006, S. 65).

[215] Dazu zählen Printprodukte, Hörbücher, Newsletter u.v.m. die im Team rund um den Autor Werner Tiki Küstenmacher herausgegeben werden (vgl. Orgenda 2010).

[216] In Bezug auf die Handynutzung bezieht sich die Zielplanung auf die alltäglichen Planungsfunktionen, die in der Selbstmanagement-Literatur selbstverständlich grundlegender angegangen werden.

Subjektivierung[217]. Diese „Hegemonie des managerialen Denkens in nahezu allen Lebensbereichen“ bildet einen „spezifischen Rationalitätstypus aus“ (Bröckling et al. 2000, S. 131). Worin die Fügungen und Widerstände des Einzelnen bestehen, bleibt eine begleitende Frage der Interviewauswertung, die versucht wird in Kapitel 9.3 zusammenzufassen.

Das Mobiltelefon als technische Entgrenzungs- und Erreichbarkeitsmaschine wird unter Bezugnahme organisatorischer Selbstmanagement-Prinzipien zum Instrument der Alltagsbewältigung. Umgekehrt erfordert die permanente mobile Erreichbarkeit Selbstdisziplin, sonst ist Stress unausweichlich, der als persönliches Versagen erlebt wird. „Das ist eine Disziplinfrage. Ich muss sagen, […] , wenn ich jetzt in eine Besprechung gehe, schalte ich es auf lautlos, oder ich möchte eben einmal ungestört sein, dann ist man halt einmal zwei, drei Stunden nicht erreichbar, man legt es weg – das ist eben eine persönliche Einstellung und auch eine – Höflichkeitssache.“ (Int. Nr. 15-III, S. 173). „[...] ich bin ein Mensch, der nicht so ablehnt, das heißt, ich grenze mich da wahrscheinlich nicht gut genug ab. Also es stresst mich manchmal schon, wenn der anruft und der anruft, dann ist gleichzeitig im Geschäft was los, oder ich muss irgendwas managen“ (Int. Nr.6-I, S. 75).

Aufgabe dieses Kapitels ist es Telefonierpraktiken als technisch angeleitete individuelle Organisationstechnik auszuweisen. Selbstmanagement bezieht sich dabei als planvolles, strategisches Handeln im Umgang mit der eigenen Zeit und individuellen Ressourcen: Selbstmanagement fasse ich als polythetischen Begriff, der Führungs-, Motivations-, Organisationstechniken einschließt. Populärwissenschaftlich würde man von einem Megatrend Selbstmanagement sprechen, den man an der Vielzahl an Buchveröffentlichungen, Zeitungsartikeln, Weiterbildungsangebote erkennt, ja selbst in Stellenausschreibungen, wird vermehrt die Fähigkeit zum Selbstmanagement eingefordert. Dieser Zeitgeist bildet gesellschaftspolitische Erwartungshaltungen aus, die sich im Handy-Design niederschlagen, indem Mobiltelefone eine Vielfalt organisatorischer Funktionen anbieten, laden sie regelrecht dazu ein, das Gerät zum Selbst- bzw. Zeitmanagement zu verwenden. Wenn ein Mobiltelefon mit Kalender- und Organisationsfunktionen konzipiert wird, das

[217] Die Gouvernementalitäts-Studien sehen in Selbstmanagement-Ratgebern Programme die dazu beitragen, dass sich Individuen als ‘Unternehmer ihrer Selbst’ begreifen, die praktische Übungen bereitstellen, um sich selbst entsprechend zu modellieren (vgl. Bröckling et al. 2000, S. 155).

etwa SMS-Vorlagen enthält, wie zum Beispiel „Ich komme erst um …Uhr“; „Wir sehen uns bei…“; „Kann leider nicht weiterhelfen“ antizipiert ein bestimmtes Nutzungsverhalten. Das sind lediglich die prospektiven Technikvorstellungen der Produktionssphäre (auf Basis von Anwendertests, Marktforschungsstudien etc.) (vgl. Weber 2008, S. 65ff.), aber wie setzen sich die KonsumentInnen damit in der Praxis auseinander?[218] Indem ich Prinzipien des Selbstmanagements als Analyseraster zur Darstellung der Interviewergebnisse heranziehe, kommen inhaltliche wie soziale Aspekte alltäglicher Handynutzung meiner Meinung nach stärker zum Ausdruck. Statt entlang technischer Funktionalitäten zu gliedern, wie dies in vielen empirischen Arbeiten getan wird (vgl. Auböck 2001; Reiter 2009; Weber 2009), halte ich ein sozialtechnisches Strukturieren vielversprechender. Verständlicherweise nehmen die Befragten in recht unterschiedlichem Ausmaß die verschiedenen Handyfunktionen in Anspruch. Entsprechend meiner Hypothesen-Formulierung (vgl. Kapitel 3.2) sehe ich einen Zusammenhang zwischen Handynutzung und Beruf (vgl. Kapitel 9.3), Beschäftigungsverhältnis (vgl. Kapitel 9.3) und berufsbedingter Mobilität (vgl. Kapitel 9.4).

In diesem Kapitel wird Selbstmanagement als Ausdruck einer verbetrieblichten Lebensweise vorgestellt. Eine Maxime beruht auf dem Verschriftlichungs- und Terminisierungsprinzip, das sowohl für beruflich wie private Angelegenheiten genutzt werden soll. Differenziert greift Herr P., Programmierer, auf mehrere Kalendersysteme zurück. „Zum Beispiel hab’ ich mir die nächste Stunde vom Inlineskating Kurs eingetragen [...] oder irgendwelche Einladungen bei einem Freund irgendwann im Juli, die hab’ ich mir auch im Handy abgespeichert“. Mein Hauptding für kurzfristige Termine ist meistens Outlook oder irgend so ein computerisiertes Kalendersystem, aber so längerfristige Sachen haben immer den Nachteil, dass ich die dann vergesse und [...] und vor allem, wenn man dann gefragt wird, auf der Straße oder so, privat, ohne dass ich den Rechner mithabe: „Hast du Zeit nächste Woche?“ „Ja“, dann weiß ich zwar die kurzfristigen Sachen auswendig, aber die längerfristigen Dinger nicht und die speichere ich dann meistens im Handy ab“. (Int. Nr. 14-II, S. 164). Wiederum Herr M., Leiter des Finanz- und Rechnungswesens, verwendet den Handy-Kalender nur beruflich (vgl. Interview Nr. 9-IV, S.

[218] Zum Beispiel nutzte niemand der Befragten, nur die Autorin selbst, vorgefertigte SMS-Vorlagen. Allerdings erstellte sich der älteste Befragte selbst SMS-Vorlagen, da er für das SMS-Schreiben eine Brille benötigte (vgl. Interview Nr. 10-IV, S. 119).

109). Frau M., Soldatin, nutzt mit ihrem Blackberry-Handy die automatische Kalenderverwaltung, sie trägt alle beruflichen Termine[219] ein, Dienstpläne, Grenzeinsätze, hingegen private Termine notiert sie auf einem Standkalender (vgl. Interview Nr. 9-IV, S. 109). Hinsichtlich der Terminkalender-Nutzung stellen die Aussagen dieser angestellt Beschäftigten eine Minderheit dar, die meisten Befragten bevorzugen einen gedruckten Kalender für die Alltagsorganisation und lassen sich von dem Handy, in erster Linie an Geburtstage erinnern. Mit Abstand am intensivsten nutzen Selbstständige, insbesondere aus der Baubranche und aus Handwerksbetrieben, die Kalender-Funktion. Ein Architekt kehrte aus praktischen Erwägungen zum klassischen Kalender zurück: „In einem Kalender, da kann ich drinnen rumschmieren, da kann ich auch nachträglich irgendwelche Dinge noch ergänzen oder ich kann sehr schnell im Durchblättern einen Überblick gewinnen. Ich muss jetzt nicht alles in irgendeine Form bringen, wie das Gerät halt einen Eintrag erwartet oder braucht“ (Int. Nr. 7-II, S. 83).

Ein weiterer elementarer Zusammenhang zwischen Handynutzung und der Notwendigkeit sich verstärkt selbst zu organisieren, liegt an wachsenden Optionen: Seien es Kommunikationsmöglichkeiten, Erlebnis-Chancen oder ganz generell Wahlmöglichkeiten. Bereits Mitte der 90er Jahre spricht der Schweizer Soziologe Peter Gross von einer Multioptionsgesellschaft (vgl. Gross 1994: 15f.), die zur „Tyrannei der Möglichkeiten“ führe, geprägt von „Hyperaktivität“ und „Selbstverbesserungszwang“. „Alle Technik und alle Wissenschaft hat irgendwie diesen Blick [im Sinne des In-Besitz-Nehmens, Anmerkung B.B.], den Alltag beherrscht ein Zwang zur Um- und Reorganisation." (Gross 1994, S. 28). Ein Ansatz empirische Evidenz für diese These zu finden, sehe ich in der Art und Weise wie Handys genutzt werden: In den Arbeitspraktiken des Multitasking (vgl. Kapitel 9.2.3), des mobilen Delegierens (vgl. Kapitel 9.2.2), und des individuellen Anrufmanagements.

[219] Aufschlussreich ist der Hinweis von Frau M., dass sich in ihrer Erfahrung aus dem Grenzeinsatz die Handy-Nutzung gegenüber dem Funk durchgesetzt hat. „Ich bin Gruppenkommandant, bin zwischen 12 und 20 Leute zuständig und da ist das Handy natürlich einerseits eingebunden, dass mich die Leute erreichen, weil ich sitze ja nicht draußen auf dem Feld und warte. Wenn aber etwas ist, müssen die mich anrufen, also die Rekruten, dazu ist das Handy. Kein Mensch kennt sich aus (mit dem Funk), sie haben alle eine wochenlange Einschulung, wie das funktioniert, auf der anderen Seite hast du dann ‘Möwe an Adler ’und lauter so Blödsinnigkeiten, das will keiner machen, auch wir alle nicht und somit hat sich das eingebürgert, dass wir das zwar mitzahn, weil das soll gesehen werden, dass wir die Funkgeräte mit haben, aber verwenden tut sie kein Mensch. Und du hörst nur die Hälfte, dann kracht das wieder, dann sind die Batterien leer (…)“ (Int. Nr. 9-IV S. 107).

9.2.1 Anrufmanagement: Zum Umgang mit ständiger Erreichbarkeit

Der Umgang mit ständiger Erreichbarkeit zählt zu den großen Herausforderungen im mobilen Telefonieralltag. Dabei wird technische Erreichbarkeit für manche gleichgesetzt mit sozialer Erreichbarkeit. „Also mir ist es sehr unangenehm, wenn ich einen Anruf in Abwesenheit hab, weil ich eigentlich immer präsent sein will [...] ich hab dann das Gefühl Jössas na, da braucht wer was von mir und ich bin nicht zur Stelle, schrecklich [...] also ich bin auch jemand, wenn ich jemand anderen nicht erreiche, ich könnte 1000 Mal anrufen“ (Int. Nr. 6-I, S. 79). Durchwegs positiv wird Erreichbarkeit erlebt, „falls irgendwas ist, irgendwas Tragisches, damit ich für meine Familie erreichbar bin“ (Int. Nr. 3-III, S. 32). Erreichbarkeit als familiärer Sicherheitsanker beschreibe ich noch genauer in Kapitel 9.4. Auch wenn die Mehrzahl der Befragten angibt sehr gut erreichbar zu sein, geht für manche die Dringlichkeit vorrangig aus einer beruflichen Verpflichtung hervor. „Also bei Vorgesetzten heb’ ich sofort ab, ich würde nie einen Chef warten lassen, das tu ich nicht. Maximal ein paar Externe, da sage ich: ‘Okay, der will eh was von mir, ich muss da jetzt nicht abheben’, aber wenn mich mein Vorstand anruft, hebe ich sofort ab, egal wo, da gehe ich aus jeder Besprechung raus bei jedem Abendessen. [...] Also bei Freunden bin ich leider sehr nachlässig und schleißig“ (Int. Nr. 8-I, S. 97).

Setzen die Einen, Erreichbarkeit mit unmittelbarem Abheben des Telefons gleich, kontrollieren andere Erreichbarkeit mittels technischer (Sprachbox, Information über Anrufe in Abwesenheit) und sozial-kommunikativen Justierungen (Lügen). Wer jetzt nicht reden kann oder will, macht sich die Technik zunutze: Sei es einen Anruf sofort abzulehnen, nur kurz abzuheben, lautlos zu stellen, auf die Sprachbox umzuleiten oder man redet sich auf schlechtem Empfang oder Funkloch aus, um nicht weitersprechen zu müssen. Zwei Befragte gaben offen zu, bei Anrufen, die sie abkürzen bzw. vermeiden, wollten zu lügen, bzw. ‘strategisch’ das Handy zu überhören. „Naja, manchmal mag man nicht erreicht werden und es ist aber eigentlich peinlich. [...] Dann behaupte ich halt, ich hab’s nicht gehört, ablehnen in dem Sinn, dass ich drauf drücke, mache ich nicht“ (Int. Nr. 18-II, S. 212). „[...] wenn es mir zu lange dauert, werd’ ich relativ nervös am Telefon, dann erfind’ ich immer was, warum ich grad auflegen muss“ (Int. Nr. 8-I, S. 99).

In Zeiten totaler Erreichbarkeit dient Anrufmanagement dazu, Freiräume proaktiv wie autonom zu gestalten. Erkennbar sind ein haushälterischer Umgang mit Zeit sowie individuelle Strategien um den individuell passenden Kommunikationszeitpunkt festzulegen, was durchaus in eine Logik des Selbstmanagements passt. Dieses Kapitel umreißt individuelle Strategien und stellt Gruppen übergreifende Umgangsformen vor: 'Anrufe in Abwesenheit' stellen ein spezielles Kommunikationsangebot dar, sie informieren über Anrufe, ohne den verbindlichen Charakter einer Nachricht auf der Sprachbox. Sehen die Einen im Rückruf ein Gebot der Höflichkeit, rufen andere aus beruflicher Gewissenhaftigkeit oder Dienstleistungsbewusstsein zurück, tun es wiederum andere „weil ich nicht vor Neugier sterben will [...] wenn ich es nicht weiß, was der jetzt wollte. Da ruf ich viel lieber zurück und frage" (Int. Nr. 1-IV, S. 4).

Die Sprachbox[220] am Handy ist eine weitere Umgangsweise mit Nicht-Erreichbarkeit bzw. damit Nicht-Abheben zu müssen/wollen. Bis auf eine Person besprechen alle Interviewten ihre Sprachbox und hören sie regelmäßig ab, manche innerhalb von zehn Minuten, andere innerhalb von zwei Tagen. Der Sprachbox unterliegt ein bestimmter Aufforderungscharakter, was ein Grund sein könnte, warum Frau L. diese nicht gerne abhört: „Können immer unangenehme Sachen drauf sein. Keine Ahnung, dass ich wieder irgendwo nicht zurückgerufen hab' und dann schon die böse dritte Meldung oben hab" (Int. Nr. 8-I, S. 96). Die Sprachbox verwandelt einen Anruf in eine Bringschuld und ist für manche eher eine Art Auffangbecken für ineffiziente Kommunikation[221]. Dahin gehend lässt sich die Aussage der einzigen befragten Person ohne Mailbox-Nutzung interpretieren. „[...] viele reden gar nichts drauf, dann hörst nur immer 'zick – auflegen – zick – auflegen'. Dann sind Nachrichten drauf, die eigentlich zu 80 Prozent unnötig sind, weil da hätte er können noch mal anrufen, dann muss man sie zurückrufen, nicht nur, dass es mein Geld kostet, – weil er wollte, ja etwas von mir – hab' ich es abgeschaltet" (Int. Nr. 15-III, S. 180f.). Im Gegensatz dazu findet der Bauunternehmer Herr J., „[...] das Mailboxsystem ganz praktisch. Manchmal ist es so, dass Informationsflüsse drei, vier Mal hin und her gehen, alles über die Mailbox und man dann

[220]Die Befragten verwenden Sprach- oder Mailbox synonym für die Anrufbeantworter-Funktion des Mobiltelefons.

[221] Als ineffiziente Anrufe verstanden einige Befragte Anrufe ohne Informationsgehalt, auch anlasslose Höflichkeitsanrufe.

trotzdem zu einem Ergebnis kommt. Das Thema sind immer Abläufe, wo ich sage am Ende des Gesprächs hat jeder die Information, die er braucht und so gesehen ist das Handy schon eine tolle Erfindung“ (Int. Nr. 4-III, S. 47).

Der Umgang mit ständiger Erreichbarkeit wird besser verständlich mit Rückgriff auf das Repertoire technisch formatierter Kommunikationsweisen. Als Nächstes stelle ich allgemeine Umgangsformen mit Anruferkennung (und ggf. -Blockierung) vor und beschreibe spezifische Nutzungsszenarios für lautlose Erreichbarkeit via SMS, E-Mail und Vibracall. Generell besteht ein situativer Vorteil des Anrufenden gegenüber dem Angerufenen, indem der Zeitpunkt individuell festlegt, und man sich gedanklich auf den Gesprächsinhalt vorbereiten kann. Zugleich ist es der Punkt, wo die Erreichbarkeit des Einen, in das ausgeliefert Sein des Anderen umschlagen kann. Abhilfe verschafft die Anruferkennung, die – allerdings nur von den älteren Befragten[222] – als spezieller Bonus des Mobiltelefons wahrgenommen wird. Herr J., 42:

> Also ich heb’ praktisch nie ab, ohne hinschauen [...] wenn ich meinen ganzen Namen sage, dann sagen die Leute: ‘Hey warum so förmlich?’ und deshalb schau’ ich immer hin, weil es doch ein Unterschied ist, für wen man abhebt und ich die Leute meistens schon anspreche, aktiv...ist halt meine Art, vielleicht schon wieder Zeit sparen. (Int. Nr. 4-III, S. 49)

Über die Anruferkennung kann man Anrede-Zeit einsparen, oder sich persönlich Zeit nehmen, wie Frau P.:

> Wenn ich grad keine Lust, oder keine Zeit hab’ oder gerade im Geschäft bin und Kundschaft hab’, dann schalte ich einfach auf ‘nicht annehmen’ und dann wird es abgewürgt, oder wenn ich die Nummer nicht kenne, dann gehe ich prinzipiell nicht ran. (Int. Nr. 13-I, S. 151)

Das Handy erweist sich diesbezüglich als Netzwerkmedium, die Identifikation mit einer Gruppe entscheidet über Partizipation.

> Also aus unserem Bekanntenkreis irgendwie macht das keiner [Rufnummernunterdrückung, B.B.], unbekannte Nummern mag keiner – und durch diese Anrufererkennung kriegt das Ganze auch Priorität. Du sagst dann

[222] Als ‘älter’ gelten hier Personen, die in ihrer Jugend noch nicht mit einem Handy sozialisiert wurden. Zum Zeitpunkt der Interview-Erhebung waren diese Menschen älter als 35 Jahre (vgl. Kapitel 3.2.1).

> halt, o. k. das ist der, für den nehme ich mir jetzt die Zeit, mit dem quatsch ich jetzt kurz, schau was er will [...]. (Int. Nr. 2-I, S. 21)

Der kontrollierende Aspekt der Anruferkennung führt bei vielen Befragten dazu, dass ‘unbekannte Anrufer’ gar nicht angenommen werden. Frau L. hebt diese Anrufe nicht ab weil „Die Gefahr, dass es, was Schlechtes ist, ist größer als dass es, was Gutes ist“ (Int. Nr. 8-I, S. 98). Andere rufen trotz unbekannter Nummer zurück, „[...] weil das könnten, dann irgendwelche neuen Kontakte sein, keine Ahnung, was *(längere Pause)* ja.“ (Int. Nr. 7-II, S. 87). Herr M. vertraut auf eine technische Lösung, womit er Erreichbarkeit selektiv vergeben kann: „Ich habe eine Melodie für Nummern, die gespeichert sind und eine Melodie für Nummern die unbekannt sind. Sodass ich am Läuten schon weiß, jetzt kann der oder der anrufen, oder jemand, den ich nicht kenne. Weil das bietet, mir auch die Chance zu drücken und zu sagen, will ich nicht.“ (Int. Nr. 10-IV, S. 110).

Wie in Kapitel 6.4.2 auf theoretischer Ebene formuliert, ist Telefonkommunikation mehrfach in Nähe-Distanz-Beziehungen eingebunden. Wie problemlos bzw. konfliktreich erleben die Befragten Telepräsenz bzw. ‘vermittelte Gegenwart’? Die Möglichkeit jederzeit reden, und sich bei jemandem ausreden zu können, erfordern ein filigranes System der Selbst- und Anrufkontrolle, vielfältige Faktoren werden in Sekundenschnelle abgewogen. Soll das telepräsente Gegenüber ‘ab’- bzw. ‘weggedrückt’, ‘abgewürgt’ werden, wie das Ablehnen von Telefonanrufen umgangssprachlich bezeichnet wird?

> Die ich aktiv ablehne und wo ich einfach nicht ran gehe, das sind zwei verschiedene Situationen. Wenn ich es aktiv abdrehe, also wenn ich wen wegdrücke, dann ist das eine Besprechungssituation, da hab’ ich das Handy aufgedreht, weil nämlich irgendwer anrufen sollte und wenn jemand anderer anruft, wo ich denke das passt, das ist privat oder sonst irgendein ‘Gschafftl’, dann drücke ich ihn weg. Wenn ich grad keine Lust hab auf jemand, so normal, dann drücke ich nicht weg, sondern dann gehe ich einfach nicht ran und registriere, wer es ist und wann ich den zurückrufen will. (Int. Nr. 1-IV, S. 6)

Wer sich dieses innere Abwägen ersparen will, lässt das Telefon einfach läuten und wartet, bis sich die Mailbox einschaltet, wie Herr N.: „Ich lass das Handy aus-

klingeln. Die dürfen dann in die Mobilbox [...] wegdrücken finde ich unhöflich, also ungut [...]“ (Int. Nr. 11-III, S. 131).
Die häufige Bevorzugung des telepräsenten Gesprächsgegenübers führt dazu, dass manche Gesprächspartner das Wegdrücken des Anrufenden fast als ein Kompliment auffassen und reagieren positiv verwundert: „Wenn ich’s eben wegdrück’ da sagen sie: ‘Na brauchst doch nicht wegdrücken, ich sag’, sicher, jetzt reden wir’. Also ich bin dann oft überrascht, wie demütig die Leute sind oder wie wichtig manche Leute das nehmen, ein Telefonat wegzudrücken“ (Int. Nr. 5-II, S. 59).

Eine weitere Umgangsform besteht im Verschieben der Kommunikation auf einen späteren Zeitpunkt, was von den Befragten recht unterschiedlich beurteilt wird. „Das finde ich am aller Schlimmsten abzuheben und zu sagen: ‘Ich hab keine Zeit’, ist ja wohl das schwachsinnigste, was man tun kann. Da dreh’ ich das Läuten ab und aus, oder drücke auf Ablehnen“ (Int. Nr. 14-II, S. 157). Ärgern sich die Einen über die Ineffizienz der Aussage ‘Ich kann jetzt nicht’, findet – nur Frau K. – das unkommentierte Wegdrücken unhöflich und lehnt es grundsätzlich ab. Sie spricht mit jedem, zu jeder Zeit, selbst wenn es sie manchmal unter Druck setzt: „Zum Beispiel nehme ich mir das Handy sogar aufs Klo mit, wenn ich jetzt wirklich am Klo sitze und es läutet, das mag ich ehrlich gesagt weniger. Da lehne ich auch nicht ab, da sag ich: ‘Entschuldigung ich bin gerade auf der Toilette, ich rühr’ mich gleich’“ (Int. Nr. 6-II, S. 73).

Das Mobiltelefon als immer bereite Maschine bietet vielfältige Möglichkeiten der Anrufkontrolle, was wiederum vom Einzelnen verlangt, bestimmte Kriterien für das eigene Telefonierverhalten festzulegen. Eine technische Variante einer gewissen Vorselektion der Anrufe ermöglicht die Zuordnung verschiedener Klingeltöne an verschiedene AnruferInnen-Gruppen. Frau A. erkennt das entsprechende berufliche oder private Umfeld bereits am Läuten und entscheidet dann: „Will ich das jetzt, oder will ich das nicht? Also das ist für mich die Differenzierung, abgesehen davon, dass ich solche Spielereien gern mag, [...] ist das für mich das Signal ‘Kann ich das jetzt Brauchen?’ ‘Will ich das jetzt, die Sorte Telefonat oder nicht?’ ‘Also gehe ich ran, oder nicht?’“ (Int. Nr. 1-IV, S. 5). Andere entziehen sich punktuell der mobilen Erreichbarkeit, um konzentriert arbeiten zu können. „Zum Bei-

spiel wenn ich was programmiere, oder so. Ich weiß jetzt, ich muss bis morgen, oder bis nächste Woche irgendwas machen und ich hab' wirklich Stress und Leistungsdruck, da drehe ich meistens das Handy auch ab, oder auf lautlos. Also auf lautlos stelle ich es dann meistens." (Int. Nr. 14-II, S. 162)

Naheliegender Weise hängen Telefonpraktiken von dem jeweiligen Gesprächsrahmen ab: Geht es in diesem Abschnitt eher um private Settings, beschäftigt sich Kapitel 9.3 nochmals gezielt mit dem beruflichen Kontext. Die Mehrheit der Interviewten reflektiert die Frage, ob ihr Anruf passt, in welcher Situation sie den Angerufenen telekommunikativ antreffen. „Man weiß nie, was macht das Gegenüber grad, ist das gestresst, will das eigentlich gar nicht telefonieren, telefoniert der mit dir jetzt nur eines Gefallen wegen, weil du ein Freund bist und er dich jetzt nicht abwimmeln will – in Wirklichkeit hat er aber gar keine Zeit zu telefonieren" (Int. Nr. 2-I, S. 20). Im persönlichen Telefonnetzwerk erkennen viele bereits in den ersten Sekunden, ob der Anruf gelegen kommt. „Wenn ich eh schon geladen bin, oder Angst hab, oder unter Druck stehe und dann kommen da noch ein paar so Sachen rein, wobei die Leute, Gott sei Dank, schon sagen: 'Oh, oh, ich merke schon, bei dir ist irgendwas', sie sagen sie erkennen das schon an der Stimme. 'Ich glaub es passt gerade nicht' (Int. Nr. 4-III, S. 52).

Wie werden subjektiven Stimmungslagen und objektive Anliegen im Beziehungsdreieck Angerufene/r, Anrufer/in und Gesprächs-Vis-a-vis berücksichtigt? Frau E.:

> „Also wenn das irgendein Gespräch ist, beruflich oder privat, wo eine gewisse Tiefe erreicht ist, wo ich einfach nicht Lust hab', da völlig herausgerissen zu werden, da schau' ich kurz aufs Display, und wenn das einer von den Leuten ist, die eh oft anrufen, dann drück' ich ihn einfach weg, und wenn ich weiß, da ist nicht gerade der Vater gestorben oder so, dann drück' ich ihn eben auch weg, also ich drück' meistens weg, wenn ich *(lachend)* in Gesprächen bin. Also...ich find's auch unhöflich, wenn ich mit guten Freundinnen da grad' über Beziehungsprobleme rede, und die heben zum dritten Mal ab, dann ist das oft störend und ich mag das dann auch von anderen nicht. Aber das ich jetzt private Zeit quasi Beziehungszeit und wenn bei einem Beziehungsgespräch dann ständig angeklopft und gewechselt wird –

> also das tu ich nicht und erwarte von meinen Freundinnen auch [...].“ (Int. Nr. 5-II, S. 59)

Eine weitere Variante des Anrufmanagements besteht in der SMS-Nutzung mit der spezifischen Eigenschaft kommunizieren zu können, ohne sprechen zu können/müssen. „Ich war letztes Wochenende auf einer Konferenz und bin da drinnen gesessen und hab natürlich gelegentlich etwas getippt, empfangen oder so. Also gerade in Umgebungen, wo man nicht sprechen soll oder darf, ist das [SMS, B.B.] ganz praktisch, um einem nicht allzu nahen Freund zum Geburtstag zu gratulieren…so kleine nette Aufmerksamkeiten, das ist schon ganz gut“ (Int. Nr. 7-II, S. 83). Wie an dem Beispiel ablesbar wird, werden SMS oft in Multitasking-Situationen eingesetzt, aber auch zur Delegation und Dokumentation von Arbeiten, wie ich es in den Kapitel 9.2.2 und 9.2.3 noch beschreiben werde. SMS ist auch eine klassische Kommunikationsform, die stark im beruflichen Kontext verwendet wird, um auch während Besprechungszeiten in gewissem Ausmaß erreichbar zu sein oder um prägnant Inhalte zu vermitteln. „Da bin ich in gewisser Weise der Meinung, dass der Informationsgehalt von einer SMS besser ist, weil es sich die Leute zweimal anschauen können, meistens sind es Informationen, wo ich irgendwelche Daten mitschicke, oder Telefonnummern, oder Adressen, oder sonst irgendwas“ (Int. Nr. 4-III, S. 46; vgl. Kapitel 9.3). Die Schriftlichkeit der SMS-Kommunikation hat einen weiteren Vorteil: „Für mich sind SMS ein ‘Short-Time-Memory’ meiner Ereignisse und ich schau’ sie manchmal durch und find’ das recht schön meine SMS – ja und wenn dann die SIM-Karte weg ist oder so, dann sind sie halt weg. Also ich heul’ dem jetzt nicht monatelang nach, aber ich versuch‘s schon immer so ein bisschen mitzuschleppen“ (Int. Nr. 5-II, S. 62). Hier tritt ein Spezifikum des Mobiltelefons hervor, das die ‘Flüchtigkeit’ des sprachlichen Kommunikationsmediums Telefon mit der (digital relativen) Beständigkeit schriftlicher Kommunikation kombiniert.

Insgesamt verdeutlichen die unterschiedlichen Verwendungsweisen des Anrufmanagements, dass kaum standardisierte Umgangsformen erkennbar sind. Die einzig signifikante Kategorie in einem unterschiedlichen Umgang mit Erreichbarkeit

und damit verbundenen Höflichkeitsnormen besteht in der Kohorte Alter[223], die in den Ergebnissen in Kapitel 9.5 zusammengefasst wird. Bestätigen lässt sich ein „strategischer Umgang mit Erreichbarkeit“, wie es Burkart (2007, S. 60) nennt, den ich aber im Gegensatz zu seiner These, nicht als Folge asymmetrischer Machtbeziehungen und der sozialen Stellung, interpretiere. Telefonverhalten als eingeschriebenes Machtverhältnis zu begreifen, greift meiner Meinung nach viel zu kurz. Vielmehr sehe ich im Anrufmanagement eine hochgradig reflektierte Praxis aktiv zwischen beruflichen wie privaten Anforderungen, subjektiven Vorlieben und objektiven Notwendigkeiten, zu vermitteln. Umgangsformen mit Erreichbarkeit hängen eng mit beruflichen Anforderungen zusammen, die im Umgang mit privaten Erreichbarkeitsbedürfnissen – meist informell – akkordiert, entlang Routinen habitualisiert werden. Mehrfach weisen Befragte auf die Personen ihres persönlichen Umfeldes hin, die mit ihrem Anrufmanagement vertraut sind. „Ich kann es [das Handy, B.B.] auch gut ausschalten und das wissen meine Leute. Was ich auch oft tu [...] dass ich es auf lautlos [...] und ich nicht abheb’ und ruft halt’ einen Tag später oder eine Stunde später zurück. Also ich fühl’ mich jetzt nicht närrisch daran gebunden, jetzt immer antworten zu müssen“ (Int. Nr. Nr. 5-II, S. 57). Diese peer-group spezifische Einübungsweise betrifft nicht nur den Umgang mit FreundInnen, sondern auch mit KollegInnen und vertauten GeschäftspartnerInnen. Nach dem Umgang mit Erreichbarkeit behandelt das nächste Kapitel, wie das Mobiltelefon beruflich, aber auch privat genutzt wird, um den Lebensalltag zu organisieren, Arbeiten zu delegieren und wie das Mobiltelefon als Dokumentations- und Protokollinstrument verwendet wird. Umgemünzt in eine Sprache des Selbstmanagements entspricht dieses Kapitel den Prinzipien „Kontrolliere und entscheide bewusst welche Ereignisse du in dein Leben lässt“ und das nächste Kapitel „Erfasse alle Aufgaben in einem System außerhalb deines Kopfs“ (vgl. Allen 2010).

[223] Deutlich werden altersspezifisch bedingte Umgangsformen etwa im Umgang mit abgelehnten Anrufen, welche mir die Befragten erzählten. „[...] außer meine Oma, die ist dann so penetrant, die ruft dann sieben Mal hintereinander an in zehn Minuten, ja aber das sind halt Omas“ (Int. Nr. 5-II, S. 57). „[...] meine Mutter die anruft, die würde auf einem Handy nie was auf die Mailbox sagen, weil sie das nicht gewohnt ist, die ist vom Festnetz, aha ist niemand da, hebt niemand ab. Patsch leg ich auf.“ (Int. Nr. 10-IV, S. 121). Oder meine eigene Mutter; vergeblich versuche ich ihr klarzulegen, dass eine Sprachbox-Nachricht mit der Ansage ‘Mama’ nicht nur wenig informativ, sondern aufgrund der Anruf-in-Abwesenheit-Funktion obendrein redundant ist. Diese Fälle interpretiere ich als nicht gelungene Übertragung der Handy-Spezifika auf das eigene Telefonverhalten. Für die älteren Befragten ab 35 Jahren des Sampels trifft dies natürlich nicht zu. Ihnen geht es stärker um den Umgang mit sozialen Normen wie der Handynutzung in persönlichen Gesprächen, Verbindlichkeit von Terminvereinbarungen und Erreichbarkeits-Abgrenzungen, worauf ich noch in Kapitel 9.2 eingehe.

9.2.2 Organisieren, delegieren, dokumentieren: Wie das Handy Optionen eröffnet und handhabbar macht

Wie in Kapitel 9.1 dargelegt, gehört eine gelingende Bewältigung der *Arbeit des Alltags* (vgl. Jurczyk 1993) zur Grundvoraussetzung individueller Lebensführung. Die (zeit)ökonomische Relevanz dieser Tätigkeiten untermauern Zahlen: 2001 beträgt der Zeitaufwand für unbezahlte Arbeit das 1,7-fache verglichen mit der Zeit, die für Erwerbsarbeit aufgewandt wird. Umgerechnet in Werte des Bruttosozialproduktes entspricht die Wertschöpfung der privaten Haushalte der Summe des produzierenden Gewerbes (ohne Baugewerbe), Handel, Gastgewerbe und Verkehr (vgl. Schier/Jurczyk 2007, S. 10). Es betont den Stellenwert der Beschäftigung mit Fragen der Alltagsorganisation und welche Bedeutung darin dem Mobiltelefon zukommt. So benutzen alle befragten Personen das Handy, um berufliche wie private Dinge zu organisieren. Das Handy übernimmt substanziell wichtige Koordinationsfunktionen der Termin- und Aufgabenplanung für Arbeit und Freizeit. Die zusätzlichen Aufgaben der Vereinbarkeit von Beruf und Familie und wie dafür das Handy eingesetzt wird beschäftigt mich in Kapitel 9.4 und spezifisch beruflich zuordenbare Organisationsaufgaben in Kapitel 9.3.

9.2.2.1 Organisieren

Den Großteil der Organisationsaufgaben, welche die Befragten dem Handy übertragen, sind telefonische Abstimmungsgespräche, mit dem besonderen Vorteil sie nebenher erledigen zu können. Frau K., Schmuckdesignerin, Verkäuferin und Mutter zweier betreuungspflichtiger Kinder, gibt ein Beispiel, wie das Handy ihre Alltagsorganisation erleichtert. „Man kann sich kurzfristig Termine ausmachen. Zum Beispiel ich sitze in der Straßenbahn, mir fällt ein ich sollte mir einen Arzttermin ausmachen, dann hab ich meine Ärztin eingespeichert im Handy, zack ruf an, hab den Kalender parat und kann mir einen Termin ausmachen“ (Int. Nr. 6-I, S. 74). Frau L. ‘liebt’ nach Eigenangaben ihren Blackberry[224] weil, „wenn mir etwas einfällt, was ich alles erledigen muss, trage ich es mir im Kalender für den nächsten Tag ein und dann weiß ich, ich kann es vergessen und am nächsten Tag, wenn ich den Computer einschalte, weiß ich, dass die Erinnerung drinnen steht“ (Int. Nr.

[224] Zur Erklärung: bei dem Blackberry handelt es sich, um ein – mittlerweile recht erfolgloses – Vorgängermodell der internettauglichen Multifunktionshandys, Smartphones, iPhones.

8-I, S. 100). Die Hälfte der Befragten verlässt sich auf die Erinnerungsfunktion des Handys, um sich an Geburtstage, wichtige Termine erinnern zu lassen. Bis auf zwei Personen ist das Handy so wichtig, dass sie umkehren würden, falls sie es beim außer Haus gehen vergessen hätten. Aber die Mehrzahl der Befragten vergisst das Handy einfach nicht, der 25-jährigen Frau M. ist es in zehn Jahren noch nie passiert. „Das ist eingebunden, wie das Zusperren oder die Alarmanlage aufdrehen, oder dass ich mich anziehe, das ist einfach Struktur, wie ich meine Sachen mithab', wie ich mein Messgerät mit hab' [für Diabetes, B.B.]" (Int. Nr. 9-IV, S. 115).

Die Beschreibungen der Befragten, wie das Handy den Alltag erleichtert lässt sich in zwei Themenkategorien zusammenfassen: Verspätungen ankündigen und vergessene Dinge, Angelegenheiten rückfragen bzw. delegieren. Die damit gewonnene Flexibilität erlebt Frau M. durchwegs positiv:

> Man kann einfach jederzeit kurz anrufen und Bescheid geben, dass man später kommt, oder dass wir uns woanders treffen, oder wo man gerade ist, oder was auch immer. Ist schon wesentlich angenehmer. Ist einfach einfacher, als wenn ich, wie soll ich den Menschen sonst erreichen? Beziehungsweise wir haben uns an das gewöhnt, glaub ich, früher hast du halt gesagt um acht kommst du heim und jetzt macht man das alles übers Handy, dass man halt immer wieder kurz dazwischen Bescheid gibt, oder Dinge erfährt, oder sonst was. Es ist schon angenehmer. (Int. Nr. 9-IV, S. 115)

Für das Phänomen sich zu koordinieren, ohne sich auf fixe Termin- und Ortsabsprachen festlegen zu müssen, haben Ling/Yittri den Begriff „Mikrokoordination" etabliert und leiten daraus die enge Bindung vieler Menschen an ihr Handy ab (Ling/Yittri 2006, S. 139). In Alltagssprache übersetzt, heißt es: 'Wir rufen uns noch zusammen'. Hier schließen die praktischen Erfahrungen an, was auf theoretischer Ebene in Kapitel 6.5 als Sichtweisen auf das (Mobil-)Telefon als Medium der Selbstorganisation bzw. Desorganisation beschrieben wurde. Begrüßt die Mehrheit der Befragten, auch in transnational durchgeführten empirischen Erhebungen (vgl. Ling 2004, S. 58f.) die Disponierungsmöglichkeiten des Mobiltelefons, beklagen einige Sozialforscher diesen Einstellungswandel. Mit dem Pathos des Kulturpessimisten erkennt Karlheinz Geißler im *Simultanten* eine führende

Sozialfigur der Gegenwart, die durch Vergleichzeitigung die Handlungs- und Erlebnismöglichkeiten pro Zeiteinheit steigern möchte und daher wenig mit Weltanschauungen, Konvention und festen Standpunkten anfangen können. „Längst kommen die Schnäppchenjäger, es sind die konsumistischen Abkömmlinge der Simultanten, ohne Uhr aus, nie aber ohne Handy. Ihr sinnfreier, chronisch hektischer Aktionsrausch zwingt sie zu einer mobilfunkgestützten Dauerbereitschaft“ (Geißler 2010, S. 339). Ebenso kritisch aber analytisch differenzierter, beschäftigt sich der Schweizer Kommunikationsforscher Hans Geser mit dem veränderten Alltagsleben durch die Mobiltelefonie. Die Zunahme spontaner Ad-hoc-Koordination macht das soziale Leben unberechenbarer, wodurch es schwieriger wird, komplexere Formen sozialer Kooperation aufrechtzuerhalten (vgl. Geser 2006, S. 30f.). Familiensoziologische Studien dürften ihm insofern Recht geben, dass zum Beispiel die „Herstellung von Familie“, mit gemeinsamen räumlich-zeitlichen Praktiken, zunehmend zur eigenen Aufgabe, Leistung wird (Schier/ Jurczyk 2007, S. 16f.).

Auch aus eigener Erfahrung weiß man, dass das Mobiltelefon eine Optionsmentalität fördert, es verhilft zu spontanerem Handeln, reduziert mitunter die persönliche Verbindlichkeit. Hier einige Beispiele, welche veränderten Alltagsroutinen die Befragten als positiv bzw. negativ[225] erleben. Allgemein erleben viele die Möglichkeit jemanden etwas sofort mitteilen zu können, statt es sich merken, bzw. aufschreiben zu müssen, als eindeutiges Handy-Plus. „[...] hab’ jetzt grad den Geistesblitz und denk mir, o. k. das muss ich dem jetzt unbedingt sagen. Oder ich bin einkaufen und ich seh’ irgendetwas, was ich dem gern mitteilen würde, weil ich es dann in drei Stunden sowieso wieder vergessen hab“ (Int. Nr. 2-I, S. 19). Auch die Freizeitgestaltung profitiert von der kommunikativen Flexibilität. „Ich finde das eigentlich dann schon nett, wenn man sagt, o.k. man ruft sich zusammen: ’Was hast du heute vor?’ So spontane Sachen kann man ausmachen [...] ‘Wir gehen heute Abend tanzen, was ist, geht ihr mit?’“ (Int. Nr. 15-III, S. 187).

[225] Auch in diesem Punkt erweist sich Alter als Erklärungslinie. Von den wenigen kritischen Stimmen hinsichtlich der negativen Auswirkungen dieser Optionsmentalität waren alle mindestens 39 Jahre alt.

Die 27-jährige Frau J., pendelnde Projektmanagerin, nebenberuflich mit wissenschaftlichen Arbeiten und ehrenamtlichen Engagement beschäftigt, bejaht das Handy als wichtigen Alltagshelfer rundum:

> Viel besser, viel dynamischer und ich bin echt aufgeschmissen an meinen Patchwork-Days ohne Handy. [...] zuerst noch irgendein berufliches Treffen, wo wir noch irgendwelche Sachen besprechen, und dann meistens noch ein privates Treffen und dann um 11 oder halb 12 noch zu meinen Freunden nach Hause oder eher zu mir [...] – ich hab nicht oft mein Handy vergessen – aber die Tage, wo ich es vergessen habe, die waren echt mühsam. Weil dann ist es einfach nicht mehr möglich, so flexibel zu sein. O. K. das erste Treffen ist meist fix, das ist um halb 8 irgendwo, und spätestens ab dem zweiten Treffen geht es dann einfach nimmer, weil das ist auf Abruf [...] und wenn ich aber nicht anruf', dann gibt es das Treffen nicht [...]. (Int. Nr. 5-II, S. 61)

Diese „approximeetings" begleiten eine gewisse Art der Ungewissheit, Unsicherheit (Plant 2003, S. 61). Die Optionalität dieser Treffen erfordert außerdem (Frustrations-)Toleranz, Verständnis, wenn sie nicht zustande kommen. Was häufig bei Frau J. vorkommt, ist, dass sie Vereinbarungen trifft, wo „man quasi so halb gebucht ist und dann nicht mehr angerufen wird [...] ja, wenn's ab und zu mal aus Versehen aus irgendwelchen Gründen, weil die Beziehung gerade in die Brüche gegangen ist oder so, klar. Aber es passiert manchmal, dass man nicht mehr zurückgerufen wird, ja da ist eine Entschuldigung notwendig [...], wenn man da wartend irgendwie hängen gelassen wird, weil das ist, ja wie ein Versetzen, aber es ist auch absolut verständlich und verzeihbar" (ebda, S. 62).

Diese Duldsamkeit bzw. selbstverständliche Umgang mit Unverbindlichkeit muss gelernt werden, diesen Technik-Aneingungsprozess beschreibt Frau V.: Die 39jährige Journalistin erzählt, wie das Mobiltelefon grundlegend die sozialen Umfangsformen veränderte. Beginnen die Menschen des nahen Umfelds sich mobil zu arrangieren, steigt die Attraktivität des Netzwerkmediums Handy.

> [...] ich hab mich immer wahnsinnig geärgert, als ich kein Handy hatte und die anderen schon, dass es nicht mehr möglich war, sich mit jemand ordentlich zu verabreden. Ja, treffen wir uns um neun am Jonas-Reindl [Verkehrsknotenpunkt in Wien, B.B.], und dann hat man nicht gewusst wo und

> irgendwer ist irgendwo gestanden, und dann haben sich die Leute aufgeregt. ‘Ja, wieso hast du kein Handy?’, man ist zu spät gekommen, konnte das dem anderen nicht schnell sagen, weil eben kein Handy. Heute mit dem Handy ist es wurscht, dann komm ich schnell zu spät. (Int. Nr. 18-II, S. 209).

Auf den Umgang mit Zeit, und dem brüchig werden einer modernen Primärtugend, Pünktlichkeit, gehe ich noch in Kapitel 9.2.4 genauer ein.

Indem die Mobiltelefonie die Möglichkeit bietet, jederzeit rückzufragen, eröffnet es Gesprächsmöglichkeiten, die eine Planung alltäglichster Dinge unnötig machen und zu Situationen führt, die allen LeserInnen vertraut sind. „[...] früher hast du dir einen Zettel geschrieben und bist einkaufen gegangen. Heute stehst vor dem Regal, weißt nicht, was du kaufen sollst, was machst, rufst die Freundin an, rufst den Freund an, rufst die Mutter an, oder wen auch immer. ‘Du ich bin jetzt beim Regal mit den Teigwaren, sollen wir jetzt Bandnudeln oder …?’ (Int. Nr. 10-IV, S. 123). Bereits vor der sachgemäßen Entsorgung, bringt das Mobiltelefon also jede Menge Kommunikationsmüll hervor oder redundante Kommunikation, wie man es charmanter nennen könnte. Der Wirtschaftsessayist Wolf Lotter beobachtet die Zunahme von Informations-Müll auch in der Geschäftswelt, die er hämisch beschreibt.

> „Der nervöse Kerl im Flugzeug, der während Start und Landung den Zeigefinger auf der Einschalttaste seines Blackberrys hat, weil er ein paar Minuten nichts tun und Unfug wie ’bin auf dem Weg zum meeting, cu ben’ tippen darf. Solche Menschen produzieren bis zu 300 Mails, SMS oder anderen Info-Müll pro Tag, und das heißt, dass mindestens 300 andere Leute diesen Müll bekommen. Dieser Spam füllt das, was die Multitasker als ‘ihr Netzwerk’ bezeichnen, also die Gesamtheit ihrer Opfer, die gleichsam auch Täter sind. Warum werden in einem Land, in dem sonst alles geregelt ist, eigentlich Kommunikationsgeräte ohne Waffenschein verkauft?“ (Lotter 2008, S. 55).

Im Zeitalter elektronischer Dauererreichbarkeit fällt Kommunikationsmüll an, insofern ist es nicht verwunderlich, dass das Anfang der 1990er Jahre entwickelte Konzept der Kommunikationsökologie (vgl. Mettler-Meibom 1994) ‘wiederentdeckt’ wurde. Kommunikationsökologie beschäftigt sich mit Bedeutung und Strategien,

um ein Gleichgewicht zwischen persönlicher und nicht-technischer Kommunikation herzustellen (vgl. Becker 2002, S. 134ff.).

Aufschlussreich an dieser Stelle finde ich eine theoretische Rückbindung an Fragen des Selbstmanagements, das von der Vorstellung einer effizienzorientierten Durchgestaltung des eigenen Lebens ausgeht. So dient das Mobiltelefon als Instrument zur Effizienzsteigerung, man kann Treffen kurzfristiger gestalten, Rückfragen rasch organisieren, zugleich produziert es jede Menge ineffiziente Kommunikation im Stil von 'Ich komme um 10 Minuten später', 'Wo bist du?' 'Was soll ich einkaufen?' Was für die einen lästiger Kommunikationsmüll ist, drückt für andere soziale Verbundenheit und Aufmerksamkeit aus. Die essenzielle Frage ist dabei: Worin besteht effizientes telefonieren? Wer definiert die Standards, gibt Maßstäbe vor? Im beruflichen Kontext heißt effizientes Telefonieren, ergebnisorientiertes Telefonieren. In verkaufs- und dienstleistungsorientieren Berufen gehört sie zum Jobprofil und wird in Telefon-Trainings[226] gezielt trainiert. Und einfache Telefon-Checklisten sind ein wichtiger Inhalt jedes Selbstmanagement-Ratgebers. Geht es beim Telefonieren überhaupt um Effizienz oder Effektivität? Im Gegensatz zur Sozialwissenschaft gibt es im betriebswirtschaftlichen Begriffsapparat eine genaue Unterscheidung zwischen diesen Begriffen, die ein differenzierendes Verstehen erlaubt. So definiert Effizienz ökonomische Wirksamkeit, ob sich Projekte 'rechnen', ausgedrückt in der Maxime: 'Do the the things right!'. Effektivität zielt auf die operative Umsetzbarkeit ab, legt den Fokus auf die Ebene des Handelns, fragt ob Maßnahmen 'greifen', verkürzt auf die Maxime: 'Do the right Thing!'. Es verdeutlicht die Bedeutsamkeit eines individuell wie Gruppen übergreifend, akkordierten Anrufmanagements, da die Telefongewohnheiten des Einen, den Anderen stören. „Weil man eben immer verfügbar ist, weil jeder glaubt, jetzt fällt ihm was ein und das muss er unbedingt dem sagen und er tippt schon und es läutet, wurscht da wird nicht auf die Uhr geschaut, das ist einfach. Die Leute sind verfügbar, und wenn du nicht abhebst, hast du es auf der Mailbox, dann kannst du dir das wieder anhören, kannst wieder zurückrufen" (Int. Nr. 10-IV, S. 118).

[226] Bei Telefon-Trainings lernt man das eigene Gesprächsverhalten zu analysieren und mittels der „10 goldenen Regeln des Telefonierens" zielgerichtet zu kommunizieren (vgl. WIFI Wien, 2011).

Besteht für den/die eine/n ein effizientes Telefonverhalten darin, beispielsweise eine MitarbeiterIn[227] rasch nach einer Auskunft zu fragen, ist genau für jene/n KollegIn dieses Telefonverhalten höchst ineffektiv, weil man beim konzentrierten Arbeiten unterbrochen wird und nach dem Gespräch wieder länger braucht, um etwa den Schreibfluss wiederzufinden. Dennoch geben nur wenige Befragte konkrete Situationen an, wann sie das Handy abdrehen, wie etwa die Bauleiterin Frau E., wenn sie gerade Pläne zeichnet. „[...] wenn ich grad konzentriert irgendwas arbeite und es interessiert mich überhaupt nicht, mit dem jetzt zu telefonieren, weil ich eh weiß, dass er mich nur nervt, dann lehne ich ab, also schalte ich auf lautlos“ (Int. Nr. 3-III, S. 35). Ob man es sich leisten kann, einige Stunden nicht erreichbar zu sein, hängt eindeutig vom Beruf bzw. Beschäftigungsverhältnis ab. Von den Befragten sind es freie DienstnehmerInnen und gerade die Handwerksberufe, speziell Einpersonenunternehmen, die es sich kaum leisten können nicht erreichbar zu sein. Dazu der Brancheninsider Herr J. „Die das Handy immer eingeschaltet haben, sind halt echt arme Schweine, auf Deutsch gesagt [...] so wie unseren Maler oder Installateur, der wirklich im Staub steht, um dann während er mit der Hilti irgendwo stemmt, trotzdem noch mal zum Handy runter laufen muss. Man merkt manchmal richtig, wie sie die Leitern runter klettern, oder ihr Handy irgendwo im Schutt gesucht haben“ (Int. Nr. 4-III, S. 44). Hingegen ein Unternehmer von einer größeren Baufirma mit mehreren Angestellten delegiert diese Erreichbarkeit und setzt andere als Kommunikationsfilter ein, wie Herr J. berichtet: „der [hat] eine Geheimhandynummer, die nur seine Frau kennt, die ihn vom Büro aus anruft. Dort muss man immer erst im Büro erst anrufen und ihm was ausrichten lassen, so schützt der sich, dass er bei Gesprächen vor Ort seine Ruhe hat“ (ebda). Hier tritt zutage, was ich in Kapitel 7.2 mit dem Foucaultschen Gouvernementalitäts-Ansatz theoretisch skizziert habe, dass mobile Kommunikationsbeziehungen als Machtbeziehungen zwischen Erreichbarkeit – Verfügbarkeit untersucht werden können. Neben Erreichbarkeit stellt das telefonische Delegieren von Arbeiten, mobile Management, ein weiteres Analysefeld an.

[227] Vgl. dazu: Forschungsprotokoll Nr. 10, Anhang D, S. 359.

9.2.2.2 Delegieren

„Lernen Sie zu delegieren. Geben Sie Arbeiten ab, die sie unbedingt nicht selbst erledigen müssen oder wollen – auch wenn sie meinen, dass Sie es besser können. Trauen Sie den anderen auch etwas zu“ (Conen 2005, S. 74). Empfehlungen wie diese gehören zum inhaltlichen Corpus jeder Art des Selbstmanagements. Das Delegieren in engem Zusammenhang mit Macht- und Geldbeziehungen steht, ist wiederum ein Umstand, den die Ratgeber-Literatur konsequent ausblendet. Die neoliberale Programmatik dieses Ansatzes tritt hier offen zutage: der/die ‘UnternehemerIn seiner Selbst’ setzt effektiv die eigene Arbeitskraft ein, wenig rentable Arbeiten werden ausgelagert. Dieses Organisationsprinzip setzt eine entsprechende hierarchische Position bzw. finanzielle Liquidität voraus. Delegieren kann meist nur jemand, der es bezahlen kann, oder in einer hierarchischen Position ist, andere zu delegieren (dazu können auch Kinder oder PartnerInnen zählen). Das Mobiltelefon ist ein Gerät, das sich zum Delegieren von Tätigkeiten gut eignet: Indem man jemanden anruft, bekommt man die zu erledigende Tätigkeit ’selbst aus dem Kopf’ und es geht sich auch noch ‘last Minute’ aus. „[...] wenn ich am Abend gestört worden bin, beruflich am Handy, war das, dass irgendeiner aus der Firma vergessen hat, dass er am nächsten Tag auf Urlaub fährt und irgendeinen Task abschieben muss, weil der muss, erledigt sein, während er nicht da ist und dann rufen die halt irgendwann zu unmöglichen Zeiten an [...]“ (Int. Nr. 14-II, S. 159).

Zum Delegieren werden auch gerne SMS eingesetzt, da die schriftliche Kommunikationsform umfangreichere Angaben und Aufgabestellungen ermöglicht und zugleich die Verbindlichkeit einer Nachricht erhöht. Dies gilt nicht nur im beruflichen Kontext auch im Familienleben vertraut manche Mutter auf den dokumentarischen Charakter der SMS, sollen bestimmte Aufgaben erledigt werden. „Wobei ich in letzter Zeit eher zu SMS übergegangen bin, weil das ist, das ist irgendwie schwarz auf weiß, was drinnen steht. Das ist manchmal bei Söhnen, also ich hab Söhne.“ (Int. Nr.19-IV, S. 212)

Im nächsten Abschnitt werden Beispiele aus der Baubranche dargestellt, wo durch die räumliche Mobilität Delegieren ein Instrument ist, um das Ansammeln von Büroarbeit – nach der Arbeit – zu vermeiden. Es lässt sich als Indiz anführen für das

Naheverhältnis zwischen erhöhter, beruflich bedingter räumlicher Mobilität und dem damit einhergehenden Wunsch nach kommunikativer Mobilität. Für die Bauleiterin Frau E. gehört das telefonische Delegieren zum festen Tagesablauf.

> [...] ab ins Auto, Freisprechanlage ins Ohr, auf dem Weg zur Baustelle geht man gewisse Dinge durch, die zu erledigen sind und man tätigt schon die ersten Anrufe bzw. wird eh schon angerufen. Dann verwende ich das Handy, wenn mich gewisse Dinge erreichen, die dringend erledigt gehören, um diese Arbeit ans Sekretariat zu delegieren. Ich schau, dass ich übers Handy möglichst viel Arbeit gleich weiterleiten kann, dass möglichst viel erledigt ist, bis ich im Büro bin. Also das Plan-Versenden da weiß das Sekretariat Bescheid und die kriegen halt die Info übers Handy und machen das halt. (Int. Nr. 3-III, S. 30)

Wie ausführlicher in der branchenspezifischen Handynutzung thematisiert wird (vgl. 9.3.1), nimmt im Baugewerbe das telefonische Delegieren einen hohen Stellenwert ein. Da man viel unterwegs ist, wird durch das Telefon möglichst viel delegiert, um so das 'Ansammeln' von Arbeit zu vermeiden und persönlichen Arbeitsdruck abzubauen. Herr J.:

> [...] wir verkaufen Ablauforganisationen. Umbau, Renovierungen sind hundert kleine Abläufe, die koordiniert und optimiert gehören und je besser diese Dinge ablaufen, je schneller sie ineinandergreifen, je besser der Informationsfluss, zwischen den einzelnen Leuten ist, umso besser funktioniert so eine Renovierung. [...] Ich würde sagen, für mich ist etwas Stress, wenn etwas bei mir liegt, was zu jemand anderen soll. Wenn ich es abgeben kann, wenn ich es delegieren kann, der richtigen Person weiter geben kann, dann ist für mich der Stress vorbei [...] [ich] will alles sofort erledigt haben und es bringt mir Erleichterung, wirklich physische Erleichterung, wenn ich die Sigrid (Sekretärin, B.B) vom Auto aus anrufe und sage sie soll dem oder dem, das Mail weiterleiten, oder die Info schicken, dann kann ich für mich schon wieder abhaken im Auto, okay das ist erledigt. Ich halte niemand anderen auf. (Int. Nr. 4-III, S. 50ff.)

Gerade in Verbindung mit E-Mail am Handy erweitert sich das Potenzial Arbeit zu delegieren, wirft aber auch zusätzliche Problemen auf, wie die Liegenschafts- und Immobilienmanagerin aus eigener Erfahrung weiß. „Die Gefahr ist halt groß, dass

man schneller weiter delegiert, dass man, wenn man das E-Mail wegschickt, dass es für einen erledigt ist. So hat man die Leute vielleicht mal angerufen, mit denen geredet, oder sich mehr damit beschäftigt, heutzutage schreibt man schon das E-Mail 'Bitte anschauen', oder man antwortet jemanden und damit ist es weggeschickt und damit ist es aus dem Kopf raus. Also ich glaub schon, dass es gefährlich auch ist. [...] wenn ich zu faul bin, schicke ich es auch schnell weiter, oder wenn ich grad irgendwo im Ausland bin und ich weiß, der braucht eine schnelle Antwort, leite das an irgendeinen meiner Mitarbeiter weiter 'Bitte zur Bearbeitung, liebe Grüße', kurz und bündig" (Int. Nr. 8-I, S. 102).

Spielen im beruflichen Kontext Macht- und Status-Fragen eine Rolle, werden im Privatbereich viele Tätigkeiten, aus einem partnerschaftlichen Verständnis der Arbeitsteilung heraus, Aufgaben delegiert. „Und ich hab auch alles gemacht, bis auf die Waschmaschine einzuschalten. Und das ist mir dann im Zug eingefallen und dann hab ich meinen Mann angerufen [...]: 'Bitte schalte sie ein', oder wenn ich irgendwas meinen Kindern sagen will, rufe ich sie an, oder schicke eine SMS, weil ich mir denke, okay, jetzt haben sie noch Schule, wann wirklich Pause ist weiß ich nicht, ich schicke eine SMS, das stört nicht und sie sehen es auf jeden Fall und wissen so und so" (Int. Nr. 19-IV, S. 225).

Wie in Kapitel 6 aufgezählt, vervielfältigt der multimediale Charakter die Einsatzmöglichkeiten des Handys drastisch. Vor allen Dingen mit der Handygeneration der Smartphones ermöglicht es zwischen mündlichen, schriftlichen, (audio-) visuellen und akustischen Kommunikationsformen zu variieren, was zur weiteren Ausdifferenzierung des Nutzungsverhaltens führt. Im nächsten Punkt beschreibe ich schriftliche wie visuelle Dokumentations-Routinen im Umgang mit der Handynutzung: Welche SMS werden warum aufgehoben? Welche Ereignisse werden per MMS (Bildbotschaft) aufgezeichnet bzw. dokumentiert?

9.2.2.3 Dokumentieren

> Ich würd' sie ja alle aufheben wahrscheinlich, aber ich kämpfe um jede SMS irgendwie und was mir wichtig ist…mein Speicher ist immer so voll, dass ich nur zwei neue kriegen kann...und wenn dann eine von den beiden neuen quasi so wichtig ist, dass ich es aufheben möchte, dann muss ich

> halt irgendwie ältere wieder löschen. Aber je älter die SMS werden, desto wertvoller werden sie, weil das ja so eine Art Tagebuch ist, und das sind dann immer harte Kämpfe irgendwie *(lachend)*. (Int. Nr. 5-II, S. 62)

Mehrere – überwiegend weibliche – Befragte heben sich SMS bewusst auf: „[...] wenn es nette SMS sind, zum immer wieder durchlesen und sich irgendwie drüber freuen“ (Int. Nr. 13-I, S. 152); „[...] die nur informativ sind, lösche ich alle, romantische, nette, wo ich mir denke, da freue ich mich, wenn ich sie irgendwann einmal durchlese, die behalte ich“ (Int. Nr. 8-I, S. 99). Im Speicher seines Mobiltelefons blättert man wie in einem Erinnerungsalbum. Frau M. hebt SMS auf, die ein persönliches Gefühl ausdrücken. „Die sind gespeichert und einmal im Jahr wahrscheinlich, wenn mir so fad ist, dass ich nichts weiß mit meiner Zeit anzufangen und ich mein Telefon durchgehe, treffe ich wieder auf sie und lese sie mir durch, ist auch eine Erinnerung. Das ist wie, wenn du ein Foto anschaust, von früher“ (Int. Nr. 9-IV, S. 114).

Dieses Zitat spricht zwei weitere Handypraktiken an, die ihrer Bedeutung wegen in eigenen Subkapiteln behandelt werden. Das Handy als Apparat um Zeit zu überbrücken, ’totzuschlagen’ (vgl. Kapitel 9.2.4) und als emotionaler Stimmungsregulator (vgl. Kapitel 9.2.6). SMS und MMS werden auch zu Dokumentationszwecken genutzt. Mit dem Handy werden Fotos, meist mit stark alltäglichem Bezug aufgenommen, es geht darum kurzfristige, ephemere, spontane Eindrücke festzuhalten (vgl. Okabe und Mizuko 2006, S. 100ff.). Herr N. verschickt Bildbotschaften, wenn etwa der erste Schnee fällt (Int. Nr. 11-III, S. 129) oder Herr P. fotografiert ungewöhnliche, obskure Objekte auf der Straße, etwas eine Hinweistafel, die aus verschiedenen Fahrradteilen zusammengebaut wurde (Int. Nr. 14-II, S. 160). MMS dienen ähnlich wie SMS dazu das eigene Handy zu personalisieren, es wie ein Erinnerungsalbum textlich wie bildlich individuell zu gestalten. Frau A. verschickt MMS nur bei einer persönlichen Bezugnahme und weist damit auf den kommunikativen, Gemeinschaft stiftenden Aspekt dieser Kommunikationsform hin. „Was ich zum Beispiel öfter mache ist, wenn ich von irgendwem was geschenkt krieg’, irgendeinen Blumenstock oder so und dann blüht der irre auf, oder wenn irgendwas schön ist, dann mache ich geschwind ein Handyfoto und schicke das demjenigen“ Frau A. (Int. Nr. 1-IV, S. 4). Mittlerweile verfügen 90 Prozent aller Endgeräte über eine Fotokamera. Der Versand von Fotos wird zu einer weiteren Kommunikations-

form, so entstehen eine Vielzahl von „Life Documents", die das Handy zu einem potenziellen Instrument der Feldforschung machen (vgl. Kato 2003, S. 185f.).

In Berufsgruppen, wo viel direkt beim Kunden gearbeitet wird, übernimmt das Handy praxisbezogene Protokoll- und Dokumentationsfunktionen. Herr A. baut am POS (Point of Sales) als freier Dienstnehmer in Elektronikmärkten Verkaufsstände auf: [...] „eben die Aufbauten, die ich gemacht habe, Präsentationen, immer bei einer Promotion, da baust du so einen Extrastand auf und da siehst alles mit Fahnen, alles Werbung, die man eben aufhängt – und das habe ich dann alles fotografiert und als Beweis – wenn irgendwer gesagt hat – 'Das ist nicht da, das fehlt!' – habe ich es fotografiert [...] – einfach als Beweisführung" (Int. Nr. 2-I, S. 15).

Beruflich wichtig ist auch der SMS-Speicher zur Rekonstruktion von Arbeitsabläufen. So werden die Anruflisten zugleich zum Protokoll, um Gespräche mit KundInnen bzw. LieferantInnen festzuhalten. Für den Tischler und Einpersonenunternehmer Herrn T. ist die Speicherkapazität eines Handys bisweilen kaufentscheidend.

> [...] das ist für die Aufzeichnung, dass das für mich archivierbar ist. Das hat den Hintergrund, ich muss ja Bauprotokolle schreiben – aufgrund der Daten, die ich dann eingebe, habe ich das automatisch schon sortiert, – das bringt's schon, das ist für mich schon wichtig. Auch Anruflisten, das ist alles dokumentierbar, mit wem habe ich wann telefoniert. Die Funktionen sind einfach geschäftlich total wichtig. (Int. Nr. 17-III, S. 198)

Denn diese Protokolle, die den Baufortschritt dokumentieren, werden im Konfliktfall als Argumentationshilfe herangezogen. „Dann sag ich ihm: 'Herr Kollege, wird haben am Donnerstag, 7. 8., genau um 9.45 Uhr telefoniert zusammen'. *Rückfrage:* Dann gibt es keine Debatte mehr? „Dann ist er so verblüfft, dass ich genau den Zeitpunkt noch weiß [...], weil ich zeig' es ihm ja und sag': 'Da bitte, deine Nummer und Protokoll, wissen wir es noch?' Ja wissen wir noch" (ebda).

Ein weiterer Vorzug des Fotohandys im Baugewerbe liegt in der Erfassung räumlicher Situationen. Es leistet einen Beitrag zur Effizienzsteigerung, indem die MitarbeiterInnen selbst die Vor-Ort-Situation dokumentieren können, um dann erst wieder im Büro beim Vorgesetzten Rat oder Expertise einzuholen. „[...] wenn sie [die

Mitarbeiter, B.B.] jetzt auf einer Baustelle sind und [...] es wird ein Schaden verursacht oder der Kunde sagt, es gibt einen Schaden – dann kann er ein Foto machen. Oder es ist auch oft der Kunde kommt rein und sagt, ich brauch einen Nachtrags-Kostenvoranschlag, also er will einen Preis haben als Erweiterung für das und das, dann macht er auch ein kurzes Foto, dann kann ich es mir auch bildlich vorstellen, erspart mir unter Umständen einmal hinfahren“ (Int. Nr. 15-III, S. 180).

Wie handlungsformierend Informations- und Kommunikationstechnologien auf tägliche Arbeitsroutinen einwirken, wird beim Multitasking besonders deutlich.

9.2.3 Multitasking (Parallelhandeln): Das Bemühen um Vergleichzeitigung

„Multitasking: Mehrprogrammbetrieb (Simultanerledigung verschiedener Aufgaben in demselben Speicherbereich des Rechners)“ (Junker 2011, S. 165). Multitasking ist ein Lehnwort aus der Welt der IKT und bezeichnet die Fähigkeit eines Betriebssystems, mehrere Aufgaben (Tasks) nebeneinander auszuführen. In Millisekunden werden verschiedene Prozesse aktiviert, so entsteht der Eindruck der Gleichzeitigkeit. Perfekte Multitasker sind Computer, die mehrere Rechengänge gleichzeitig ausführen, was maßgeblich zum persönlichen Bedienungskomfort beiträgt. Im Alltagsgebrauch steht Multitasking für die menschliche Fähigkeit mehrere Dinge gleichzeitig zu tun, weshalb es auch als parallel bzw. simultan Handeln bezeichnet wird. Der Zeitforscher Karlheinz Geißler spricht von einem gesellschaftlichen Kult der „Vergleichzeitigung“ und „Erlebnisverdichtung“ (Geißler 2010, S. 333f.), der aus der „Vermarktlichung“ der Lebenswelt hervorgeht, die dem „kapitalistischen Beschleunigungsimperativ“ unterliegt. Geschickt verbindet das nächste Zitat – in der Tonalität journalistischer Skandalisierung – technische Prozesse mit identitären Aspekten unter den Bedingungen projektorientierter, flexibilisierter Arbeit.

> „Multitasking ist eine Ausrede unserer Zeit geworden. Sie kaschiert oberflächlichen Aktionismus, der so tut, als ob er bereits eine Tugend an und für sich wäre. Multitasker erklären Aktionismus zur Produktivität. Dabei kommen sie natürlich bei all jenen gut durch, die sich ebenso durchwursteln – immer wie auf der Flucht, von einer Aufgabe in die nächste. Das ist eine der

> größten Beschleunigungs-Kräfte unserer Zeit. [...] Unterm Strich entsteht der Eindruck, dass sich die Jungs und längst auch die Mädels, die bei jeder Gelegenheit ihr Multitasking-Handy zücken, um Banales zu bequasseln und ständig Termine austauschen, dafür schämen, dass sie so langsam sind – im Vergleich zu ihrem Computer. Hilfe – meine Prothese ist schneller als ich! Aber das wollten wir ja auch. *Wer das Tempo seines Werkzeugs einzuholen versucht, wird dessen Teil* [Hervorhebung B.B.]. (Lotter 2008, S. 54)

Kurz zusammenfasst fördert Multitasking eine technische Prothesenkultur, die das Handy zur Ich-Erweiterung macht.

Galt Multitasking lange Zeit als besondere Begabung, Talent, hat es dieser Tage eher eine schlechte Presse. „Multitasking ist Körperverletzung“ (Schirrmacher 2009, S. 69), lautet seine griffige Formulierung. Die er anhand einer Vielzahl empirischer Studien[228] belegt wissen will, dass die menschliche Wahrnehmung nicht wirklich multitaskingfähig ist. Polychronizität soll Entscheidungskraft, Konzentrationsfähigkeit[229] wie Aufmerksamkeit schwächen (vgl. Meckel 2007, S. 101). Das schlechte Image von Multitasking reflektieren die Befragten auch selbst und beginnen sich für diese Vorliebe fast schon zu rechtfertigen. Frau K.: „Also ich bin jemand, der immer fünf Sachen gleichzeitig machen will. Das ist natürlich nicht richtig, man soll immer das genau konzentriert, ordentlich machen, was man gerade tut, aber ich denke: „Jö das wäre schön und nachher mache ich das und Jössas na, für den darf ich das nicht vergessen und die Kinder brauchen das und das und dann muss ich noch schnell, also fünf Sachen gleichzeitig, und wenn mich dann jetzt noch jemand anruft, wo ich in meinem Kopf das absolute Organisieren hab, dann kann schon sein, dass ich sehr knapp angebunden bin“ (Int. Nr. 6-I, S. 79).

[228] Schirrmachers Buch dominieren neurowissenschaftlichen Studien und „Ergebnisse der Hirnforschung“, meist auf ein feuilletonfähiges Zitat verkürzt, der ich skeptisch gegenüberstehe, da ich in der Neurowissenschaft keine Gesellschaftswissenschaft sehe, vielmehr ein ideologisches Konstrukt von Gesellschaft. Oder eine Gouvernementalität, eine Art zu regieren, wie es Petra Schaper-Rinkel in einem Vortrag über „Die neurowissenschaftliche Gouvernementalität“ an der Universität Potsdam im Juni 2006 vorgeschlagen hat.

[229] Thematisch passend hat die Kommunikationswissenschaftlerin Miriam Meckel eine britische Studie ausgegraben, die zwei Gruppen Aufgaben lösen lässt: eine Gruppe empfängt zeitgleich E-Mails, die andere Gruppe hatte zuvor Marihuana konsumiert. Dennoch erzielte die ‘eingerauchte’ Gruppe deutlich bessere Ergebnisse (vgl. Meckel 2007, S. 88).

(Mobil-)Telefon und Multitasking haben eine lange gemeinsame Geschichte. Bereits in den 1930er Jahren bewarb man das Festnetz-Telefon damit, dass es der Hausfrau ermögliche, die Einkaufsliste zusammenzustellen, das Baby zu füttern und mit einer Freundin zu telefonieren das Nebeneinander, die Synchronizität von Telefonieren und Alltagsverrichtungen führt zu Dauerplaudereien, wo nebenher gekocht, aufgeräumt wird, weil da darf man auch mal den Telefonhörer auf die Seite legen (vgl. 6.2.3). Das Mobiltelefon bereichert die Multitasking-Kapazität des Telefons um den Faktor räumlicher Mobilität. Ohne Ausnahme berichten die InterviewpartnerInnen von Alltagssituationen, in denen als leer erlebte Zeit kommunikativ nutzbar gemacht wird. „Ich sitze in der Straßenbahn mir fällt ein ich sollte mir einen Arzttermin ausmachen, dann hab ich meine Ärztin eingespeichert im Handy, zack ruf an, hab den Kalender parat und kann mir einen Termin ausmachen“ (ebda, S. 74). Diese koordinierenden Aufgaben, das Ausmachen von Terminen, das Delegieren von Arbeitstätigkeiten wird oft parallel zu anderen Tätigkeiten, oft während Wegzeiten erledigt. Im Spiegel der Aussagen der befragten Personen sind es vor allem zwei Lebensbereiche besonders Multitasking anfällig. Das unterwegs Sein und sogenannte Übergangsaktivitäten[230] werden gerne genutzt, um parallel zu telefonieren. Daher werden Verkehrsräume, Transportmittel, ob U-Bahn, Zug oder Auto, immer stärker zu Kommunikationsorten. Liegen die Multitasking-Risiken im öffentlichen Verkehr höchstens in der Verärgerung der Mitreisenden (vgl. Kapitel 5.2.1), schlägt es sich beim Autofahren in einem statistisch feststellbaren, höheren Unfallrisiko nieder. Unabhängig davon telefonieren viele der Befragten im Auto, manche sogar ganz besonders gerne. Herr J.:

> Auto ist für mich so ein typischer Handyort, während der Fahrt. Auch am Wochenende, wenn ich auf meine Hütte raus fahre am Freitag und ich weiß, ich bin jetzt eine Stunde auf der Autobahn, das ist überhaupt das aller liebste, da führe ich dann echt lange Gespräche. Da kann es sein, dass ich von Wien bis zum Wechsel raus ein Telefonat führe. Das empfinde ich dann als ganz entspannte Situation. (Int. Nr. 4-III, S. 51)

Wegzeiten sind Telefonzeiten und gehören zu festen Alltagsroutinen „[...] wenn ich am Weg von der Arbeit ins Fitnessstudio bin, telefoniere ich am Weg dahin mit der Susanne, sehr regelmäßig, eigentlich fast jeden Dienstag“ (Int. Nr. 3-III, S. 39).

[230] Mit dem Begriff fasst der renommierte Freizeitforscher, Horst Opaschowski, alle Tätigkeiten im Übergang zwischen dem Abschluss der Berufsarbeit und vor dem Beginn der Freizeit. Darunter fallen Körperpflege, Essen, Haushalt, Kinderbetreuung (Opaschowski 2008/1988, S. 78).

Von den vielfältigen Beispielen der Handlungskombination Telefonieren – Hausarbeit[231] beschränke ich mich auf die Erzählung der jungen Projektmanagerin Frau J. Sie bringt die emotionalen Ambivalenzen von Multitasking auf den Punkt und stellt so einen Praxisbezug zu der in Kapitel 5.1 dargestellten Aufmerksamkeitskonkurrenz in Zeiten umfassender kommunikativer Vernetzung. Frau J. telefoniert ca. einmal im Monat länger mit ihrer Mutter und nutzt diese Zeit für die Hausarbeit. „[...]das mach ich dann daheim gerne zu Hausaufgaben – also Staubsaugen geht nicht, da sind wir draufgekommen – aber (*wieder lachend)* so Abwaschen und allgemein Wohnung putzen. Also ich schau, dass ich vorher schon Staub gesaugt habe und dann kann ich nebenher wischen und solche Sachen. [...] Natürlich findet sie es unhöflich und ich erkläre ihr natürlich auch, dass das sein muss, sonst können wir nicht telefonieren, weil ich bin, ja nur einmal in der Woche drei Stunden daheim zu einer putztauglichen Zeit und die muss ich dann quasi nützen und ich horch ihr ja eh zu, was soll's. Aber diese Diskussionen haben wir schon oft gehabt, dass sie es unhöflich findet, aber das ist mir wurscht[...] *Rückfrage:* Habt ihr eine gute Beziehung? Total, voll, wir reden über alles, aber ich kann trotzdem abwaschen nebenbei, ich sehe da keinen Widerspruch" (Int. Nr. 5-II, S. 55f.). Im Gegensatz dazu, ärgern sie manche Telefongespräche mit ihrem Lebenspartner, wenn sie bemerkt, dass dieser nebenher Online-Zeitung liest. „'ah ja, ah so, stimmt, ah gestern ward ihr da noch ah– lange?' und dann hör' ich das herumklicken, da werd ich total böse, weil ich mir denk, da brauchen wir eh nicht telefonieren. Aber wenn ich hör, der tut nebenbei abwaschen, und ich weiß ja, wenn ich abwasche, kann ich mich ja voll auf das Gespräch konzentrieren, weil das ist ja völlig wurscht, wenn ich jetzt irgendwie einen Wettex in der Hand hab oder nicht, weil wenn ich auf der Couch sitz, dann tu ich ja an der Decke herumknuddeln oder mit dem Kugelschreiber auf die Couch trommeln oder was auch immer ... oder meine Zehennägel schneiden" (Int. Nr. 5-II, S. 67). Passgenau beschreibt die Situation typische Übergangsaktivitäten wie Körperpflege, Haushaltsaufgaben, die neben dem Telefonieren erledigt werden. Diese Gespräche erfordern mehr Aufmerksamkeit und Zeit, als man sie während der Arbeit aufbringen könnte, aber nicht so viel, dass es als eigener Punkt in der persönlichen Zeitgestaltung aufgenommen würde.

[231] Auf Telefonieren als ergänzende Kinderbetreuungs-Tätigkeit gehe ich noch eigens im Kapitel zum Handy als Instrument der Work-Life-Balance ein (Kapitel 9.4).

Bekanntester Nachteil von Multitasking ist das Verzetteln, Unaufmerksamkeit, erhöhte Fehleranfälligkeit (vgl. Meckel 2007, S. 101f.). Gerade im beruflichen Kontext erkennt man zunehmend, dass Mediennutzung und konzentriertes Arbeiten eher schwer zusammengehen. So errechnete eine Unternehmensberatung, dass 28 Prozent der Arbeitszeit von Wissensarbeitern durch Unterbrechungen verloren geht (Meckel 2007, S. 90). Um diese Probleme zu lösen, werden technisch wie sozialtechnische Lösungen gesucht. So sollen Notification-Systeme (Ankündigungs-Systeme), dem/der Einzelnen helfen telefonische oder E-Mail-Störungen auszuschalten. Das System nimmt im Stand-by-Modus die persönliche Geräusch-Kulisse auf und soll zum Beispiel ein Anruf (trotz eingetragenem Meeting) durchgestellt werden, wird zuerst überprüft ob tatsächlich gesprochen wird, dann wird der Anruf durchgestellt, andernfalls auf den Anrufbeantworter weitergeleitet (vgl. Profil 2006). Vor der Gefahr der Ablenkung warnen auch Selbstmanagement-Ratgeber. Es führt dazu, dass wir abwesend und anwesend zugleich sind, stets erreichbar, ansprechbar, verfügbar weshalb man sich selbst Regeln im Umgang auferlegen muss, sonst schenkt man niemanden mehr die volle Aufmerksamkeit (vgl. Seiwert 2001, S. 35ff.). Oftmals wird Multitasking als individuelles Problem dargestellt, als persönliche Disziplinlosigkeit dementsprechend wird gefordert. „Indem der Mensch sich selbst diszipliniert und sich zuweilen der ununterbrochenen Kommunikationsanforderung verweigert“ (Meckel 2007, S. 107). Dabei zeigen die oben angeführten Beispiele, dass Multitasking auch mit einem erweiterten Zugriff auf die Arbeitskraft anderer zusammenhängt. „Es ist selbstverständlicher, dass man einfach erreichbar ist und dass es einfach wurscht ist, wenn man grad bei was anderem ist. Das wird auch vorausgesetzt vom Gesprächspartner, dass der das toleriert und das finde ich eigentlich nicht und das hat sich sehr wohl verändert. [...] in den Anfangszeiten vom Handy war irgendwie schon klar, dass das jetzt nicht permanent ist. Dann schaltet man es halt ab, oder auf lautlos, oder man sagt vorher: ‘Du Tschuldigung, es könnte sein, dass im Zuge unserer Besprechung einen Anruf bekomme, das kann ich nicht verhindern, das ist wichtig’. Okay. Das ist mittlerweile viel weniger, sondern ganz normal. ‘Ah es läutet, na dann gehe ich halt ran’ und das ist keine gute Kultur, finde ich halt“ (Int. Nr. 1-IV, S. 7).

Können die einen Delegieren, müssen andere Multitasking machen. „Wer heute - von Telefon, Konferenzen, Zwischenrufen und anderen belanglosen Störungen verschont - eine Stunde konzentriert durcharbeiten darf, gilt bereits als privilegiert“

(Lotter 2008, S. 53f.). Die Kritik am Multitasking greift daher meiner Einschätzung nach zu kurz, sie blendet die real existierenden fragmentierten Lebens- und Arbeitszusammenhänge aus. Wie das Anrufmanagement der Befragten zeigt, ist es für viele Menschen nötig zwischen Arbeitsprojekten und zwischen Arbeits- und Familienwelt mit unterschiedlichen Arbeitsanforderungen und Rollenerwartungen hin und her zu springen. Die Vergleichzeitigung von Tätigkeiten, etwa U-Bahn fahrend Termine zu koordinieren, Auto fahrend Arbeitsinformationen weiterzureichen, mag für die Umstehenden lästig sein, der Einzelne sieht darin eine Lösung, um für sich persönlich mehr frei verfügbare Zeit zu gewinnen. Wie die Befragten durch ihre persönliche Handynutzung unterschiedliche Strategien im Umgang mit Zeit verfolgen, ist Thema des nächsten Kapitels. Die Dynamik von Multitasking und Arbeitsverdichtung greife ich in Kapitel 9.4 nochmals auf, mit besonderem Blick auf Einpersonenunternehmen und freie DienstnehmerInnen.

9.2.4 Mobiles Zeitmanagement: Vom Zeit sparen, gewinnen und totschlagen

‘Timing’ ist ein zentraler Begriff für das Zeitverständnis der Gegenwart. Er gilt nicht nur für die Börse mit Zeit-Options-Geschäften oder für das Produktionsfertigungsprinzip ‘Just in time’, sondern Zeitmanagement betrifft mittlerweile jede/n Einzelne/n. Das wechselseitige zeitliche Abstimmen und Terminkoordination gehören nicht nur in den verstärkt an Bedeutung gewinnenden Dienstleistungsberufen zum Job, sondern die (individuelle) Steuerung von Zeit gewinnt auch in Produktionsnahen Berufen an Bedeutung (Stichwort: Gleit- und Jahresarbeitszeit). Das starre, chronometrische, industrielle Zeitregime des Fordismus scheint für die informationstechnisch aufbereiteten postfordistischen Arbeitsverhältnisse nicht mehr zu passen (vgl. Kapitel 8.2). Zugespitzt formuliert löst das Mobiltelefon (nicht nur in der praktischen Verbreitung) die Uhr als wichtiges Symbol der Arbeitswelt und des Erwachsenseins ab. Das Handy ermöglicht und repräsentiert das neue Zeitregime des Timings, der individuellen Wahl des richtigen Zeitpunkts. In Anschluss an Michel Foucault (vgl. Kapitel 7.2) verstehe ich ein Zeitregime als Ausdruck der herrschenden Regierungsrationalität, die als Technologie des Selbst den alltäglichen Umgang mit Zeit gestaltet. Ich wähle diese machttheoretische Betrachtungsweise von Zeit, um mich von den allgemeinen Thesen einer ‘Beschleunigung der Gesell-

schaft' (vgl. Glotz 2001) zu distanzieren. Timing bevorzuge ich als differenzierteren Begriff gegenüber der Beschleunigung, denn bei dem Umgang mit Zeit geht es längst nicht nur um Schnelligkeit, viel öfter um Auswahl, Entscheidungsfähigkeit, denn Zeitsouveränität bedeutet Handlungsautonomie. Um diese unterschiedlichen Zeitqualitäten abzubilden, unterscheidet die Zeitforschung zwischen Kairos, dem günstigen, individuell richtigen Zeitpunkt und Chronos, der zeitlichen Abfolge. Ziel des Zeitmanagements ist es, möglichst viele Kairos-Momente zu finden. In diesem Sinne ist Zeit subjektiv, doch zugleich ist Zeitwahrnehmung eng mit gesellschaftlichen Wert- und Ordnungsvorstellungen verbunden. Daher ist die allgemeine Behauptung von einer Beschleunigung der Gesellschaft zu undifferenziert – und im Übrigen eine Klage über die Jahrhunderte hindurch (vgl. Rammler 2001, S. 43) – um empirisch belegbar zu sein (vgl. Novotny 1989, S. 358). Ein Grund, weshalb viele die Gesellschaft als beschleunigt wahrnehmen, liegt an den Medientechniken, die das gesellschaftliche Zeitbewusstsein verändern. So sind die IKT auf Gleichzeitigkeit angelegt, was dazu führt, dass die Echtzeit mit der Funktionszeit der Maschinen in Konkurrenz gerät, die Realtime wird zur Runtime der Maschinen (ebda, S. 347). Um die veränderten Zeitregimes darstellen, greife ich auf die Aussagen zweier bekannter Persönlichkeiten zurück. Beide Zitate erschließen ihre komplette inhaltliche Breite erst mit Einbezug des vorgehenden bzw. nachfolgenden Satzes.

„Zeit ist Geld".[232]

Dieses geläufige Zitat stammt aus Benjamin Franklins 1748 verfassten Selbstmanagement-Ratgeber *Necessary Hints to Those that Would Be Rich*. „Bedenke, dass Zeit Geld ist; wer täglich zehn Schilling durch seine Arbeit erwerben könnte und den halben Tag spazieren geht oder auf seinem Zimmer faulenzt, der darf, auch wenn er nur sechs Pence für sein Vergnügen ausgibt, nicht dies allein berechnen, er hat neben dem noch fünf Schilling ausgegeben oder vielmehr weggeworfen" (vgl. Weinrich 2008, S. 92f.). Weit über die gemeinhin platte Verwendung des Zitats hinausreichend, begriff der religiöse Franklin (Lebens-)Zeit als Gabe Gottes, weshalb sich ein sinnvoller Umgang damit mit seiner Kritik des Müßiggangs und seiner allgemeinen Tugendlehre verbindet. Diese Aussage zielt noch

[232] Benjamin Franklin war Geschäftsmann und gilt als einer der Gründungsväter der Vereinigten Staaten, dessen Porträt sogar auf der 100-$ Note abgebildet ist.

auf die Disziplinierung zu regelmäßiger Lohnarbeit ab, die in der frühkapitalistischen Industrialisierungsphase des 18. Jahrhunderts noch 'anerzogen' werden musste. Zugleich nimmt das Zitat, den Zustand des fordistischen Arbeitnehmers und dessen Umgang mit Zeit vorweg: zeitbasierte Lohnsysteme, fest geregelte Arbeitszeiten, eine strikte Trennung zwischen Arbeits- und Freizeit, allgemein noch stärker planbare Lebenszeit (vgl. dazu auch Kapitel 8.2). Von den Befragten lassen sich nur drei Personen diesem relativ stark geregelten Zeitregime zuordnen. Zwei davon zählen, entsprechend meines Interview-Rasters (Kapitel 3.2.1), zur Kategorie öffentlicher Dienst und keiner von ihnen hat täglich wahrzunehmende Betreuungspflichten, was meiner Einschätzung nach ein ebenso wichtiges Kriterium ist wie der Beruf.

Mit der Transformation vom starren fordistischem, zum postfordistischen, flexiblen Zeitregime änderte sich die grundlegende Wahrnehmung von Zeit.

> Es scheint, dass sich mit den sozioökonomischen und kulturellen Umwälzungen der Moderne auch der lebensweltliche Umgang mit Zeit veränderte. Dass man Zeit gewinnen oder verlieren kann, wurde nicht nur Triebkraft kapitalistischer Rationalisierung, sondern drang auch in das Alltagsbewusstsein und in die Alltagspraxis ein. Der 'sparsame' Umgang mit Zeit wurde zu einem fundamentalen Imperativ unserer Gesellschaft, begleitet von einem alle Lebensbereiche erfassenden Trend zur Beschleunigung. (Heine et al. 2001, S. 81)

Deshalb ist so viel von Work-Life-Balance die Rede, weil effizientes Zeitmanagement eine elementare Maßnahme für die Stress- und Burn-out-Prävention ist.

„Nicht die Großen fressen die Kleinen, sondern die Schnellen die Langsamen[233]*"* in Zeiten der New Economy wie im Umfeld von Unternehmensberatungen ist dieses Zitat ein Stehsatz für viele Lebenslagen. Zitiert man es gemeinsam mit dem vorhergehenden Satz, wird klar, weshalb ich es verwende, um das Zeitverständnis des postfordistischen Arbeitskraftunternehmers zu beschreiben. *„Wettbewerb ist mehr und mehr eine Frage richtiger Beherrschbarkeit von Zeit."* Indem eine wirtschaftliche Wettbewerbs- und Konkurrenzdynamik in das Verhältnis von Zeit ein-

[233] Das Zitat wird gleich zwei Personen zugeschrieben: dem Gründer des IT-Giganten Oracle und Milliardär, Larry Ellison, und dem langjährigen Vorstandsvorsitzenden von BMW, Eberhard von Kuenheim (vgl. Sommer 2007).

geschrieben wird, knüpft es an die Vorstellung des ‘Unternehmerischen Selbst’ als Leitfigur neoliberaler Subjektivität an (vgl. Kapitel 4). Der planende, haushälterische, sorgsame, auf Effizienz bedachte Umgang mit Zeit ist nicht neu. Neu ist die Verschränkung von Zeit mit einer verinnerlichten Konkurrenz- und Wettbewerbslogik; das Individuum muss individuelle zeitliche Optimierungsstrategien entwickeln, um wettbewerbsfähig bzw. beschäftigungsfähig zu bleiben. Im Postfordismus entwerfen die ArbeitskraftunternehmerInnen verstärkt ihre eigene Zeitordnung, können und müssen selbst GestalterInnen ihrer (Lebens-)Zeit sein. Die Arbeitszeitflexibilisierung bietet mehr Autonomie in der Zeitgestaltung und verlangt zugleich, die eigene zeitliche Arbeitsorganisation festzulegen. Der äußere Zeitdruck verlagert sich hin zum individuellen Zeitmanagement: Marktorientierte Produktionszyklen erfordern auch von den ArbeitskraftunternehmerInnen Flexibilität im Umgang mit Optionalarbeitszeiten, die sich an der Nachfrage von Arbeit ausrichten. Immer seltener beschränken VorarbeiterInnen, Stechuhr und feste Geschäftsöffnungszeiten die individuelle Handlungsfreiheit. Leistungsbasierte Projektarbeit[234], Gleit- und Vertrauensarbeitszeit, gleichermaßen wie erweiterte Geschäftsöffnungszeiten und die Möglichkeit durch IKT rund um die Uhr zu arbeiten, setzen dem eigenen Tätig sein immer weniger äußere Grenzen. Die Strukturierung zeitlicher Tagesabläufe und ganzer Lebensläufe wird zur individuellen Aufgabe. Deshalb wird das klassische Zeitmanagement längst von einem Life-Management abgelöst (vgl. Seiwert 2001). Der Anspruch besteht darin, mit der individuellen Festlegung von Zielen auch eine Priorisierung von Zeit zu verknüpfen. Was theoretisch funktioniert, überfordert oftmals in der Praxis. „Erfolgreiche Persönlichkeiten haben offenbar ganz konkrete Zielvorstellungen und durchdachte Lebenskonzepte, aber diese gehen unter in einem Wust von Terminen. Der Terminsalat ist die häufigste Vorspeise zu allen Hauptgerichten" (Gross 1994, S. 203).

Um seine Ziele zu erreichen, muss ein strenges Zeitregime eingehalten werden, dass dazu dient „digitale Zeitdiebe und Hausbesetzer“ (vgl. Meckel 2007, S. 109) in den Griff zu bekommen. Übersetzt man daher die Ratschläge der Zeit-ManagerInnen „‘Kill your Time-Thieves!’ ‘Nutze deine Zeit im Sinne deiner Ziele!’ Oder in der Chef-Variante: ‘Mach, dass *andere* ihre Zeit im Sinne deiner Ziele nut-

[234] Mein Kollege Andreas Görg von der Soziodrama Arbeitsgruppe ’Arbeit und Identität’ wählte den treffenden Ausdruck ‘Deadline-ArbeiterInnen’, das ein Wesensmerkmal von Projektarbeit beschreibt.

zen!' in Einzelempfehlungen heißt es: „'Rede nicht zu lang mit Subalternen', 'Ich habe leider gerade keine Zeit' (= Du bist jetzt nicht zielführend für mich)" (Ullmaier 2003, S. 54f.).

Wie im Laufe dieser Arbeit bereits mehrfach deutlich wurde, wird Kommunikationszeit nicht neutral verteilt und auch das Gesprächsgegenüber kann sich nicht sicher sein, die 'Face-time' Zeit mit einem telepräsenten Anderen zu teilen, etwa Herr P.: „Also man redet mit wem, dann läutet das Handy und dann wird zehn Minuten lang erklärt, wo man gerade ist und wie es einem geht, oder meistens eh nur wo man gerade ist und dass man keine Zeit hat und dann wird weiter geredet. Also das stört mich schon." (Int. Nr. 14-II, S. 163)

Meine Argumentation zielt darauf ab, Telefonverhalten nicht ursächlich über Höflichkeitsstandards zu erfassen. Ob Erreichbarkeit zur Abrufbarkeit wird, hängt von der Einbettung in ökonomische Arbeitsverhältnisse und private Verfügbarkeitsansprüche ab. Im Spiegel der Aussagen der Befragten ist es dennoch eine Minderheit, darunter in der Mehrzahl Selbstständige, die einen gewissen Zwangscharakter erleben. Ausgedrückt wird es in einer ausdrucksstarken Wortwahl, wie etwa „Ich bin, bzw. will nicht der Sklave des Handys" sein (Frau A., Frau L.), Herr O. sagt er ist „in einem gewissen Grad abhängig" und Herr T. spricht über seinen Blackberry als: „Na ja, das ist ein Folterinstrument, Termine sind Termine, man muss sich damit eben auseinandersetzen – ist einem das Geschäft wichtig – wer A sagt, sagt auch B" (Int. Nr. 17-III, S. 193). In der Mehrzahl jedoch nehmen die Befragten den kommunikativen Stress als individuelles Problem wahr. „Aber es ist natürlich manchmal stressig, das ist halt der negative Punkt, dass man halt wirklich erreichbar ist und ich bin ein Mensch, der nicht so ablehnt, das heißt, ich grenze mich da nicht gut genug ab wahrscheinlich" (Int. Nr. 6-I, S. 75). Oder Herr J.: „Ich bin überhaupt nicht stressfähig und deshalb kann das Handy da schon echt einen draufsetzen" (Int. Nr. 4-III, S. 52). Den Zeitdruck, den ständige Erreichbarkeit teilweise erzeugt, wird akzeptiert. Hierbei eine Verbindung zur Foucaultschen, gesellschaftlich hegemonial wirkenden Anrufungsfigur des Unternehmerischen Selbst herzustellen, drängt sich regelrecht auf.

Es gibt unterschiedliche Zeittechniken: Zeit sparen heißt Zeit zu verdichten, dann kann man Zeitfüllen, Zeitdehnen und Zeitstrukturieren (vgl. Novotny 1989, S. 359f.). Nun zu einigen Praktiken der Befragten, wie sie das Handy einsetzen, um in ihrer Vorstellung Zeit zu gewinnen bzw. zu sparen. „Was das Handy beiträgt, ist [...], dass ich bei Wegzeiten Telefonate erledige, um Zeit zu sparen, um Dinge aus dem Kopf zu haben, um weniger Punkte noch zu erledigen zu haben." (Int. Nr. 1-IV, S. 7). Zielgerichtetes Telefonieren stellt selbst einen Beitrag dar um Zeit zu sparen: „Eben weil ich keine – keine Unsinnigkeiten erzählen brauch' – das kostet – das kostet Zeit, kostet Geld – ja und es bringt auch so nicht viel. Das Wichtigste auf den Punkt bringen und fertig" (Int. Nr. 2-I, S. 20).

Interessant ist, dass dieselben Befragten, denen es wichtig ist Telefon-Gespräche effizient zu gestalten, ebenso gerne das Handy zur Zerstreuung heranziehen[235]. „Das tue ich sogar ziemlich oft. Gerade wenn ich heimfahre, zum Beispiel, wenn ich eh schon müde bin, dann kann es passieren, dass ich anfange, irgendwelche Handyspiele zu spielen" (Int. Nr. 1-IV, S. 7). Gerade bei Verkehrswegen wird das Handy zum Zeitvertreib genutzt, zum Spielen, alte SMS zu lesen (Frau E., S. 36), oder: „Da telefoniere ich gern, weil da ist mir fad, wobei [...] eigentlich ist das wieder pervers, weil ich mag eigentlich nicht, wenn mich wer von der U-Bahn anruft, weil da ist es so laut, wenn ich höre wie der im Hintergrund redet: 'Das ist die Station XY', das mag ich eigentlich nicht, aber ich mache es selber auch, weil eben die Zeit schneller vergeht[236]. Und da hab' ich Zeit, quasi zum Telefonieren" (Int. Nr. 8-I, S. 99). Frau L. 'erfindet' einerseits Ausreden, um ein für sie langweiliges Gespräch zu beenden, nutzt es andererseits aber auch, um sich selbst die Zeit zu vertreiben. „Wenn ich Zeit hab' und mir grad langweilig ist, dann telefoniere ich auch gern, wenn ich weiß, einer redet gern, schalte ich entweder ab und tu nebenbei was anderes" (Int. Nr. 8-I, S. 99). Das Mobiltelefon erweist sich als Gerät,

[235] Bereits in den 60er Jahren weist Günther Anders auf den Zusammenhang zwischen Medienkonsum und dem Bedürfnis nach Zerstreuung hin. Wird das Subjekt durch entfremdete Arbeit auf der Ebene der Produktion 'zerstreut', sind es auf Konsumebene die Medientechniken, wie es sich im omnipräsenten Multitasking äußerst. „Heute ist die halbierte Seele eine Alltagserscheinung. Tatsächlich gibt es keinen Zug, der für den Zeitgenossen, mindestens für den müßigen, so charakteristisch wäre wie sein Hang, sich zwei oder mehrere disparate Beschäftigungen zugleich hinzugeben" (vgl. Anders 2002/1956, S. 136ff.). Deshalb löst das *Divisum*, ein in eine Mehrzahl von Funktionen zerlegtes Subjekt, das Individuum ab.

[236] Für die meisten Befragten stellen die Handygespräche Anderer in öffentlichen Verkehrsmitteln eine stete Quelle des Ärgernisses dar. Nur Herr Q. schätzt sie als kurzweiligen Zeitvertreib. „Also im öffentlichen Bereich stört es mich überhaupt nicht, ich finde es sogar spannend, was sich die alle erzählen, da vergeht wenigstens die Zeit, wenn man zuhorchen kann" (Int. Nr. 15-III, S. 185).

dass trotz „schwacher Kommunikationsmotivation“ (vgl. Döring 2005, S. 69) genutzt wird und so spontanes, impulsives Handeln unterstützt.

Analog zur Mobilitätsspirale ist im Umgang mit den verschiedenen Kommunikationsmedien eine Kommunikationsspirale feststellbar. Mit der steigenden Zahl an Kommunikationskanälen (mündlich/schriftlich/bildlich/synchron/asynchron) steigt die Kommunikationsarbeit und reduziert so die angestrebte Effizienz. „Dann hast du manchmal drei Mal die Nachricht: ‘Ich erreiche dich nicht. Ich erreich dich nicht, ich erreich dich nicht’. Dann kommt ein Mail ’Ich erwisch dich nicht’, meistens, wenn ich dann zurückgerufen hab, das hab ich schon immer getan, dann hab ich sie nicht erwischt, dann hat sie wieder nicht können und dann nach drei, vier, fünf Tagen haben wir es dann geschafft einen Zeitpunkt zu finden, wo wir beide in Ruhe telefonieren konnten“ (Int. Nr. 13-I, S. 153).

Arlie Hochschild untersucht in ihrem Buch *Keine Zeit* wie berufstätige Pärchen in der ’Rush hour des Lebens’ ihren Lebensalltag zwischen Beruf und Familie organisieren und welche Grundambivalenz dabei den Umgang mit Zeit betrifft. „Man sagt uns, macht euere Arbeit gut, aber steckt nicht zu viel Zeit rein. Aber die Arbeit braucht Zeit." (Hochschild 2006, S. 70). Dieses Paradox gibt es auch in der Familienarbeit, so soll die wenige Zeit, die man gemeinsam verbringt, ‘quality time’ sein, bei der man sich exklusiv um PartnerIn, Kinder kümmern kann. Um Qualitätszeit zu gewinnen, muss die Hausarbeit effizient durchorganisiert werden (falls man es sich nicht leisten kann, sie an andere zu delegieren). „Das Zuhause als der abgewertete Bereich nimmt unterdessen die Merkmale an, die früher mit dem entfremdenden Charakter der Erwerbsarbeit verbunden wurden“ (ebda, S. 213). Diese Form taylorisierter Hausarbeit wird als ’zweite Schicht’ erlebt und stresst nicht nur (meist) die Hausfrau, sondern erzeugt auch zusätzlichen Stress bei den Kindern und führt mitunter zu dysfunktionalen Reaktionen (ebda, S. 62f.). Dieser kurze Hinweis diente als erneute theoretische Rahmung der Handynutzung als Form des individuellen Zeitmanagements. Es ist ein Rück- und Ausblick, indem es den Arbeitscharakter von Lebensführung verdeutlicht (vgl. Kapitel 9.1) und den Stellenwert der Organisation der Vereinbarkeit von Beruf und Familie hervorhebt (vgl. Kapitel 9.4).

Im Berufsleben schätzten viele der Befragten das Mobiltelefon als Kommunikationsmittel, um rasch Dinge zu klären: „[...]ich bin schneller, wenn ich anrufe, weiß ich schneller, was los ist, als wenn ich jetzt ein SMS schreibe und warte [...]“ (Int. Nr. 3-III, S. 29). „Wenn ich mich dran erinnere, wenn es einen Konflikt gibt mit einem Auftraggeber und per E-Mail irgendwie nur halbe Informationen kommen, bzw. irgendwelche dahingerotzten Dinge, dann denke ich mir, das brauche ich mir eigentlich nicht geben und rufe lieber an: ‘Können wir das jetzt bitte klären und nicht da jetzt drei Wochen hin und her mailen, geht das?’ Dann nutze ich es für solche Sachen, um auch was abzukürzen und klar zu machen, weil schriftlich ist einfach eine andere Kommunikation“ (Int. Nr. 1-IV, S. 11). Für Herrn O. hängt die Zeitnutzung durch das Handy massiv mit dem Beruf zusammen. „Im Sales bist du viel unterwegs, hast dann halt eine Stunde Break, früher war das quasi die leere Zeit, wo du vielleicht was mit deinem PDA gemacht hast, aber dann hast du es übertragen müssen und jetzt ist es sozusagen produktive Zeit, das ist vielleicht eine Verschiebung“ (Int. Nr. 12-I, S. 142). Wie das Handy als Arbeitswerkzeug genutzt wird und es aus Leerzeiten Produktivzeiten macht und Wegzeiten in Arbeitszeiten verwandelt, wird ausführlicher im Themenschwerpunkt zur Ich-AG bearbeitet (vgl. Kapitel 9.3).

Zum Abschluss des Kapitels soll hier noch das Thema Pünktlichkeit angeschnitten werden und welche Wandlungen diese einstmalige Sekundärtugend durchgemacht hat. Mehrfach in Studien ebenso wie in meiner Befragung verliert Pünktlichkeit an Strenge und wird aufgeweicht durch einen Anruf „Ich komme später“. Wichtiger ist es beim jeweiligen Anlass zum richtigen Zeitpunkt zu kommen, als pünktlich. Der Zeitforscher Karlheinz Geißler (1999, S. 150) diagnostiziert einen Wertwandel: statt Pünktlichkeit, müsse man zum „richtigen“, nicht unbedingt zum vereinbarten, Zeitpunkt da sein. Eine Folge dieser Zeitordnung ist „Time Softening“ (Ling/Yittri 2006, S. 143): Jene „weichen“ Zeitabmachungen, bei denen „man sich dann noch einmal zusammenruft“ oder Verspätungen einfach via Handy angekündigt werden, weil man eben im Stau stehe oder aufgehalten worden sei und Ähnlichem. Befragt nach der Handy-Nutzung in ihrem Tagesablauf gibt eine Bauleiterin (32 Jahre) offen zu, dass sie „das Handy sehr häufig verwendet, um zu sagen, dass ich zu spät komme“ (Int. Nr. 3-III, S. 30). Und der Programmierer Herr P. stellte fest: „Ich merke es an mir auch, man wird schon flapsiger mit dem Handy,

weil man kann ja immer noch anrufen und sagen: ‘Ich komme zehn Minuten später’. Das hat sich halt durchaus etabliert, man kommt spät, weil es eh wurscht ist, weil man es eh sagen kann, was aber meiner Meinung nach genauso unhöflich ist wie früher, als man ganz einfach ohne das zu sagen zu spät gekommen ist, weil der andere wartet ja trotzdem“ (Int. Nr. 14-II, S. 169). Das Handy transformiert eine weitere klassische Tugend: Höflichkeit. Findet es Frau K. bereits unhöflich das Handy nicht immer abzuheben, finden es Frau M. nicht unhöflich, wenn bei einem persönlichen Treffen, mehrmals länger telefoniert wird. Bei der Auffassung von dem Umgang mit Höflichkeit gibt es starke altersspezifische Differenzen, da ausschließlich Befragte von mindestens 35 Jahren dieses Thema eigenständig ansprachen. Ständige Erreichbarkeit einerseits sowie die informationstechnisch gesteuerte Kommunikationsform andererseits, fördern ‘unhöfliches Benehmen’. „Man wird auch unhöflicher, man kommuniziert halt weniger live, wenn ich ein E-Mail kriege und die sitzt ein Zimmer weiter, statt dass ich aufstehe und hingehe und ihr das sage, schreib’ ich ein kurzes E-Mail: ‘Bitte bearbeiten’. Ohne grüß Gott und auf Wiedersehen. [...] wenn es intern schnell geht, dann schreib’ ich eben nicht ‘Sehr geehrte Frau’, sondern ‘Bitte tun! Lg J.’ Aus, eigentlich unhöflich“. (Int. Nr. 8-I, S. 102). „Ja – es ist ja immer so, wenn’s dick kommt, dann kommt es ganz dick. *(dann lauter)* Wenn man schon im Stress ist, dann rufen immer Leute an, die auch irgendwas wollen und dann mmh – muss ich manchmal recht unfreundlich sein und sag’, tut mir leid, ich hab jetzt wirklich keine Zeit – und würg’ das Gespräch innerhalb von Sekunden wieder ab. Oder frag nur, ‘Ist das Gespräch wichtig? – nein, dann lass und später reden tschüss’ (Int. Nr. 2-I, S. 24). Der Wille diese stressbedingten, selbst als unhöflich erlebten Umgangsformen zu vermeiden, unterstreicht nochmals die Bedeutung des Anrufmanagements, wie in Kapitel 9.2.1 beschrieben. Ebenso betont es die Relevanz des Mobiltelefons als Regelungsinstrument für das individuelle Stimmungsmanagement, wie ich es im nächsten Kapitel vorstelle.

9.2.5 Mein‘s: Strategien der Personalisierung des Geräts und das Handy als Fetisch

Wie mehrfach beschrieben, übernimmt das Mobiltelefon wichtige Funktionen in der Alltagsorganisation. Als persönliches Kommunikationsmedium gibt es vielfa-

che technische Funktionen, um es das Gerät zu personalisieren. Von einfachen Dingen wie dem Stellen des Weckers (was die Mehrzahl der Befragten tut), der Auswahl des Klingeltons bis zum Zusammenstellen unterschiedlicher Dienste (Nachrichtenservices) und Handy-Applikationen, etwa persönlichen Zeitaufzeichnungen bis hin zum Kalorienzähler. Die Personalisierung des Geräts stellt eine unmittelbare Art der persönlichen Aneignung des Geräts dar. Erkennbar sind aber auch emotionale wie körperliche Aneignungsweisen des Handys, die zur Bindung an das Gerät beitragen, was es plausibel macht, vom Mobiltelefon als Ich-Erweiterung zu sprechen, wie ich es in Kapitel 6.6 theoretisch argumentierte.

Die Personalisierung des Handys ist einerseits von praktisch-operativen Funktionen geleitet. „Weil es ist, wirklich, wenn wir zusammensitzen oder Karten spielen oder Computer spielen oder irgendeinen Film anschauen, dann liegen am Tisch 5 gleiche Handys und alle schauen gleich aus, komplett. Und da weiß ich nicht, puh, ich das jetzt meines, und dann schaust halt, einmal draufgedrückt, o.k...mein Foto drauf oder nicht, zumindest wissen es dann auch die anderen“ (Int. Nr. 2-I, S. 18). Die Mehrzahl der Befragten gestaltete aktiv den Hintergrund des Handy-Displays. Sehr oft werden Fotos von PartnerInnen, Kindern oder Haustieren verwendet, eine Befragte verwendet das Firmenlogo. Der optischen Personalisierung des Geräts kommt aber im Vergleich zur akustischen wenig Bedeutsamkeit zu. „Also ich bin dann auch wie ein Baby programmiert auf meinen Ton und hör’ den dann auch überall aber dabei bleibt es dann“ (Int. Nr. 4-III, S. 58). Ausschlaggebend ist das Erkennen der eigenen Melodie und alle Befragten legen in erster Linie großen Wert auf einen ’sozial verträglichen’[237] Klingelton, bevorzugen einen „Allerweltsklingeln“ (Herr K. in Int. Nr. 7-II). Dieser pragmatische Zugang unterscheidet sich deutlich von Befragungen Jugendlicher[238], was man als beruflich bedingten Anpassungsprozessen erklären könnte.

Der Wahl des individuell passenden Geräts räumen auch Erwachsene Raum ein, wobei Bedienungskomfort, technische Features und ästhetische Funktionen am

[237] Als besonders nervige Klingeltöne wurden aufgezählt: Babygeschrei, eine Kettensäge, ein ’sterbendes’ Handy, das Wiehern eines Esels. Für einen Befragten, dessen Handy-Läuten die Melodie der ’Internationalen’ ist, erwies sich der Ton als starker Kontakt-Impuls.

[238] Etwa die Untersuchung norwegischer Jugendlichen von Ling/Yittri. Hier spielt Marke, Design und technische Features eines Handys eine maßgebliche Rolle bei der „Präsentation des Selbst“ und wird so Teil eines Identitätsbildungsprozesses (Ling/Yittri 2006, S. 163–165).

häufigsten als Entscheidungskriterien genannt werden. Herr K.: „[...] was ist verfügbar, was ist leistbar und wo hab' ich am ehesten das Gefühl, das ich damit quasi eine Beziehung aufbauen kann. Ja, so ein Ding, das du ständig mit dir herumschleppst, das muss dir in irgendeiner Form liegen. Das ist wie Kleidung" (Int. Nr. 7-II, S. 87). Ohne ironische Distanzierung sprechen einige Befragte von der Beziehung zu ihrem Handy, wie etwa Frau E. „Ich würde es so beschreiben: wir können gut miteinander umgehen und wir werden uns nie trennen. [...] Es wird eine lebenslange Beziehung bleiben." (Int. Nr. 3-III, S. 42). Wie bereits erwähnt, beurteilen diese Beziehung einige durchwegs negativ. Indem sie sich als Sklave/in des Geräts fühlen oder es „Folterknecht" nennen zugleich davon abhängig sind: „[...] ich mein, ich vermiss es ja eh, wenn ich außer Haus gehe und ich hab das blöde Ding nicht mit. Aber es ist eine Hassliebe, die ich zu dem Ding habe" (Int. Nr. 17-III, S. 208). Von den Befragten stellt die Intensivität dieser Aussagen eine Minderheit dar, es überwiegt eine Einstellung, die im Handy einen Gebrauchsgegenstand sieht. Unabhängig von dieser neutralen Beurteilung ist das Mobiltelefon eine Kommunikationstechnologie mit stark affektivem Bezug. So geht kaum jemand mehr ohne Handy auf die Straße, nur zwei Personen (Männer) meinten nicht zurückzugehen, wenn sie es vergessen hätten und die Mehrzahl der Befragten passiert das gar nicht, weil sie es nie vergessen. Zwei Argumentationsstränge lassen sich anführen, um die emotionale Beziehung zwischen Gerät und NutzerIn grundlegend zu erklären. So gilt die emotionale Beziehung nicht dem Gerät, sondern den Kontakten, die es zu erhalten ermöglicht und die Inhalte, die das Handy speichert, die bei vielen NutzerInnen intensive Gefühle hervorrufen (vgl. Vincent 2005, S. 98f.). Viele Befragte heben sich etwa SMS auf, wie Herr P: „Also wenn ich von meiner Freundin ein „ich liebe dich" SMS bekomme, kann es auch sein, dass es zwei Jahre im Handy steckt, wenn ich es nicht vorher verliere. Obwohl es völlig banal ist, aber das war halt gerade so ein Zeitpunkt, wo es total schön war. Dann hebe ich sie mir auf" (Int. Nr. 14-II, S. 164). Das Mobiltelefon fungiert nicht nur als externalisiertes Gedächtnis praktischen Wissens, für Telefonnummern, Adressen u.v.m., sondern auch als Erinnerungsspeicher.

Weil die Handynutzung nicht nur durch das Telefonieren mit der persönlichen emotionalen Struktur verwoben ist, regieren Menschen panisch, wenn sie das Handy nicht dabeihaben, weil es für die Gegenwart Anderer steht und so Sicher-

heit vermittelt. „Unsere Handys reflektieren zu jedem Zeitpunkt, wer wir sind. Wir interagieren mit ihm so, wie wir es mit anderen Computergeräten nicht tun – wir liebkosen es, wir umklammern es in Krisensituation, jederzeit bereit, es zu benutzen, um Hilfe oder Trost zu holen, und wir wissen, dass unsere Lieben es genauso machen, möglicherweise sogar zur selben Zeit“ (Vincent 2006, S. 138f.).

Es ist also keine simple Verkürzung vom „Fetisch Handy“ zu sprechen. Denn dieser, aus der Ethnologie entlehnte Begriff bezeichnet die Schutztiere von Schamanen, die gegen Dämonen helfen. Offensichtlich erfüllt diese Funktionen eben auch ein Handy, es hilft gegen die ’Monster des Alltags’, indem es bei Wut, Unsicherheit, Ängsten sofort persönlichen Kontakt vermittelt, ein Service im Dienste des eigenen Stimmungsmanagements, wie ich im nächsten Kapitel zeigen werde. Die stark affektive Beziehung vieler Menschen zu ihrem Handy sowie das ständige Dabeisein, das Mittragen, erlauben es vom Handy als Talisman zu sprechen. Poetisch betrachtet ist das Handy auch ein magischer Gegenstand, stellt er mit nahezu unsichtbarer Hand, jederzeit Verbindungen her (vgl. Treusch-Dieter 1995). Wir haben kein sachliches Verhältnis zu Gegenständen, sondern Ängste, Hoffnungen. „Die Verherrlichung von Sachen wie die Gewalt gegen Sachen[239] sind alltägliche Haltungen, die gerade in ihrer relativen Unbewusstheit und Fraglosigkeit ähnlich fundamental für die Handlungsorientierung sind wie naturreligiöse Haltungen“ (Joerges 1996, S. 27).

Auch für die Philosophin Leopoldina Fortunati reicht die soziale Geformtheit von Technologie nicht aus, um das Verhältnis zwischen Artefakt und Mensch zu beschreiben und um die Erwartungshaltungen, Ängste und Wünsche, die daran festgemacht werden, zu erklären (vgl. Fortunanti 2006, S. 173ff.). Sie greift auf Latours Begriff des Factish (frz. ‘Faitiche’) zurück, um „das Mobiltelefon als ein in der Welt der Fakten verankerten Fetisch“ vorzustellen. Mit dem Wortsynkretismus „Faitiche“ kreiert Latour (2000, S. 336) einen Begriff, um die für die Moderne konstitutive Trennung zwischen Vernunft/Wissen und Aberglauben/Fiktion aufzulösen. Das Handy ist ein Faitiche, weil es in der Welt der Fakten und Informationen ver-

[239] Aus meiner Alltagsbeobachtung ist die Gewalt gegenüber Computern weitaus häufiger als zerstörerische Angriffe auf Mobiltelefone (die sportlichen Fun-Handy-Wurf-Wettbewerbe nehme ich da aus). Mehr um den Menschen, als um das Gerät ging es bei dem Fall von Naomi Campell. Das Modell wurde mit einigen Tagen Sozialarbeit bestraft, nachdem sie ihrer Assistentin ein Handy nachwarf.

ankert ist, wie in der Welt der Leidenschaften und Begierden, der Welt des Zaubers. Das Handy wirkt wie ein magischer Helfer in Latours Verständnis der Metis, der zurpraktischen Klugheit verpflichtenden Maschine. „Das Handy ist ein typischer Fetisch, weil wir darauf – fälschlicherweise – Phantasien, Arbeit, Gefühle, Emotionen, Abhängigkeiten und Erinnerungen projizieren“ (2000, S. 175). So hebt Frau J. aus Sentimentalität, und nicht aus ökologischen Gründen, ihr altes, kaputtes Handy auf: „[...] ich habe nach wie vor die Idee, dass ich es irgendwann einmal reparieren lasse, weil es an und für sich ein gutes Handy war. Das hab ich natürlich nie gemacht, aber immer wieder das schlechte Gewissen, immer wenn ich es wegschmeißen wollte, hab’ ich mir gedacht, nein, das ist eigentlich noch so jung, das kann noch nichts haben – [...] also es ist quasi nicht gesprächstüchtig“ (Int. Nr. 4-III, S. 54). Die soziale Überformung des Handys drückt sich sprachlich vielfältig aus. Etwa eben wenn ein Handy „noch zu jung ist“, man entschuldigt sich bei ihm, man „liebt sein Handy“ oder man „könnte ohne Handy nicht leben“. Nach dieser konkret schwer fassbaren affektiven Beziehung zu dem Mobiltelefon gehe ich nun auf praktische Aspekte ein und stelle das Mobiltelefon als Instrument des persönlichen Stimmungsmanagements vor.

9.2.6 Das Handy als Instrument des Stimmungsmanagements

Mit dem Begriff des Stimmungsmanagements legt Dolf Zillmann in den 80er Jahren ein Konzept vor, um Kriterien für die Art und Weise der Mediennutzung zu entwickeln (vgl. Zillmann/Bryant 1985, S. 166f.). Ausgehend von einem hedonistischen Menschenbild untersuchte er, wie Menschen das Fernsehen nutzen, um persönliche Stimmungen zu modulieren. Mediennutzung stellt eine aufwandsarme Erfahrung dar, um Stimuli zu sammeln bzw. abzuarbeiten und wird so proaktiv für das eigene Wohlbefinden eingesetzt. Der direkte Bezug zum Stimmungsmanagement tritt bei Frau E. am deutlichsten hervor. „Das war so ein Ritual: Wenn man traurig ist und man liest irgendeine gefühlsbetonte SMS, dann wird man schon leicht noch trauriger, und wenn man lustig drauf ist und man liest ein Lustiges, muss man schmunzeln …vielleicht lachen“ (Int. Nr. 3-III, S. 37).

Bis auf Herrn O. geben alle Befragten an – in unterschiedlicher Intensität – auf das Mobiltelefon als Instrument des individuellen Stimmungsmanagements zurückzugreifen. Seien es besonders erfreuliche oder belastende Situationen: positive Be-

werbungsgespräche, erfolgreiche Geschäftsabschlüsse und Prüfungen, Bemerkungen von MitarbeiterInnen oder Vorgesetzten, bei Todesfällen ebenso wie alltäglichen Ärgernissen – das Handy ermöglicht es, diese Gefühle sofort mit nahestehenden Menschen zu teilen.

Herr J.: „[...] ich [bin] so ein cholerischer Heißblutmensch, der die Dinge, die Emotionen immer schnell loswerden will. Auch das ist möglich durch das Handy, sehr schnell Emotionen auszutauschen. Zum Beispiel heute diese Verkaufssache, wenn ich mich darüber freue, dass ein Verkauf geklappt hat, dann ruf ich natürlich diejenigen Leute an, um ihnen zu sagen: 'Ich will euch die Information aus erster Hand geben, dass der Vertrag jetzt endlich unterschrieben ist', um vielleicht meine Freude zu verstärken, oder wie man das jetzt nennt" (Int. Nr. 4-III, S. 53). Herr Q.: „Also speziell in positiven Situationen. Wenn ich jetzt eine Nachricht krieg', die positiv ist, und ich weiß, die interessiert einen Zweiten auch, weil auf die wartet er oder es könnte ihm eine Freude machen, dann ruf' ich sofort an" (Int. Nr. 15-III, S. 189).

Herr A. führt als Erstes das 'Abladen' von Emotionen an, was ihm gut täte: „Äh – ich muss mich ja permanent über mein Auto ärgern, weil das Ding andauern kaputt ist, und dann hab' ich so einen Frust, den ich dann irgendjemandem erzählen muss, meistens meiner Oma, weil die das Auto gekauft hat, weil sie gemeint hat, dass das so ein gutes Auto ist. [...] Und da nutz ich es halt nur, weil ich in dem Moment auch gerne meinen Grant irgendwo abladen möchte und irgendwem mitteilen möchte, dass das jetzt gerade eine 'Oarsch' -Situation ist und dass mir das voll am Sack geht und dass ich jetzt angefressen bin*. (Und wieder lauter)* Wenn man das wo abladen kann, noch am besten bei der Person, die es betrifft, dann fällt einem ein Stein vom Herzen, man ist relaxter [...]". (Int. Nr. 2-I, S. 26). Trotz dieser Aussage gewinne ich aus meiner Befragung stärker den Eindruck, dass Männer stärker bei positiven Nachrichten zum Hörer greifen, oder meinen „nicht ständig das Bedürfnis zu haben alles teilen zu müssen" (Herr. K. in Int. Nr. 5-II). Für Frauen ist diese Möglichkeit „ein wichtiger Punkt" (Frau K. in Int. Nr. 6-I), und sie möchten auch unangenehme Erlebnisse rasch bereden. Frau J. aktiviert ein ganzes FreundInnen-Netzwerk: „Ja, ja, ja also ganz wichtig, wenn ich eben einen 'geschissenen' Tag gehabt hab', also oder irgendwas anderes passiert ist, dann

ruf ich sieben Leute nacheinander an und erzähl' und red' mir das von der Seele irgendwie und das ist ganz wichtig. Also in unerfreulichen Situationen ist es ganz wichtig und in erfreulichen auch[...]"(Int. Nr. 5-II, S. 63f.). Zwischen dem Abbau negativer Stimuli und der Herstellung der eigenen Arbeitsfähigkeit stellt die Befragte einen direkten Zusammenhang her. „Da waren ein paar so stressige Situationen, wo es mir nicht so gut gegangen ist, und dann ruf ich Leute an, wo ich weiß, o. k., die beruhigen mich und die sagen mir jetzt, das passt alles und es ist eh alles wunderbar und ich soll mich jetzt nicht aufregen, da kann ich dann schon wieder beruhigt den restlichen Tag bestreiten. Oder weil ich mich teilweise auch sehr allein auch gefühlt hab'[...], da war das Handy dann schon auch wichtig, dass ich in der Mittagspause wenigstens rausgehen kann und eine halbe Stunde mit irgendwem Netten telefoniere" (ebda).

Die Möglichkeit jederzeit telefonischen Zuspruch zu erhalten, erlaubt es vom Mobiltelefonieren als emotionale Regulationstechnik zu sprechen. Bot auch das Telefon diese Möglichkeit, vervielfacht die ständige Verfügbarkeit sowie potenzielle Erreichbarkeit des Handys diesen Nutzen. Wichtig ist mir der Hinweis auf die berufliche Verwertbarkeit der 'therapeutischen' Funktion des Handys, im Sinne der Aktivierung der Arbeitskraft. So empfiehlt ein Selbstmanagement-Ratgeber: „Wenn Sie im Außendienst tätig sind und eine Arbeit vor sich haben, die einem lästig ist, genießen sie im Auto ein Hörbuch oder führen Sie ein Telefonat mit einem netten Menschen" (Conen 2005, S. 87).

9.2.7 Körperpraktiken der Handynutzung als Selbsttechnologien

Mobiltelefonie als körpernahe elektronische Kommunikationstechnologie stellt vielfach leibliche Bezüge her. Handys werden direkt, oder sehr nah am Körper getragen, viele nehmen sie auch mit zu Bett. Die Frage nach Körperpraktiken nährt das Interesse, Bestätigung für die These vom Handy als Ich-Erweiterung zu finden und ist eingebunden in den Antagonismus zwischen körperlosem Kommunikationsmedium und körperlicher Organverlängerung (vgl. Kapitel 6.4). Welche körperlichen Gefühle entstehen beim Mobiltelefonieren? Wie nehmen die Befragten sensorische Wahrnehmungsprozesse wahr und interpretieren diese? In welchen Situationen ist das Mobiltelefon als vibrotaktile Kommunikationsform besonders nützlich?

„[...] also zum Fortgehen, wenn man es eh nicht hören würde, und wenn man sich was ausmacht, dann spürt man es und natürlich für Meetings oder so, wenn ich in

Besprechungen bin oder so wie jetzt hab' ich es halt auf lautlos. [...] Genau, der Vibra und das ist, also man spürt so ein Vibrieren *(lachend)* und da weiß man, es gibt noch wen, na egal, aber es gibt noch wen, der an mich denkt..." (Int. Nr. 5-II, S. 57). Der Vibracall sensibilisiert die taktile Rezeption und verbindet die telepräsente, körperlose Form der Erreichbarkeit mit körperlichen Empfindungen[240]. Des Weiteren stellt der 'silent alert' sicher, auch in Umgebungen mit 'Sprechverbot' oder mit lauter Lärmkulisse erreichbar zu sein (sei es beim Weggehen oder in der Werkstatt oder anderen Arbeitsumgebungen). „Der Vibracall ist auch deshalb recht angenehm, wennst zum Beispiel einen Dreh hast oder so und es ganz leise sein muss, dann kannst halt den Vibracall einschalten und du merkst, o.k. es läutet und schaust und denkst dir, 'jetzt nicht' oder du schaust, ist es wichtig, dann gehst halt kurz weg, wo du nicht den Ton störst vom Dreh und telefonierst" (Int. Nr. 2-I, S. 16). Die Vibrationsfunktion ermöglicht es auch den Handyton leiser zu drehen, um so andere weniger zu stören. „Weil ich eh einen leisen Klingelton hab, dezente Musik und da spüre ich es dann besser wenn es läutet auch" (Int. Nr. 6-I, S. 71). Herr P. schaltete Vibracall ein, wenn er „halb erreichbar" sein will, wenn er mit niemand reden will, aber wichtige Anrufe dennoch mitbekommt (vgl. Int. Nr. 7-II, S. 160). Das Handy schmiegt sich fast bis zur Unkenntlichkeit an den Körper an, zugleich birgt aber gerade körpernahes Tragen ein Gesundheitsrisiko in sich[241]. Gleichzeitig wächst das Handy regelrecht in die Mode hinein, wird auf Hosen, Jacken, Taschen auf- und eingenäht. Die Miniaturisierung von Mobiltelefonen, zumal es persönliche Kommunikationsmittel sind, macht eine Inkorporierung plausibel. Einen Ausblick ermöglicht bereits die Bluetooth-Technologie, die Telefonieren nahezu unsichtbar macht, nur ein kleiner Ohrenclip verweist auf das technische Artefakt.

Die individuellen Sorgen in Bezug auf Gesundheitsgefährdungen der Handy-NutzerInnen werden in körperlichen Empfindungen beschrieben, die während des

[240] Der Kulturwissenschafter Tom Holert analysiert den Popsong *My phone's on vibrate for you* (Rufus Wainwright) als telekommunikativ vermittelte Ballade der Liebeserwartungen. „Nur so – in dem es den Körper seines Besitzers kleine, elektrische Schocks versetzt – würde ihn der Anruf erreichen und damit in seiner begehrenden Leiblichkeit bestätigen" (Holert 2006, S. 126).

[241] In einer Informationskampagne empfiehlt die Wiener Ärztekammer zehn medizinische Handy-Regeln. Mit dem Hinweis etwa beim Gesprächsaufbau das Handy von Kopf und Körper fernzuhalten, Handys nicht in die Hosentasche zu stecken oder beim Versenden von SMS das Handy generell so weit wie möglich vom Körper entfernt zu halten (vgl. Verlag der Wiener Ärztekammer April 2008).

Telefonierens auftreten. „Äh – ich merks nur, wenn ich lang telefoniere, dass mir das Ohr weh tut – ich weiß jetzt nicht, ob es von der Strahlung oder irgendwas ist – aber es tut auf alle Fälle weh, es glüht das Ohr, weil es wirklich warm ist. Kann auch sein, weil ich es dran press', das Handy, dass es deshalb so ist, aber es ist ein unangenehmes Gefühl und ich mag auch deshalb nicht lang telefonieren" (Int. Nr. 2-I, S. 27). Die Frage nach der Sorge um die persönliche Gesundheit interessiert mich im Sinne Foucaults als „Sorge um sich". „Sorge um sich selbst war kein abstrakter Ratschlag, sondern eine vielfältige Tätigkeit, ein Netz von Verpflichtungen und Diensten gegenüber der Seele" (Foucault et al. 1993, S. 37). „Der Begriff Gesundheit, sagt Foucault, ist eine historische Prägung – ein gesellschaftliches Ordnungsinstrument" (Hutton 1993, S. 149). Daran anknüpfend ist es aufschlussreich, dass die Mehrzahl der Befragten eine uneindeutige Haltung gegenüber der Einschätzbarkeit der gesundheitlichen Risiken einnimmt, einige beschreiben ein diffuses Unwohlsein. „Ohne es genau zu wissen habe ich natürlich ein gewisses Misstrauen und ich versuch's nicht in der Hosentasche zu tragen, graduell wird unsere Gesundheit in irgendeiner Form angegriffen" (Int. Nr. 7-II, S. 90). „Das könnte schon sein, nein, das könnte schon sein. Zum Beispiel wie die Kinder im Kinderwagerl waren, hab ich es einmal ins Kinderwagerl reingelegt und dann hab' ich mir gedacht, eigentlich ist das ein Blödsinn, dieses arme, kleine Wesen, wer weiß wie das ausstrahlt. Also dann hab' ich auch immer geschaut, dass ich es so weit wie möglich vom Kind weggegeben hab'" (Int. Nr. 6-I, S. 78).

Anhand unterschiedlicher Länder-Beispiele belegt der Soziologe Adam Burgess, wie die Problemdefinition und Art der Debattenführung um eine handybedingte Strahlengefährdung sozial konstruiert ist. Er diagnostiziert dabei ein Nationenübergreifendes Bild der Kontamination, das er als Ausdruck eines Unbehagens an der Moderne interpretiert. Es geht aus der ambivalenten Beurteilung der Polarität von Natur und Technik hervor: Begrüßt man einerseits das Mobiltelefon als positive Errungenschaft, gibt es zugleich die weitverbreitete Annahme, dass für die Bequemlichkeiten der Moderne mittelfristig ein Preis zu zahlen sei (vgl. Burgess 2004).

Bis auf zwei Personen glauben alle Befragten an eine bestimmte, schwer abzuschätzende gesundheitliche Beeinträchtigung durch das Handy. Diese Einschät-

zung schlägt sich kaum in der Art und Weise der Handynutzung nieder[242]. Einige setzen auf gezieltes Desinteresse, um nicht in einen Handlungskonflikt zu geraten. „Es ist ein bissl der Mechanismus, wenn ich mich zu sehr damit beschäftigen würde, würde ich mir vielleicht erstens Sorgen machen, zweitens mir überlegen, ob ich das Handy nicht abschaffen muss und drittens denken, dass beides irrelevant ist, weil ich es brauche. Also irgendwie, ich weiß nicht. Ich glaube, man beschäftigt sich manchmal mit Sachen weniger, weil man sich nicht auch noch überlegen will, was daran schädlich ist. Und weil es im Täglichen einfach notwendig ist eines zu haben“ (Int. Nr. 1-IV, S. 10). Andere versuchten das Telefon im Schlafzimmer abzuschalten, es nicht am Körper zu tragen, nicht lange ohne Headset zu telefonieren und eine der Befragten verwendete sogar einen Strahlenfänger, den sie vom Arzt (!) bekommen hatte[243]. „Handys sind nur in der Tasche und sonst nirgends, ich stecke sie weder in den Hosensack, noch sonst irgendwas, wegen der Strahlen und hab’ sogar da einen Strahlenfänger“ (Int. Nr. 8-I, S. 83). Wenden die einen bestimmte selbstsorgende Praktiken an, unabhängig von den untersuchbaren gesundheitlichen Vorteilen, akzeptieren andere in einer ‘Risikogesellschaft’ zu leben. „Naja, das Leben endet meistens mit dem Tod und wenn ich alles vermeiden würde, was gesundheitlich schädlich wäre, ja dann dürfte man beim Essen nicht so essen, wie man will und Eiskaffee findet nicht statt und ein gewisses Risiko muss man halt eingehen“ (Int. Nr. 14-II, S. 158).

9.3 Das Mobiltelefon – Arbeitswerkzeug der Ich-AG: Fügungen und Widerstände

Der Begriff der Ich-AG[244] bildet hier die Klammer, sowohl Ausdruck der Kritik neoliberaler, ökonomistischer Anrufung zu sein, wie er zugleich eine ökonomische Wirklichkeit beschreibt, die in der größer werdenden Gruppe von Einpersonen-

[242] In einer kleinen Fallstudie über die Mobiltelefonnutzung von Menschen mit dem Anspruch eines nachhaltigen Lebensstils (sog. LOHAS) gehört die Sorge um die eigene bzw. die Gesundheit anderer zum Hauptmotiv, die Handynutzung einzuschränken (vgl. Westermayer 2010).

[243] Mein beschränktes medizinisches Wissen eingestehend, ist mir keine einzige wissenschaftliche Stellungnahme bekannt, die diesen aufsteckbaren Strahlenfängern irgendeinen erkennbaren Effekt zuerkennt.

[244] Um die Jahrtausendwende prägte die Hartzkommission den Begriff als spezielles GründerInnenprogramm für Langzeitarbeitslose, der 2002 zum „Unwort des Jahres“ gewählt wurde.

Unternehmen (EPU)[245] besteht. Wie bereits in Kapitel 4 ausgebreitet, besteht ja der neoliberale Transformationsprozess genau darin, dass Ich als kleinste ökonomische Organisationseinheit als alleinverantwortlich anzusprechen. So steht die geforderte selbstständige Arbeitsorganisation direkt in Verbindung mit vermehrter Eigen-PR und strategischem Selbstmarketing der eigenen Leistungen, so fordert ein Selbstmanagement-Ratgeber dazu auf: „Machen Sie aus sich die ICH AG" (Peters 2001, S. 1). Dieses Kapitel fokussiert die Handynutzung selbstständig Tätiger, wobei untersucht wird, wie die programmatischen Anrufungen angenommen und umgesetzt werden und an welchen Punkten sie zurückgewiesen werden. Zugleich geht aus meiner Befragung hervor, dass nicht der Beschäftigungsstatus ausschlaggebend für die affirmative Übernahme des Selbstbilds der Ich-AG ist. Insofern kommen auch einige ArbeitnehmerInnen zur Sprache.
So geht etwa Herr A., der als freier Dienstnehmer als POS-Betreuer in Elektronik-Märkten arbeitete (Point of Sales = Verkaufsstand) mit unternehmerischer Selbstverständlichkeit damit um, für seine AuftraggeberInnen nahezu rund um die Uhr telefonisch erreichbar zu sein. Obwohl seine private Handynummer auch an KundInnen kommuniziert wird, erhält er für diese Form der Erreichbarkeit keine Art der finanziellen Entschädigung. „Nun das ist freie Privatwirtschaft und als Freiberuflicher muss man sich jegliche, für den Beruf benötigten Arbeitsmittel selbst organisieren, sprich Handy, Internet, Auto, Papier, Druckerpatronen. Also wir haben für HP gearbeitet, den größten Druckerhersteller, und haben uns aber unsere Patronen selber kaufen müssen" (Int. Nr. 2-I, S. 13).

Rasch zu entscheiden, Prioritäten zu setzen, Aufgaben zu delegieren sind bei den von mir befragten selbstständigen Gewerbetreibenden alltagsbestimmend. Es verweist auf die Kohärenz wie berufliche Anforderungen zur individuellen Handlungsanweisung informationstechnisch verarbeitet werden, woraus tagtägliche Routinen hervorgehen. So synchronisiert Herr T., als Einpersonenunternehmer tätiger Tischler, mit dem Handy seinen Tagesablauf. „Es wird geweckt, dann wird gefrühstückt, dann hab' ich meine Termine; ich hab' ja die neue Generation, mit der man halt nicht nur telefonieren kann, wo Termine und Kalender parallel mit dem Computer laufen; es ist praktisch und persönlich ist es die Tortur – kommst

[245] In unterschiedlichen disziplinären wie politischen Kontexten werden sie auch bezeichnet als KleinstunternehmerInnen, Solo-Selbstständige, „autonome ArbeiterInnen" (Sergio Bologona), Intrapreneure, Portfolio-ArbeiterInnen, FreiberuflerInnen.

halt nicht aus, je nachdem wie man es haben will. [...] Na ja, das ist ein Folterinstrument, Termine sind Termine, man muss sich damit eben auseinandersetzen – ist einem das Geschäft wichtig – wer A sagt, sagt auch B – wenn man das Geschäft ernst nimmt, braucht man den Firlefanz rundherum organisatorisch, gehört das halt genauso dazu, das ist das Problem“ (Int. Nr. 17-III, S. 193). Diese Einfügen in den geschäftlich bedingten Erreichbarkeitsdruck beschreibt einen wichtigen Lernprozess. „Wenn man z. B. genervt ist und hat eh schon keine Lust mehr und dann ruft noch einer an und man weiß schon, das ist wieder eine Gefälligkeit, die auf einen zukommt. Da geht es einfach nimmer. Oder wenn – wie sagt man – wenn es ein unangenehmes Gespräch ist, wo der Schweinehund dann sagt, ’geh bitte, das hast jetzt momentan nicht nötig’. Die Härte habe ich mittlerweile, es nützt ja nichts, der ruft ja so lang an, es macht ja keinen Sinn. Der ist nur noch lästiger, wenn er viermal ignoriert worden ist, [...] ja, am Anfang war es angenehm, ’ja bitte, ich muss ja nicht permanent erreichbar sein’ aber es löst ja das Problem nicht. Mittlerweise bin ich zu den Problemlösern und nicht zu den Problemverschiebern gewechselt [...]“ (Int. Nr. 17-III, S. 201). Angesprochen auf die erwartete Reaktionszeit bei Anrufen, meint er: „zwischen sofort, 10 Minuten und einem halben Tag – das ist aber schon purer Luxus. Das wird schon hinterfragt, ob ich Urlaub habe oder irgendwo geschlafen habe oder so etwas – im Ernst“ (ebda, S. 196). Diese Erwartungen stellt er auch an seine Geschäftspartner. „Ich merke es ja an mir selber, wenn ich dringend etwas brauche – man wird ja sauer, wenn man sich gepflanzt fühlt. [...] Ja wenn jemand fünf Mal nicht erreichbar ist und wo ich genau merke *(pfeift)*“. *Rückfrage:* Und sprichst du das dann an? „Ja, eigentlich schon – bitte, warum hebst nicht schon längst ab – ja, ja schon [...] – von ’erwischt, ertappt’ bis ’was tust dir denn an’ oder so, ’Des ist mein Problem, ob ich jetzt abheb oder so’ – von bis – die ganze Bandbreite. Aber meistens eh schon ’erwischt’ *(lacht)*“ (ebda, S. 201).

Auch die als freie Dienstnehmerin beschäftigte Baustellenleiterin Frau F. ist mit der Notwendigkeit der Rund-um-die-Uhr-Erreichbarkeit konfrontiert, der sie aber – trotz bestem Bemühen – nicht immer nachkommen kann. „Ich bin relativ häufig in Besprechungen, ich telefoniere relativ viel und in diesen Zeiten geht es halt einfach nicht. Wenn jetzt einer zweimal anruft und es jedes Mal so erwischt, dass ich gerade in einer Besprechung bin, dann erweckt das halt schnell den Eindruck, als wäre ich nicht erreichbar, aber letztendlich – ich ruf jeden zurück, wenn ich einen

Zettel auf meinem Tisch finde, dann rufe ich den auch zurück, wenn ich Zeit habe. Es geht halt nicht immer alles sofort." (Int. Nr. 7-II, S. 85)

Der Bauunternehmer Herr J. – tätig im Bereich Renovierungen – hat als EPU begonnen und erinnert sich noch gut an den Erreichbarkeitsdruck. „[...] ich weiß, dass es mich früher schon sehr genervt hat, als ich allein noch in der Firma war, das kriegt jetzt alles mein Kompagnon. Also der klagt und stöhnt und sagt, er hält das nicht mehr aus, er kriegt am Tag 30, 40 Anrufe, behauptet er, das glaub' ich ihm sogar. Weil bei ihm rufen die Kunden an, die Arbeiter, er koordiniert alles übers Handy und er macht es so, dass wenn es ihm zu viel wird, hebt er nicht ab. Mit dem Effekt, dass mir dann wieder Leute sagen: 'Hey, was ist denn mit dem Herrn P., wieso ist der nicht erreichbar?' Sag ich: 'Ich werd's probieren'. Er hebt dann ab, wenn ich anrufe. Also ich merke einfach, wenn er zu viel Stress hat, dann blockiert er." (Int. Nr. 5-II, S. 44). Förderlich im Umgang mit der telekommunikativ bedingten Zeitverknappung für Arbeitsaufträge ist auch eine gewisse Gelassenheit, Dinge sein zu lassen, Menschen anrufen zu lassen. Frau E. bringt es auf die knappe Formel: „Es ist einfach, man ist immer erreichbar, man muss immer sofort eine Antwort parat haben, man muss sich irgendwie angewöhnen Leute zu vertrösten[246]". Sie beschreibt, weshalb sich das Arbeitstempo mit dem Handy erhöht hat.

> Das heißt Fax, jeder weiß, als Bauleitung ist man nicht immer im Büro, dann weiß ich vielleicht von dieser Anfrage drei Tage nichts und es ist ja bekannt, dass sich gewisse Probleme einfach aussitzen, die sind plötzlich nach fünf Tagen weg, oder wenn man sehr hartnäckig ist, plötzlich nach zwei Monaten sind sie weg. Man darf sich nicht jedem Problem sofort annehmen, man muss erkennen was ist wichtig und welches Problem, wo reagiert wer über und das wird, sich auflösen. [...] wir arbeiten ja voll auf Druck, die Baufirma ist voll auf Druck, Zeit ist Geld [...] früher hat man das so gemacht, der Plan ist per Post gekommen, ich hab den zweimal korrigiert, einmal fürs Büro, einmal um ihn retour zu schicken, wieder am Postweg. Heute hat mich einer angerufen um halb sechs am Abend 'Frau E.,

[246] Leicht spekulativ ist meine These, dies als geschlechtsspezifische Herangehensweise zu interpretieren. Blockiert ein anderer Baustellenleiter Anrufe, wenn der Druck zu viel wird, hält die Baustellenleiterin die Kommunikation aufrecht, setzt auf Anteilnahme um so mehr Zeit und Abstand zu gewinnen.

> schaffen Sie das noch bis morgen den Plan frei zu geben?', hab' ich gesagt: 'Das weiß ich nicht und ich will nicht um halb sechs Uhr angerufen werden, mit der Bitte oder der Anfrage, ob ich das bis morgen noch schaffe. Am Freitag um vier krieg ich von Ihnen ein E-Mail, dringende Freigabe, so geht es nicht.' So braucht er mit mir nicht umspringen, das wird natürlich auch nicht erfüllt und was ist passiert? Ich hab ihn bewusst eine Woche warten lassen. (Int. Nr. 3-III, S. 37)

Diese Zurückweisung von Verfügbarkeitsansprüchen lässt sich einerseits durch die etablierte hierarchische Position erklären, sie spiegelt auch ein gewisses unternehmerisches Selbstbewusstsein wider, auch KundInnen im Umgang mit Erreichbarkeit 'disziplinieren' zu müssen. Entgegen der oft gepredigten Verkaufsmaxime „Der Kunde ist König" gibt es offensichtlich im Gewerbe noch eine handwerklich bedingte Nicht-Verfügbarkeit, zumindest den Anspruch einer gewissen Zeitsouveränität aufrechtzuerhalten. Gerade jene Service- und Kundenorientierung, die u.a. auch Kommunikationskompetenz verlangt, ist ein Bestandteil der neuen Arbeitsanforderungen.

Wie in Kapitel 9.2.2 beschrieben, wird das Handy vielfach zum Delegieren, gerade auch von zeitnahen Arbeitsaufträgen genutzt. Eine Vorgangsweise, die man sich von einem Kollegen nicht gefallen lassen muss. So berichtet Herr P., langjähriger, erfahrener Programmierer: „Also ich find' da darf man auch unhöflich sein, wenn der andere vergessen hat einem das rechtzeitig zu sagen. [...] da liegen irgendwelche Anfragen drei Wochen auf irgendeinem Schreibtisch rum und dann am Abend um acht wirst du angerufen, ob du das nicht bis morgen machen könntest, weil es wäre jetzt schon dringend. Und dann schaust nach, wann war der Eingangstempel und der ist vier Wochen her. Gut muss ich da wirklich springen? Nein. Sehe ich nicht so" (Int. Nr. 14-II, S. 159). Diese Ad-Hoc-Arbeitsaufträge stellen in seiner derzeitigen Position eher die Ausnahme dar. Als er als EDV-Techniker noch Bereitschaftsdienst hatte, wäre dieses Verhalten nicht möglich gewesen. Dank Handy konnte er sich trotzdem gewisse Freiräume gestalten. „Wir haben damals Bereitschaft gehabt, mit zwei Stunden Reaktionszeit, wenn der Film eineinhalb Stunden dauert, kann man es sich leisten ins Kino zu gehen und dann zu schauen, ob man einen versäumten Anruf hat. Das war zwar nicht die feine

englische Art, also es war sehr an der Grenze des Arbeitsvertrages, aber es ist durchaus vorgekommen“ (Int. Nr. 13-I, S. 162).

Wie Miriam Meckel schreibt, sind es „gezielte Phasen der Unerreichbarkeit, die dem Menschen Gestaltungsräume eröffnen“ (Meckel 2007, S. 233). Selbstbestimmung entsteht aus Freiheit und diese Freiheit ist, nicht immer erreichbar sein zu müssen (ebda, S. 253). In diesem Verständnis wird deutlich, weshalb gerade Arbeitende in der Braubranche oder in bestimmten Segmenten des Verkaufs frei disponible Zeit als Luxus empfinden. Das Beispiel von Frau L., Maklerin für Bauimmobilien (mit Werten um die 400 Millionen Euro), gibt ein anschauliches Beispiel für die Machteinschreibungen von Erreichbarkeit. „Es gibt manche, die gehen mir so auf den Wecker, die fünfmal am Tag anrufen, oder zehnmal am Tag, da hebe ich halt nicht ab, wenn ich nicht will, dann will ich nicht. Also den Luxus leiste ich mir schon. Wenn ich nicht will, dann hat derjenige Pech gehabt. Und wenn es wichtig ist, dann melden sie sich schon wieder. [...] Bei Vorgesetzten heb’ ich sofort ab, ich würde nie einen Chef warten lassen, das tu ich nicht. Maximal ein paar Externe, wo ich sage: ‘Okay, der will eh was von mir, ich muss da jetzt nicht abheben’, aber wenn mich mein Vorstand anruft, hebe ich sofort ab, egal wo, da gehe ich aus jeder Besprechung raus, bei jedem Abendessen. Also da hab’ ich schon die Wichtigkeit, dass ich sage, okay da bin ich natürlich erreichbar“ (Int. Nr. 8-I, S. 97). Im Gegenzug freut sie sich, in Meetings die Zeit auch für ihre persönlichen Anliegen verwenden zu können. „Ich könnte immer lachen, weil die wissen ich schreib während einer Besprechung SMS.“ (ebda, S. 95).

Das Entgrenzungsinstrument Handy funktioniert als solches während der Arbeitszeit und in der Freizeit. Ein interessantes Beispiel ist die erwartete Erreichbarkeit, dieses Mal im privaten Bereich. So erzählt die Journalistin Frau V.

> [...] wie ich in Graz jetzt war, hab ich dort vier Wochen an einem Artikel geschrieben und meine Mutter hat derweil auf den Kleinen aufgepasst und zufällig ist mein Freund auch aus Graz und dessen Mutter ist auch dort und will den Kleinen immer holen und an meine Mutter hat er sich schon sehr gut gewöhnt, aber bei ihr [der Schwiegermutter, B.B.] ist es noch nicht so, und ich hab so viel über Bindungstheorie jetzt geschrieben und da geht es darum, dass man die Kinder nicht aussetzen soll, solche Situationen, wo keine Bindungsperson dabei ist und ich wollte eigentlich nicht gern, dass sie

> ihn abholt und dann hab ich doch zwei, dreimal so getan, als hätte ich ihren Anruf nicht gehört, obwohl das Handy neben mir gelegen ist. (Int. Nr. 18-II, S. 212)

Die vorgestellten Beispiele bringen zum Ausdruck, dass verallgemeinernde Aussagen wie: „Das Handy ist ein Kontrollinstrument oder „Es ist ein Instrument der Freiheit“ keine Aussagekraft besitzen. Wann Erreichbarkeit in Abrufbarkeit, in Verfügbarkeit umschlägt, ist abhängig von Machtverhältnissen, denen man sich konstellationsabhängig manchmal fügt und dann wieder geschickt entzieht.

9.3.1 Aspekte der branchenspezifischen Handynutzung

Von den untersuchten vier Branchen hat sich in zwei Gruppen das Mobiltelefon als regelrechtes Arbeitswerkzeug[247] herauskristallisiert: im Verkauf[248] und im (Bau-) Gewerbe[249]. Denkt man an Werkzeug, sind erste Assoziationen eher ein Schraubenzieher oder ein Computer (vgl. Kapitel 6.5). Aber solche Werkzeug-Vorstellungen repräsentieren immer seltener den Arbeitsalltag vieler Menschen und dies ist längst nicht nur in administrativen Dienstleistungsberufen und Bürojobs der Fall. Das Mobiltelefon, das immer öfter auch als Minicomputer genutzt wird, ist für bestimmte Berufe oft das wichtigste Arbeitswerkzeug. Eindeutig überrascht wurde ich im Laufe meiner Interview-Erhebung, wie tief greifend die Handynutzung gerade in gewerbliche Berufe vorgedrungen ist. So Herr Q., Besitzer eines Schlossereibetriebs, in zweiter Generation in Familienbesitz. „Jedes Werkzeug, egal was es ist, richtig angewandt, bringt Vorteile oder ich verwende es nicht, ja? Und für uns ist jetzt das Mobiltelefon auch ein Werkzeug geworden – in weiterer Folge zählt ja dieses ganze GPS auch als Werkzeug“ (Int. Nr. 15-III, S. 175). Herr Q. koordiniert mit seinem Arbeitswerkzeug die Arbeiter auf den Baustellen, denen er per SMS – und vermehrt auch per E-Mail – Arbeitsaufträge schickt, weil er dank GPS weiß, welches Team den Aufrag am schnellsten erledigen kann.

[247] Arbeitswerkzeug klingt zunächst nach einer Tautologie. Berücksichtigt man, dass das Handy ein Werkzeug für viele andere Dinge auch sein kann, sei das explizite Betonen von Arbeit hier gestattet.

[248] Mit Verkauf ist hier nicht der direkte Verkauf im Einzelhandel gemeint, sondern der Sales-Bereich, der sowohl KundInnen-Akquise wie Administration umfasst.

[249] Entgegen meiner Arbeitshypothesen weisen nicht die Befragten der Creative Industries die beruflich bedingt intensivste Handynutzung auf, hier ist das Arbeitswerkzeug Nummer 1 Internet und E-Mail.

Außerdem gibt er per Handy Auskunft bei technischen Rückfragen und beruhigt Kunden bei Reklamationen. Über sein Mobiltelefon erhält er alle neu eingehenden Termine, was er ohne Aufforderung so kommentiert: „Jetzt könnte man dann sagen, es ist eher lästig, aber das ist es für mich eher nicht, weil ich diese Funktion unbedingt brauche, [...]“ (Int. Nr. 15-III, S. 179).

Für Herrn O., Salesmanager in einem Mobilfunkunternehmen, ist das mobile Büro sein zweiter Arbeitsplatz. „Man muss halt permanent lernen diese Tools besser einzusetzen und hinterfragen, ob man es so braucht, wie man es verwendet, aber ist auf jeden Fall ein wesentliches Hilfsmittel bei der Organisation des Alltags“ (Int. Nr. 12-I, S. 137). Das richtige Verwenden umschließt eine technische wie organisatorische Ebene und unterstreicht die in Kapitel 7.1 angesprochene handlungsformierende Kraft der Techniknutzung. „Man muss zum Beispiel mit dem Kollegen andere Vorgangsweisen vereinbaren, wie mit dem Kunden. Wir haben zum Beispiel jetzt abgestellt, dass mir Kollegen für dringende Dinge Sprachnachrichten hinterlassen, weil da sind 17 andere schon davor, da gibt es in dem Fall ein SMS, das heißt, da kann ich schneller reagieren. Solche Dinge muss man permanent verbessern“ (Int. Nr. 12-I, S. 137).

Wenngleich beide Berufsvertreter unterschiedliche Schwerpunkte bei der Handynutzung verfolgen, besteht eine Gemeinsamkeit darin, dass unter Erreichbarkeit eine Reaktionszeit von maximal zwei Stunden verstanden wird. Tatsächlich von einer telekommunikativ bedingten Beschleunigung lässt sich im (Bau-)Gewerbe sprechen. Herr T., auf seine Reaktionszeit bei einer Mailbox-Nachricht befragt, antwortet: „Sofort, nein noch schneller, unmittelbar, wirklich!“ Dabei handelt es sich genau genommen um eine Arbeitsverdichtung, die die Betroffenen aber als Beschleunigung wahrnehmen. Arbeitsverdichtung deshalb, weil die Dinge anstatt nacheinander nun verstärkt gleichzeitig gemacht werden. Prägnant beschreibt Herr J. die veränderten Arbeitsprozesse im Baugewerbe, die auf eine Verkürzung von Kommunikationsarbeitsprozessen von 20 auf 2 Stunden hinauslaufen. „[...] damals war es so, einer ruft um zehn am Vormittag bei mir im Büro an, die Sekretärin schreibt es mir auf, ich erhalte die Info um 16 h, wenn ich ins Büro komme, und reagiere auf den Anruf, wenn ich nicht zurückrufen kann, beispielsweise weil der nicht mehr im Büro ist, mit einem Fax, dass der am nächsten Tag erst um acht

in der Früh hat, das heißt, wir haben fast 20 Stunden von Anfrage bis zur Antwort und durch das Handyzeitalter ist dieser Zyklus, sag' ich mal, entweder es geht direkt, im Sekundentakt, oder wir sind im Mailboxzeitalter, wo man auch sagen kann, bring ich diese 20 Stunden von früher schon runter auf zwei, drei Stunden, maximal." (Int. Nr. 5-II, S. 45)

Der Architekt und Grafiker Herr K. führt das gestiegene Arbeitstempo auf die telekommunikativ bedingten, radikalen Veränderungen in der Arbeitsorganisation zurück, dass er als chaotische Form mobilen Ad-Hoc-Delegierens beschreibt: „Ich merke auch, dass ich heute viel ungeduldiger bin, als ich es einmal war [...] also auf der Baustelle, das hat sich jetzt wirklich ganz dramatisch geändert, seit es Handys gibt, weil früher waren Leute vorbereitet, wenn sie angereist sind, sprich wenn man mit einem Elektrikerbüro und unserem Büro über das Festnetz irgendetwas vereinbart hat, hat man Faxe geschickt, man hat sich getroffen, hat Pläne ausgetauscht. Dann gab es quasi den Termin, wo die Montage passieren sollte und dann kamen die Leute vorbereitet mit allem Material, das sie brauchten, und nachdem alle Fragen restlos geklärt waren, haben sie halt angefangen zu arbeiten. Heute ist es wirklich so, und das zieht sich komplett durch, dass die Leute als Erstes auf die Baustelle fahren, nichts dabei haben, keine Ahnung haben, der Chef sagt nur: „Fahr dorthin!" Dann stehen sie dort und fragen sich, was sie jetzt machen sollen. Ja, und nachdem sie alle Handys haben, fangen sie als Erstes an zu telefonieren, d. h., der erste halbe Tag wird oft nur auf der Baustelle vertelefoniert, ja. Und nach dem ersten halben Tag telefonieren fährt dann irgendwer ins Lager in den 20.Bezirk und holt dann dort einmal das Material und dann fährt er wieder auf die Baustelle und irgendwann fangen sie dann an, etwas zu machen. Und ich glaube, wären sie dazu gezwungen, sich vorzubereiten, weil sie etwa nicht jederzeit erreichbar sind oder einfach nicht raustelefonieren können, dann würde man unterm Strich eigentlich Zeit sparen. Das ist glaub' ich wirklich so, zumindest bei kleineren Arbeiten glaube ich, ist es eher ein Nachteil, dass man über's Handy telefonieren kann." (Int. Nr. 7-II, S. 85)

Der Geschäftsführer Herr Q. will diese Form der Arbeitsorganisation vermeiden. „Und wenn es [das Handy, B.B.] die Mitarbeiter auf der Baustelle mithaben, dann ist das ja in meinem eigenen Interesse, dass ich die Mitarbeiter nur dann konfron-

tiere, wenn es wirklich wichtig ist – dann müssen sie auch erreichbar sein, weil da gibt es halt irgendeine Änderung, die man sofort durchführen muss“ (Int. Nr. 15-III, S. 174). Auch Herr A., der einmal im Baugewerbe gearbeitet hat, sieht nur im kurzfristigen Umdisponieren einen Vorteil. „Ja, du fährst einkaufen und die kommen drauf, zwei Minuten, nachdem du bei der Tür draußen bist, wir brauchen noch, keine Ahnung – einen Fliesenkleber –, und so war das halt praktisch – angerufen – he Fliesenkleber mitnehmen – fertig. Früher wärst du dann eben noch einmal hingefahren um den Fliesenkleber zu holen – erspart alles Kohle. Also es macht die Arbeit effizienter“ (Int. Nr. 2-I, S. 15). Auch Mock stellte in ihrer Studie über die Handynutzung im Baugewerbe fest: „Alle, die was zu sagen haben, haben eines“ (Mock 2000, S. 68). Die Handynutzung von Arbeitern wurde eher als Störfaktor gesehen, die Vorgesetzten führten als Grund die erhöhte private Kommunikation an. Die Arbeiter hingegen bewerteten die ‘unnötigen’ Anrufe des Meisters (wie etwa: Wo ist die Person xyz? Wo ist das Werkzeug?) als Störung (ebda, S. 70).

Dieses Beispiel schließt an die These vom Handy als „regressives“, „subversives“ Medium an (Geser 2006, S. 26), bei der eine Organisation über mikrosoziale Netzwerke planendes Handeln untergräbt. Es macht auch plausibler, weshalb sich der Arbeitsdruck oftmals als Erreichbarkeitsdruck äußert, da die Ablauforganisation, das Koordinieren zwischen den einzelnen Gewerken, sowie rasche Vor-Ort-Entscheidungen telefonisch zwischen den einzelnen Akteuren ausgehandelt werden. Wer sich also der Erreichbarkeit entzieht, ist insofern privilegiert, weil er u. U. dadurch einen Auftrag versäumt. „Also bei Entscheidungen, zum Beispiel ein Architekt – ich ruf ihn an und er ist gerade in einer Besprechung und weiß, dass mir das Problem schwer am Herzen liegt, weil wir nicht weiterkommen [...] wenn ich etwas dringend brauche, dann ärgere ich mich darüber, wenn das nicht schneller geht, wozu hat der das Ding, er hat es eh bei sich. Mein Kollege, der klagt auch so über die Geißel, der sagt, er kommt oft gar nicht zum Arbeiten, es läutet ja dauernd. Der ist auch noch manuell tätig, er ist Tischlermeister – und steht gerade auf der Leiter und hat beide Hände voll, dann sagt er, da musst du halt warten, das nützt nichts. Das geht halt nicht gleich, da habe ich auch Verständnis dafür. Meistens denk ich auch in diese Richtung, aber wenn wir etwas dringend klären sollen – ein technisches Detail – dann ärgere ich mich schon darüber, wenn ich nicht weiter machen kann und er ist nicht erreichbar. Wobei, ich kenn’ auch einen ande-

ren, der sagt bewusst - aus, ich lass mich von diesem Gerät nicht tyrannisieren – aus, da bin ich eben einmal drei Stunden nicht erreichbar. Der ist aber für mich – wie soll ich sagen – wie wenn er nicht so richtig will, das ist ganz witzig, den interessiert das nicht. Ich vermittle auch viele Aufträge und sag ihm zum Beispiel auf die Mailbox: 'Pass auf, ich hab' was für dich, ich soll den Kunden zurückrufen, ob du überhaupt Interesse hast, sei so lieb und ruf' mich dringend zurück. Und er, nach drei Stunden immer noch nicht, da denk ich mir oft, oh, geht's uns zu gut arbeitsmäßig" (Int. Nr. 17-III, S. 198).

Das Zitat verdeutlicht, dass die Beeinträchtigungen durch Dauererreichbarkeit bei Kopf- bzw. Handarbeit unterschiedlich erlebt werden. Frau E. etwa bevorzugt es direkt angerufen zu werden. „[...] ich will nicht Arbeit sammeln, ich will nicht nach einer Besprechung raus gehen und sehen ich hab jetzt drei Anrufe in Abwesenheit, sondern ich nehme das kurz an und kann entweder gleich eine Lösung herbei führen, oder gleich sagen: „Was ist eigentlich los? Machen wir das und das und das", und somit ist das für mich alles abgehakt. Jedes geführte Telefonat ist irgendwie auf der Liste abgehakt. Bzw. weiß ich dann auch, worum geht es und ich bin informiert und es sind nicht lauter namenlose Satelliten, die so im Berufsleben herumschwirren" (Int. Nr. 3-III, S. 34).

Gezielt bewirbt der „Nachrichtendienst für das Handwerk" einen mobilen Service, der Anrufe aus dem Büro als E-Mail oder SMS weiterleitet, um dadurch weder die Kollegen zu stören, noch selbst bei Verhandlungen mit dem Kunden gestört zu werden. „So sind alle stets informiert und können schon unterwegs entsprechend reagieren oder delegieren" (CICweb 2011).

Besonders signifikant bei den in Gewerben tätigen Befragten ist der Zusammenhang mit räumlicher Mobilität, d.h. wie die vielen Fahrtwege für Kommunikationszwecke genutzt werden. Eine thematische Engführung von räumlicher und kommunikativer Mobilität trifft auf die GPS-Nutzung zu, die entweder über ein eigenes Navigationsgerät im Auto eingebaut ist, oder via Handy genutzt werden kann. Da das Navigationssystem zugleich ein Ortungsservice ist, findet man nicht nur den Weg, sondern man wird auch gefunden, was im beruflichen Kontext zur Effizienzsteigerung genutzt wird, indem 'leere Kilometer' reduziert werden. „Wir haben jetzt

bereits GPS in fünf Autos – also wir sind sehr viel im Servicedienst unterwegs, d. h. Türschlösser einsetzen, Zylinder instand setzen, einen Zaun reparieren – die Arbeiter sind in ganz Wien unterwegs – relativ kleine Sachen, relativ kurze Sachen und dann fahren sie schon wieder zur nächsten Baustelle. [...] das ist gleichzeitig auch ein Navigationssystem und wir sehen über das Internet jederzeit, wo unsere Mitarbeiter sind. Und wenn wir jetzt aus diesem Bereich eine Meldung bekommen, es funktioniert etwas nicht, es ist irgendetwas zu reparieren, dann sehen wir, ah, warte, ein Mitarbeiter ist drei Gassen weiter, - dann schicken wir ihm die Nachricht – und er macht es gleich mit. Also ohne Stresserhöhung haben wir die Arbeitsleistung erhöht. Im Gegenteil, der Mitarbeiter ist sogar froh, wenn er es weiß, weil sonst müsste er wieder hereinkommen, dann kriegt er die neuen Aufträge, 'na geh, jetzt war ich gerade dort, jetzt muss ich wieder hinfahren, ja?'" (Int. Nr. 15-III, S. 175f.).

Angesprochen auf die Reaktion der MitarbeiterInnen nach der Einführung von GPS, da es als orts- und personengebundenes Instrument auch zur Arbeitskontrolle benutzt werden kann, berichtet er: „Man muss sich vorstellen, jeder Kunde, jeder Lieferant, der bei uns hereinkommt, sagt: 'Haben eure Mitarbeiter keinen Aufstand gemacht, da könnt ihr sie ja genau kontrollieren?' Und ich sag drauf: 'Erstens habe ich meine Mitarbeiter vorbereitet und zweitens - ganz beinhart – wenn sich mein Mitarbeiter bei mir kontrolliert vorkommt, dann hat er bei mir nichts verloren.' Weil, wann muss ich kontrollieren? Wenn er etwas macht, was nicht richtig ist. Also unsere Mitarbeiter sind in ihrem Bereich sehr selbstständig unterwegs. Wenn der heute einen Kunden hat und ist mit diesem Kunden auf einen Kaffee, – ah – und sitzt dort zwei Stunden, wird ihm keiner, keiner von der Führungsspitze irgendetwas Negatives sagen, das ist so. Solange seine Arbeitsleistung passt, solange der Ablauf passt, hat er seine Freiheiten sowieso – und das wissen sie auch – und deswegen kommen sie sich auch nicht kontrolliert vor. [...] Es ist natürlich meine Aufgabe, die Mitarbeiter dahin zu führen, dass sie das so sehen und auch in der richtigen Weise umsetzen. Und wenn man das *(lachend)* über lange Jahre konsequent durchführt, dann funktioniert es schon. Es geht natürlich nur mit Mitarbeiterwechsel, das eine oder andere funktioniert nicht, dann muss man den einen oder anderen austauschen" (ebda, S. 176).

Für Herrn Q., Geschäftsführer eines Wiener Schlossereibetriebs, leisten die Kommunikationstechnologien einen essenziellen Beitrag, um die Wettbewerbsfähigkeit des Unternehmens aufrechtzuerhalten. „[...] wenn man die modernen Mittel richtig einsetzt, bringen sie schon Vorteile, die auch notwendig sind [...] z. B. könnten wir heute die Lohnkosten eigentlich ohne Mobiltelefon, ohne GPS, ohne Computer, ohne Technik nicht mehr auf diesem Level halten, ja, also die Lohnkosten müssten wahrscheinlich um 40 bis 50 Prozent höher sein. Weil einfach viele, viele Leerzeiten, Leerkilometer entstehen würden – die ja auch bezahlt werden müssen – weil wenn er jetzt nichts macht, muss ich den Mitarbeiter ja auch bezahlen. [...] Und jede Teuerung so wie Spriterhöhungen oder Belastungen krankenkassenmäßig oder Lohnkostenerhöhung, die versuchen wir wiederum mit einer technischen Neuerung zu kompensieren – so wie das Einführen von dem GPS-System – wo wir sagen, o.k: wir können die Effizienz um 10 bis 15 Prozent steigern und müssen nicht mit den Preisen um 10 bis 15 Prozent raufgehen. [...] Man muss es nur richtig anwenden. Das ist wiederum Disziplin, Erziehung und Kontrolle.“ (Int. Nr. 15-III, S. 176)

Die Interdependenz zwischen Unternehmensorganisation, Techniknutzung und Arbeitsprofil zeigen auch die beiden nächsten Beispiele, die Hans Geser in seinem Beitrag über den Niedergang raumbezogener Kommunikationsstruktur eingebaut hat. So steigert die GPS-Nutzung bei LKW-Fahrern enorm die Effizienz, verlangt aber auch von den Fahrern erhöhte Organisations-, Entscheidungs- und Kommunikationsfähigkeit. Das entspricht einer qualitativen Anreicherung des Jobprofils. Im Gegensatz dazu führt er den Außendienst als Beispiel für die Dequalifikation eines Arbeitsprofils an. Indem der/die Vorgesetzt/e für die MitarbeiterInnen immer erreichbar ist, ermöglicht es schnellen, direkten Kontakt, so können schwierige, kritische, verantwortungsvolle Entscheidungen rückgefragt werden. Es mindert das Risiko von Fehlentscheidungen, schränkt aber zugleich die Verantwortung ein, was zu niedrigerer Bezahlung führen kann (vgl. Geser 2005, S. 47).

Geht es im Gewerbe darum, Fahrtwege und Arbeitsaufträge effizient aufeinander abzustimmen, wird im Sales Fahrtzeit in Arbeitszeit umgewandelt. Bei längeren Wegstrecken, etwa Wien-Salzburg, nimmt sich Herr O. gezielt Telefontermine vor. „Definitiv, das sind drei Stunden Arbeitszeit“ (Int. Nr. 12-I, S. 139). In immer größe-

rem Ausmaß arbeitet Herr O. von unterwegs und misst Formen des mobilen Arbeitens große Bedeutung zu, die Trennung zwischen Außen- und Innendienst verschränkt sich zunehmend: „Das ist nicht mehr die klassische Situation: Ich gehe zum PC, drehe ihn an und setz' mich zwei Stunden hin und arbeite dort, sondern ich arbeite immer, wenn ich Zeit hab', egal ob ich am PC sitze oder irgendwo anders. [...] Termine planen, Reports abfragen, E-Mails beantworten. [...] Und ich kann auch vor Ort beim Kunden mehr machen, das heißt, ich muss mitunter gar nicht mehr ins Büro fahren, weil ich das gleich online erledige und weil ich keine Zettelwirtschaft hab', die ich irgendwo am Abend abgeben muss. Das ist jetzt nicht nur in den, sag' mal, 'white collar' Arbeitsumfeldern so, sondern das ist auch bei Servicetechnikern, generell Technikern" (ebda, S. 143). Das „Nonterritoriale Büro" (vgl. Zepf 2002) mit Laptop und internetfähigem Mobiltelefon ermöglicht entgrenztes Arbeiten gemäß dem Motto „Das Büro ist, wo ich bin", entgrenzt also sowohl räumlich als auch inhaltlich.

Neben Gewerbe und Handel stelle ich abschließend noch eine branchenspezifische Form der Handynutzung vor, die nur eine Berufsgruppe der Creative Industries, WissensarbeiterInnen im Projektmanagement, betrifft. Kommunikation gehört im Projektmanagement zur Grundlage, um Arbeitsaufgaben zu organisieren, umzusetzen und zu kontrollieren. Da Projektarbeit immer als Teamarbeit erfolgt, fordert es Eigenverantwortlichkeit, Selbstmanagement-Kompetenz, Lösungsorientierung und natürlich Kommunikationskompetenz. So zeigt sich Herr K., der von sich selbst sagt „kein guter Telefonierer" zu sein, beeindruckt, wenn jemand wie ein Call-Center-Agent zielorientiert telefonieren kann. „Man gerät da manchmal an Leute, die das wirklich sehr, sehr gut können, finde ich, die die richtige Balance haben zwischen persönlicher Involvierung, dass sie sich auf dich als Individuum konzentrieren und gleichzeitig so eine professionelle Distanz und Effizienz auch haben [...] ich finde, dass das schon zum Teil recht beachtlich ist. Gerade wenn es um kritische Situationen geht. Und mit den Anrufenden dann wirklich systematisch ein Problem zu lösen eben nur über diesen engen Kanal – das ist schon super, wenn man das beherrscht." (Int. Nr. 7-II, S. 88)

Kommunikationsarbeit ist, wie bereits in Kapitel 4 erläutert, hochgradig subjektivierte Arbeit. Gerade in postfordistischen Dienstleistungsberufen geht erhöhte Ar-

beitskommunikation aus dem Jobprofil hervor und macht so kommunikatives Handeln zum festen Bestandteil von Arbeit. Ansprechbar zu sein, „auf die Minute zuzusagen“, kann jobentscheidend sein. „o.k...wir haben da jetzt ein Projekt, willst du mitmachen? Und das ist entscheidet sich innerhalb von Stunden und wir brauchen jetzt noch wen ganz dringend nächste Woche: ‘Kannst, du oder kannst du nicht?’ Wenn ich den Anruf nicht gleich hör’ und nicht innerhalb dieser zwei Stunden zusage, dann ist die Möglichkeit auch wieder weg [...] Ich hab das hundertfach erlebt, dass Leute dann aufgrund ihrer Erreichbarkeit schnell einmal augenscheinlich kleine, „geschissene“ Jobs halt kriegen, und dann aber wenn sich die Person beweist und ein gewisses Vertrauen gewinnt [...] feste Werkvertragsleute werden. [...] hab’ ich eine Freundin angerufen, von der ich gewusst habe, die ist grad am Herumjonglieren, und die weiß nicht recht was und hat nichts Fixes und ein halbes Jahr nachdem sie halt ein Monat eingesprungen ist, hat sie jetzt einen fixen Job“. (Int. Nr. 5-II, S. 66f.)[250]. Subjektivierte Arbeit heißt vorrangig auch Strukturen selbst herzustellen, Grenzen selbst festzulegen, aber auch die eigene Selbstvermarktung vorzunehmen. So trägt das Netzwerkmedium Handy einiges dazu bei, Kontakt zu halten für den Projektarbeitsmarkt. „Früher [als sie noch keine feste Anstellung hatte, B.B.] hab’ ich Handykontakte intensiv gepflegt, weil man eben im Hinterkopf gehabt hat, dass da vielleicht beruflich ein Projekt rausschaut oder so“ (Int. Nr. 5-II, S. 54). Frau J. pflegt ein Netzwerk aus privaten und beruflichen Kontakten, auch mit dem Hinblick, dass sich dadurch neue Jobs ergeben könnten. „[...] dieses Netzwerk, mit dem ich arbeiten möchte und auch arbeiten kann, dass ich halt selber irgendwie zusammenstelle...dieser Menüplan, wo man Leute trifft und dann bleibt man eben mehr oder weniger lose in Kontakt und nimmt ma’ halt mit und so und weiß man, wenn die ein Projekt irgendwo an Land ziehen, dann rufen sie mich an und ich werde sie anrufen“ (Int. Nr. 5-II, S. 65). Deshalb findet sie das Medium Handy sehr hilfreich, „insofern stärkt es meine Kompetenzen, weil ich dann, dadurch dass ich so viele Kontakte aufrechterhalte, dann auch schnell Zugang hab’ zu Leuten, die eben auch ein gewisses Expertenwissen haben.“ (ebda)

[250] Darauf angesprochen, wie sie das Job-Jonglieren beurteilt, antwortet Frau A.: „Das ist auch eine Generations- und eine Altersfrage, also ich finde es jetzt noch recht positiv, weil ich da recht viel seh’ und kennenlern, aber ich kann mir auch gut vorstellen, dass einem das auch wahnsinnig auf die Nerven geht. Die Freundin eben, die ist Mitte dreißig, die hat länger herumjongliert, die hat’s nichts wie satt, und die hat sich tierisch gefreut jetzt über den fixen Job jetzt in Krems und nimmt alles Pendeln und alles auf sich, damit sie endlich ihren 40 Stunden Job hat“ (ebda).

Das Kapitel zu branchenspezifischen Aspekten der Handynutzung dient als Wegweiser, zur inhaltlichen Orientierung für weiterführende empirische Forschungsprojekte.

9.4 Vereinbarkeit via Handy – das Handy als Instrument der Work-Life-Balance

Wie in Kapitel 9.2 beschrieben, zählt die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu den zentralen Aufgaben der Lebensführung. Zur Vertiefung der vorhergehenden Beiträge über das Verhältnis von Selbstführung, Selbstmanagement und Subjektivierung in den flexibilisierten Arbeitsverhältnissen lege ich nun den Schwerpunkt auf das Thema der Vereinbarkeit zwischen Beruf und Familie. Verbleibt Selbstmanagement vorrangig auf der Ebene des Individuums, behandeln Konzepte der Work-Life-Balance auf gesellschaftspolitischer wie betriebswirtschaftlicher Ebene Fragen der Vereinbarkeit. Work-Life-Balance (WLB) klingt nach süßem Versprechen – Arbeit und Leben harmonisch miteinander in Einklang zu bringen. Die Wirklichkeit sieht dagegen anstrengend aus. Rationalisierung und Technisierung der Hausarbeit, kleinere Haushalte, das Zusammenleben verschiedener Familienmitglieder (Patchworkfamilien) und die damit einhergehende Diversität der Lebensstile bestimmen die ‘westliche’ Familie der Gegenwart. Um Kopräsenz und Kontinuität als familiäre Wesensmerkmale herzustellen (vgl. Mitterauer 2000), kommt das Handy vermehrt zum Einsatz, um räumlich-zeitliche Gemeinsamkeit zu organisieren und zu gestalten. Durch die Technisierung des Haushalts und den Zukauf von Dienstleistungen (samt den dazugehörigen Bring- und Abholdiensten für die Kinderbetreuung, Freizeitgestaltung, Nachhilfe) gewinnen Organisations- und Koordinationsaufgaben, also „Managementaufgaben“, an Bedeutung, praktisch-handwerkliche Aufgaben werden hingegen vergleichsweise weniger. Ich stelle das Handy als ein Instrument der WLB vor, das in erster Linie Mütter unterstützt, diesen Lebensbereich zu gestalten. Da die berufliche Handynutzung schon mehrmals Thema war, liegt der Schwerpunkt hier auf der Organisation des Familienlebens. Obwohl es dabei Zusammenhänge gibt, so arbeitet die Mehrzahl der Mütter mit betreuungspflichtigen Kleinkindern oft Teilzeit, was den beruflichen Kommunikationsbedarf mitunter erhöht. „[...] wir haben eine Kollegin, die ist 40 Stunden da und eine andere Kollegin und ich, wir sind nur 20 Stunden und wenn

es jetzt irgendwas gibt, wo die zwei nicht genau wissen, wie zu entscheiden oder ich hab noch irgendeine Information, dann rufen sie mich an.“ (Int. Nr. 19-IV, S. 217)

Es sind gerade die „Übergangsaktivitäten“ (vgl. Opaschowski 2008/1988, S. 39) von der Arbeitszeit zur Freizeit, z. B. der Nachhauseweg, Körperpflege, Einkaufen, Hausarbeit, bei denen viel telefoniert wird. Wie im Kapitel 9.2.3 zu Multitasking beispielhaft beschrieben gehen Telefonieren und Kochen, Putzen, Stillen etc. gut zusammen. Frauen fungieren in gewisser Weise als familiäre „Zeit-Puffer“. „Eingespannt zwischen den rigiden Zeitregimes des (Vollzeit)-erwerbstätigen Ehepartners und den Öffnungszeiten von Kindergarten und Schule, erbringen sie jene zeitliche Flexibilität, welche die Reproduktionsarbeit an sie stellt.“ (Heine et al. 2001, S. 111).

In der Mehrzahl sind nach wie Frauen die Familien-Managerinnen. Hausarbeit ist immer öfter auch Organisations- und damit Kommunikationsarbeit, sei es um Handwerker, Ärzte und Babysitter zu organisieren (vgl. Klaus 2007, S. 146). Emotionaler Beistand wie praktischer Rat für die Kinder erfolgt verstärkt telekommunikativ, ebenso wie die Aufrechterhaltung von Verwandtschaftsbeziehungen und Freundesnetzwerken. Es ist den Arbeiten von Lana Rakow, Pionierin der geschlechtsspezifischen Telefonforschung, zu verdanken, dies als „Gendered Work“ und „Gender Work“ anzuerkennen, als Arbeit, die an Frauen delegiert wird und zugleich die Vorstellung von Frauenarbeit festigt (vgl. Rakow 1992, S. 33).

Zur quantitativen Anreicherung der Ergebnisse meiner qualitativen Interviewbefragung greife ich mehrmals auf die im Team von Judy Wacjman erhobene australische Studie zurück, welche die Auswirkungen des Handys auf die Work-Life-Balance erforscht (vgl. Wacjman 2008).

9.4.1 Die Handy-Nutzung als Spiegel sich verändernder Betreuungsaufgaben

Die Auswahl der Befragten erfolgte so, dass zumindest die Hälfte betreuungspflichtige Kinder hatten. Wie in Kapitel 3.2.1 erläutert war dies neben der Berufstä-

tigkeit ein Auswahlkriterium. Als Ergebnis der Befragung bietet sich eine Kategorisierung der Handynutzung entsprechend dem Alter der zu betreuenden Personen an. Selbstredend sind es keine trennscharfen Größen, es gibt Überschneidungen, Dopplungen. Aufschlussreich sind die Bedeutungsverschiebungen insofern, da sie die sich verändernden Mobilitätsbedürfnisse der betreuten Personen und der Betreuungsperson reflektieren. Es bestätigt erneut die Hypothese vom dynamischen Verhältnis zwischen räumlicher und kommunikativer Mobilität.

Bei den Befragten mit Kleinkindern kommt der Organisation und Koordination außerhäuslicher Betreuungspersonen eine wichtige Rolle zu, wobei das Handy einen besonderen Vorteil gegenüber dem Festnetz bietet. „Oder wir haben Babysitter und Kind zu Hause, und manchmal musst du auch, wenn es still sein muss, erreichbar sein, – also das ist der einzige Grund, wo ich wirklich erreichbar sein muss, wenn's mit dem Baby irgendetwas gibt – und da ist es natürlich praktisch, dass es vibrieren kann und nicht läutet" (Int. Nr. 7-II, S. 84). Das Handy gibt den Eltern also die Freiheit, trotz Abwesenheit erreichbar zu sein. Zugleich ermöglicht es auch, die Zeitbedürfnisse von Kindern stärker zu berücksichtigen, was die betreuenden Mütter wiederum entspannt. „Ja, oder weißt, du musst ja mit Kindern immer vermeiden, zum Beispiel lange Wartezeiten, deshalb macht man das dann immer am letzten Drücker, weil das hassen sie ja alle miteinander. Warten ist ja nicht die große Stärke von Kindern, Geduld haben. Also eine Freundin von mir, die ist immer zu spät mit ihren zwei Kindern, weil die hat zwei und kommt überhaupt einfach nie pünktlich raus und das weiß ich schon, und wenn wir die treffen, dann weiß ich einfach, wenn wir jetzt ins Museumsquartier gehen, ruft sie mich immer an: 'So wir sind jetzt am Weg', das ist dann meistens eine halbe Stunde später als eigentlich ausgemacht war" (Int. Nr. 13-I, S. 152). Ganz allgemein gibt die Alleinerziehende Frau P. an, dass das Handy die Alltagsorganisation mit ihrem Kind erleichtert. „[...] in der Organisation, gerade mit dem Kind, so: 'Wo seid ihr jetzt? Kann ich das Essen schon hinstellen?' oder 'Holst es doch eine halbe Stunde früher ab vom Kindergarten?', wenn man eine Oma schickt, oder so" (Int. Nr. 13-I, S. 145). Zu meiner Verwunderung trifft dieses zeitliche Fine-Tuning bei der Planung der Essenzeiten auf empirische Evidenz. So gibt in der AMTA-Studie ein Drittel der Befragten an, es sei für sie ein wichtiger bzw. sehr wichtiger Aspekt der Alltagsorganisation (vgl. Wacjman 2008, S. 36f.). Gerade Kleinkinder reduzieren die

räumliche Mobilität vieler Mütter. Da persönliche Treffen aufwendige Vorbereitungs- und Planungsarbeiten verlangen und dementsprechend selten sind, wird dies versucht durch häufiges Telefonieren zu kompensieren. „Also für mich ist es wirklich mein Hauptkommunikationsmittel. So, um einfach, ja eine Freundin sitzt auf dem Spielplatz und fadisiert sich, ich sitzt auf dem Spielplatz und fadisier' mich und dann tauschen wir uns drüber aus, wie fad eigentlich unser Leben ist. *Rückfrage:* Warum geht ihr nicht gemeinsam in den Park? Weil die eine zum Beispiel im Dritten wohnt und die hat nicht so viel Zeit [...]" (Int. Nr. 13-I, S. 149).

Gerade für die ältere Handygeneration kommt mit dem ersten Kind das erste Handy: „Der Anlass war, dass ich mein erstes Kind bekommen hab' und ich mir gedacht habe, ich wäre dann oft nicht zuhause, unterwegs sein, falls irgendwas passiert, hab' ich mir gedacht, es ist recht praktisch, wenn man dann ein Handy hat" (Int. Nr. 6-I, S. 69). Laut Auskunft der befragten Mütter gehört telefonische Erreichbarkeit der Eltern für das Betreuungs- bzw. Unterrichtspersonal in Kindergarten oder Schule zum Standard. „Naja es ist sinnvoll eine Nummer abzugeben, auf der du ständig erreichbar bist, weil es ist schon vorgekommen, dass sie mich angerufen haben und ich war irgendwo: 'Bitte ihr Kind hat Brechdurchfall, holen Sie es ab', oder 'Das Kind hat einen Unfall gehabt, ist mit dem Kopf auf eine scharfe Kante, hat eine riesige Beule und muss ins Unfallkrankenhaus', das haben wir auch schon gehabt" (ebda, S. 77).

Dass die Erreichbarkeit in Notfällen nicht immer eine psychische Entlastung darstellt, sondern auch einen Pflichtcharakter annimmt, zeigt das nächste Beispiel, was dieses Mal die Pflegeverantwortung älterer Menschen betrifft. „[...] erst vor einigen Wochen ist meine Mutter von der Leiter zuhause runtergefallen und dann wurde ich eben vom Krankenhaus angerufen: 'die Mutter ist da' und quasi, 'was sollen wir mit ihr tun?' und dann kannst kurzfristig reagieren. *Rückfrage*: Glaubst du, dass dich das in deiner Verantwortung entlastet? Nein, eher belastet, weil man jederzeit erreichbar sein sollte. (…) Nicht wie beim Festnetz, wenn du nicht zuhause warst, warst du nicht zuhause, da konnte dir keiner irgendwas nachsagen, oder vorwerfen, beim Handy naja. Beim Handy rechnet jeder, dass du zu jeder Zeit und immer erreichbar bist. Also eine Entlastung würde ich bei Gott nicht sagen" (Int. Nr. 10-IV, S. 123).

9.4.2 Mobile Elternschaft: ‘Remote Mothering’

Das AutorInnenteam Rakow/Navarro prägte den viel zitierten Begriff ‘Remote Mothering’, der den großen Stellenwert des Mobiltelefons in der Mutter-Kind-Beziehung ausdrückt. Um zwischen Beruf und Familie zu vereinbaren, stellt telepräsente Erreichbarkeit eine Art ferngesteuerter Fürsorglichkeit dar. „The cellular phone permits them to exist in their domestic and work worlds simultaneously, women are now working ‘parallel shifts’ rather than what has been described as the ‘double shift’"(Rakow/Navarro 1993, S. 153). Das Zitat spricht die Entgrenzung von Privat und Berufsleben an und wie das Handy eingesetzt wird, um parallel zwischen den Anforderungen und Aufgaben der Berufs- und Familienwelt hin und her zu wechseln. „[...] und nachher mache ich das und Jössas na, für den darf ich das nicht vergessen und die Kinder brauchen das und das und dann muss ich noch schnell, also fünf Sachen halt gleichzeitig [...]“ (Int. Nr. 6-I, S. 79). Von den befragten Vätern übernimmt nur einer alltägliche Betreuungsaufgaben von Kleinkindern und beschreibt ähnliche Erlebnisse der Vergleichzeitigung. Im Besonderen ist Herr K. froh, dass es keine Videotelefonie gibt, weil „dann würden die [die Arbeiter von der Baustelle, B.B.] wissen, dass ich noch in der Unterhose rumlaufe oder dass ich gerade meinem Kind ein Frühstück mache oder wie auch immer [...]. Es ist mir eigentlich schon sehr angenehm, dass die Leute nicht wissen, dass ich noch nicht im Büro, also quasi im Amt bin, sondern noch daheim.“ (Int. Nr. 7-II, S. 82).

Ist es dem Architekten unangenehm, wenn seine Kollegen sein Familienleben am Telefon miterleben, wird es Müttern stärker zugestanden, wenn nicht gar erwartet. Man will nicht als Rabenmutter gelten, zumindest im Sinne einer männlich interpretierten „Rhetorik der Weiblichkeit“. So hebt der britische Außenminister in der Kondolenzfeier für Anna Lindh hervor, die 2003 ermordete schwedische Sozialdemokratin sei nicht nur eine gute Politikerin, sondern auch eine gute Mutter gewesen. Selbst bei wichtigen politischen Beratungen wäre sie per Handy ihren Kindern bei Alltagsproblemen beigestanden, etwa wenn diese ohne Schlüssel vor der verschlossenen Haustür standen (vgl. Drügh 2003). Die Telepräsenz des Handys entlastet in bestimmter Weise berufstätige Mütter, indem sie trotz Abwesenheit Nähe herstellen und Fürsorge ausdrücken können, zum Beispiel indem sie ihr Kind täglich telefonisch wecken (vgl. Fortunanti 2005, S. 215f.).

Mit der wachsenden Selbstständigkeit von Kindern vermittelt das Handy als 'verlängerte Nabelschnur' den Eltern verstärkt Sicherheit für sie immer erreichbar zu sein. Der getrennt lebende Vater zweier jugendlicher Kinder, Herr T., fasst es kurz zusammen: „Wenn ich sie erreiche, freu' ich mich, und wenn sie etwas brauchen, können sie mich immer erreichen. Wahrscheinlich aus dem – wie sagt man – aus der Sicherheit heraus ist denen das gar nicht so wichtig" (Int. Nr. 17-III, S. 205). In der AMTA-Studie geben 48Prozent der befragten Eltern an, dass das Handy eine wichtige Rolle spielt, um herauszufinden, wo ihre Kinder gerade sind (vgl. Wacjman 2008, S. 37). Das Mobiltelefon führt zu einer aufschlussreichen Zweigleisigkeit, einerseits begünstigt es eine frühere Eigenständigkeit und erweitert die Handlungsspielräume Jugendlicher, zugleich führt es zu vermehrter Kontrolle durch die Eltern. In diesem Sinne ist eine weitere Metapher für das Handy die 'elektronische Leine', treffend für diese technologisch unterstützten Formen der Selbstständigkeit. Herr Q. sieht privat den größten Vorteil der mobilen Erreichbarkeit, als seine Kinder begannen abends wegzugehen. „Wie war das bei uns, wir sind fortgegangen [...]'um 10 Uhr musst du zu Hause sein'. Ja, aber kein Mensch hat um 10 Uhr auf die Uhr geschaut, irgendwann um 1 Uhr ist dir eingefallen, oh Gott, ich muss um 10 Uhr zu Hause sein, die Eltern waren schon halb bewusstlos vor lauter Sorge, – [...]das war natürlich ein Effekt, der war für mich als Elternteil ganz wichtig, wenn sie jetzt wirklich nicht gekommen sind, oder später gekommen sind, haben entweder sie angerufen oder wir haben angerufen: 'Ja, was ist los?' (Int. Nr. 15-III, S. 187). Hier tritt nochmals deutlich hervor, dass die, in Kapitel 9.2.5. beschriebene Aufweichung rigider Zeitordnungen, das Softening, einen entlastenden Faktor darstellt. Sehen Eltern – abgesehen von der finanziellen Belastung – die mobile Erreichbarkeit durchwegs positiv, ist es für Jugendliche zwiespältiger. So werden mitunter die Anrufe der (zumeist) Mütter als störend und ärgerlich als Kontrolle erlebt, trotzdem begrüßt man den Vorteil, kurzfristige Absprachen abzuändern („Ich komme später nach Hause") oder elterliche Abholdienste zu organisieren (vgl. Röser 2007, S. 136f.). Befragt man Herrn O. nach der familiär bedingten Handynutzung, fällt ihm gleich ein Beispiel ein. „Irgendjemand abholen von irgendwo. Da ist dann die Rolle des Vaters das Taxiunternehmen, bis zu einem gewissen Grad" (Int. Nr. 12-I, S. 140)[251]. Wie in Kapitel 8.2.2 skizziert, zählt

[251] Diese Aussage stellt eine Ausnahme dar, was daran liegen mag, dass die Mehrheit der Befragten in Wien leben. Bei der quantitativen Erhebung von Ling zum Verhältnis von Mobilität und Telefonie sind es die Mütter, die den Großteil der Transportwege erledigen (Ling/Haddon 2007, S. 263).

räumliche Mobilität, sei sie privat oder beruflich bedingt, zu den telekommunikativen Kommunikationstreibern. Wissenswert erscheint mir im Gegenzug, dass sich gemäß einer norwegischen Studie die Handynutzung mobilitätsneutral auswirkt. So ruft sie zwar auch neue Wege hervor, hilft aber andere einzusparen oder effizienter zu gestalten (vgl. Ling/Haddon 2007, S. 253). Wie aus den Beispielen von weiter oben hervorgeht, führt räumliche Eingeschränktheit, sei es durch Kleinkinder oder durch räumliche Distanz dazu, dass persönliche Treffen durch Telefongespräch ersetzt werden. „Am liebsten sind mir persönliche Treffen, nur geht das halt leider nicht immer, weil ich kann nicht einfach am Abend auf ein Bier gehen und mich mit einer Freundin treffen, deswegen wurde das jetzt ziemlich abgelöst durchs Handy. [...] weil bei mir einfach alles so geplant gehört und ich für jedes Mal raus gehen alleine, brauche ich eigentlich einen Babysitter und drum, die Spontanität gibt mir dann eigentlich das Handy, wenn ich jemand anrufen kann, um zu reden“. (Int. Nr. 13-I, S. 153). „Alle haben Kinder, jeder wohnt irgendwo in einem Haus im Grünen, keiner kommt mehr weg und ich will dort eigentlich auch nicht immer hinfahren, weil nach einem Apfelsaft dann wieder heimfahren ist auch fad. Also persönliche Treffen sind ziemlich zurück gegangen, leider.“ (Int. Nr. 14-II, S. 165). Diese Aussagen akzentuieren erneut den strukturgebenden Zusammenhang zwischen Mobilität und Mobiltelefonie. Die Funktion des Telefons, trotz räumlicher Trennung Beziehungen aufrechtzuerhalten, ist nicht neu. Handyspezifisch ist die Möglichkeit des zeit- und ortsnahen Arrangierens. Via Handy können Fahrtrouten abgeändert werden, Einkaufsaufträge beauftragt werden, FreundInnen kurzfristig getroffen und Treffen verschoben werden. Die Bedeutsamkeit von Mikrokoordination als eine Form der Gestaltung der Lebensführung macht das Handy unbestritten zu einem Instrument der Work-Life-Balance. „Wireless mobile devices

Auch eine Studie zur Automobilität im Umfeld vom Hannover teilt diese Einschätzung mit weitreichenden Konsequenzen für die geschlechtliche Arbeitsteilung. „Das Auto hat in diesem Arrangement [Mutter geht in Karenz und verzichtet, teil- bzw. zeitweise auf die Berufstätigkeit, B.B.] eine doppelte Funktion: Einerseits hilft es der Frau dabei, die anfallende Arbeit sowie alle damit zusammenhängenden Wege zu bewältigen, so dass sich ihr Aufgabenvolumen noch erweitern kann; andererseits dient das Auto als schnelles und flexibles Transportmittel auch ihrer Entlastung, was das Arrangement, für sie wiederum akzeptabler macht. Etwas zugespitzt formuliert lautet der *Deal* zwischen den Ehepartnern somit: *Auto gegen mehr Familienarbeit*. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung – auch dies ist Teil des *Deals* –- verstärkt sich. Die Männer, die für den Weg zur und von der Arbeit weitgehend ohne Auto auskommen müssen, überlassen von nun an den Frauen oft sämtliche Einkaufswege und Kindertransporte. Oder sie beteiligen sich daran nur noch sporadisch, z.B. wenn sie den Rückweg von der Arbeit mit einem kleineren Einkauf verbinden, oder wenn sie alle 14 Tage mit dem Auto den Getränkegroßeinkauf erledigen" (Heine et al. 2001, S. 48).

increase the scope for work and family flexibility by enabling the micro-coordination of time, tasks, and schedules." (Wacjman 2008, S. 4)

9.5 Zusammenfassung und Thesenüberprüfung

Zum Abschluss des empirischen Teils überprüfe ich die in Kapitel 3.2 formulierten theoriegeleiteten Arbeitshypothesen. Deduktiv vorgehend geht es in erster Linie um eine Schärfung der Arbeitshypothesen eine Neupositionierung der Fragestellung, inhaltliche Ergänzungen, begriffliche Konkretisierungen und das Feststellen der Notwendigkeit weiterreichender Forschungsfragen.

Das Mobiltelefon ist eine Entgrenzungsmaschine zwischen öffentlich und privat, Arbeit und Freizeit.

Diese These wird im vollen Umfang bestätigt und erklärt zugleich eine Vielzahl an handyspezifischen Nutzungsformen. So bringt der Umstand ständiger Erreichbarkeit ein vielfältiges und widersprüchliches Repertoire an neuen, technisch formatierten Kommunikations- und Verhaltensweisen hervor. Anruferkennung (und ggf. -blockierung), Mailbox-Nutzung, lautlose Erreichbarkeit (Vibracall) heißen die wichtigsten technischen Features, deren Handhabung eine ständige Erreichbarkeit erst 'erträglich' macht. Anrufmanagement als strategischer Umgang mit Erreichbarkeit erweist sich als Form des Selbstmanagements. Gerade beim Stimmungsmanagement, also wie das Handy als emotionales Regelungsinstrument eingesetzt wird, um alltäglichen Freuden und Ärgernissen zu begegnen, leistet einen Beitrag zur Stabilisierung individueller Arbeitsfähigkeit. Gerade bei EPUs oder 'JobsammlerInnen' trägt es dazu bei, konstruktiv mit beruflich bedingten Stress- und Angstgefühlen umzugehen. Umgekehrt beschreiben die Befragten auch die private Erreichbarkeit als Vorteil. Gerade Mütter schätzten das Handy als Fernbedingung, um via 'Remote Mothering' für ihre Kinder erreichbar zu sein.

Gerade für Eltern spielt das Mobiltelefon in der Organisation der Vereinbarkeit von Berufs- und Familienleben eine große Rolle.

Auch diese Zusammenhangshypothese bestätigt sich voll. Interessant ist, wie sich die Einsatzweise des Handys als Instrument der Vereinbarkeit von Beruf und Familie mit den veränderten Betreuungsaufgaben wandelt. Dabei kommen in erster Linie Mütter zu Wort, die mehrheitlich einen Großteil der Care-Arbeiten überneh-

men. Bei Kleinkindern wird versucht, mit dem Handy die Rigidität beruflicher Zeitanforderungen mit kindlichen Zeitbedürfnissen, etwa nach Spontanität und kurzen Wartezeiten, abzustimmen. So können Verspätungen angekündigt werden, 'just in time' Vereinbarungen getroffen, mobile Telefonnetzwerk-Kontakte im Krankheitsfall aktiviert werden und, noch während die Kinder vom Kindergarten abgeholt werden, wird das Essen vorbereitet. Umgekehrt dient das Handy dazu, die stärkere räumliche Immobilität von Müttern telekommunikativ zu kompensieren: Anstelle eines persönlichen Treffens, das vielfach ein aufwendiges Arrangieren von Betreuungspersonen erfordert, wird am Spielplatz oder abends zuhause mit der FreundIn telefoniert. Bei Kindern bzw. Jugendlichen[252] übernimmt die Erreichbarkeit derselben die zentrale Bedeutung des Handys, die seitens der Eltern das Sicherheitsgefühl erhöht. Es bringt den Doppelcharakter des Mobiltelefons, Instrument der Autonomie wie Kontrolle zu sein, deutlich zum Vorschein. So begünstigt das Handy frühere Mobilität für Kinder/Jugendliche, erweitert Handlungsspielräume, zugleich erschafft es Erklärungsdruck gegenüber den Eltern. Allgemein wird das Handy verwendet um familiäre Vereinbarkeitsanforderungen zu vermitteln/zu organisieren, was erkennbar im Zusammenhang mit gestiegenen beruflichen Flexibilitätsanforderungen und der gestiegenen räumlichen Mobilität steht.

Das Mobiltelefon erhöht persönliche Entscheidungsspielräume und bringt neue Formen der Kontrolle hervor.

So locker wie allgemein die Hypothese auch formuliert ist, kann sie doch bestätigt werden. Eine Vielzahl alltäglicher Erlebnisse führen die Befragten an, in denen das Handy persönliche Freiheitsräume schafft. Angeführt werden Arten der psychischen 'Entlastung' wie Verspätungen anzukündigen (Frau E.), oder sich bei beruflichen wie privaten Unklarheiten telefonisch rückversichern zu können (Frau J.). Oder Herr J. genießt die Freiheit berufliche Präsenzverpflichtungen einzuschränken, indem er während der Bürozeiten auch außer Haus Freizeit genießt, oder Herr N. muss trotz 'krank feiern' nicht zu Hause bleiben, oder Herr P. kann trotz Bereitschaftsdienst ins Kino gehen, weil er mobil erreichbar ist. Weitaus sel-

[252] Wie drastisch sich das Alter für die Erstanschaffung eines Handys gesenkt hat, zeigt das Beispiel von Frau. M. Die 26-jährige Gruppenkommandantin erhielt ihr erstes Handy mit 14, ihr jüngerer Bruder bereits mit 6 Jahren. 2006 lag die Erstanschaffung bei 9,7 Jahren (vgl. Warnke 2008, S. 81) und laut der britischen Marktforschungsstudie 'mobile Youth' liegt das Alter bereits bei 7,1 Jahren.

tener werden Formen der Kontrolle als solche wahrgenommen und die sind dem Privatbereich zuordenbar, also Anrufe von Verwandten oder BeziehungspartnerInnen (Herr A.). Übersetzt man Kontrolle mit Legitimationsdruck, den die Erreichbarkeit erzeugt, mehren sich kritische Stimmen. An welcher persönlichen Schwelle Erreichbarkeit in Verfügbarkeit, Abrufbarkeit umschlägt, konnte dieses Forschungsdesign allerdings nicht gezielt erheben. Selbst wenn man für „Vorgesetzte immer erreichbar ist“ (Frau E., Frau L.), wird das nicht als Kontrolle erlebt, vielmehr selbstverständlich mit der Verantwortung der Position gleichgesetzt. Es wäre als eine Variante lesbar, dass das Selbstbild des ‘Unternehmerischen Selbst’ auch bereits von unselbstständig Beschäftigten vermehrt internalisiert wird.

Beruf und Beschäftigungsverhältnis beeinflussen den Umgang mit dem Mobiltelefon.

So allgemein formuliert muss diese operationale Hypothese falsifiziert werden. Es besteht sehr wohl eine Signifikanz, allerdings nur bei bestimmten Berufsgruppen. Etwa bei Berufsgruppen mit hoher räumlicher Mobilität, wie Handwerkern oder Verkaufspersonal, die direkt vor Ort, bei KundInnen arbeiten. Was das Beschäftigungsverhältnis betrifft, also ob es einen Unterschied zwischen selbstständig oder unselbstständig Beschäftigten im Umgang mit dem Handy gibt, muss zurückgewiesen werden. Oder es müsste die Fragstellung in einer breiteren Erhebungsstichprobe neu erhoben werden. Denn in meinem Sampel überschneidet sich die berufsbedingt hohe Mobilität der Befragten im Baugewerbe mit der Tatsache, dass die Mehrzahl der Personen auch selbstständig ist. Im Verkauf entscheidet sich die Dringlichkeit der Erreichbarkeit und Intensivität der Einbindung des Handys in Berufsroutinen entlang räumlicher Faktoren: für den/die Handelsreisende/n ist es ein ‘Muss’, hingegen in einem Geschäftslokal muss die Handynutzung zugunsten des persönlichen Kundenkontakts eingeschränkt werden. Meiner Arbeitshypothese folgend, dass ein sicherer bzw. prekärer Arbeitsstatus die Handhabung mobiler Erreichbarkeit beeinflusst, muss auch falsifiziert werden. Denn in öffentlichen bzw. öffentlichkeitsnahen Organisationen üben die Befragten zum Großteil administrativ-wissenschaftliche Tätigkeiten aus, bei denen der Großteil des Kommunikationsbedarfs per E-Mail abgewickelt wird. Hier spielt das Handy als Trouble-Shooter-Medium bei zeitkritischen Problemen eine untergeordnete Rolle. Auch im letzten Branchen-Sampel, der Creative Industries, gibt es keine klaren Anzeichen

für eine intensivierte Handynutzung. Sowohl in den wissensbasierten wie in den handwerklich-kreativen Berufen überwiegt der Gebrauch schriftlicher Kommunikationsmittel wie E-Mail oder Internet. Statt telefoniert wird da schon häufiger der Internet-Telefondienst Skype genutzt. Zusammenfassend schlage ich folgende Überarbeitung der Hypothese vor: Wer berufsbedingt wiederkehrend und/oder längere Zeit räumlich mobil ist und in dieser Zeit für KundInnen, MitarbeiterInnen oder KollegInnen erreichbar sein muss, um zeitnahe Entscheidungen treffen zu können, sieht im Mobiltelefon ein unverzichtbares Werkzeug, um den Berufsalltag zu bewältigen.

Individuelle Einstellungen und Haltungen gegenüber der Technik allgemein (im Sinne von Technikaffinität oder -skepsis) spiegeln sich im Umgang mit dem Mobiltelefon wider.

Diese Hypothese muss falsifiziert werden. Vielmehr hängt der persönliche Handyumgang sehr stark mit peer-group spezifischen Einübungsweisen zusammen. Welche Handyfunktionen wie und wofür genutzt werden sowie wie mit Erreichbarkeitserwartungen und Reaktionszeiten auf Kontaktversuche umgegangen wird, wird in der tagtäglichen Interaktion mit FreundInnen, KollegInnen und GeschäftspartnerInnen abgemacht. Selbstverständlich handelt es sich dabei um informelle, meistens auch unreflektierte Praktiken. Erst in Konfliktsituationen, wenn ein/e Anrufende/r trotz ‘wegdrücken’ wieder anruft, wird der Lernprozess, der Abstimmungscharakter des Telefonverhaltens sichtbar.

Das Mobiltelefon unterstützt und begünstigt Formen subjektivierter Arbeit, wie sie insbesondere informationelle, kreative Dienstleistungsberufe mit sich bringen.

Angesichts der Mehrdimensionalität des Begriffs der subjektivierten Arbeit muss die These falsifiziert werden, beschränkt sie sich auf die oben angeführten Berufsgruppen. Denn Subjektivierung von Arbeit als doppelter Prozess ist bei der Mehrzahl der Befragten feststellbar, das heißt, dass von den Arbeitnehmenden mehr Eigenständigkeit in der Gestaltung der Arbeitsorganisation verlangt wird und umgekehrt man es ihnen ermöglicht, subjektive Anliegen, seien es berufliche (Ideen, Vorschläge) oder private (wie Fragen der Vereinbarkeit) einzubringen. Galt bereits das Telefon (im Gegensatz zum Boten) als Hierarchie destabilisierendes Kommunikationsmedium, weil es die Voraussetzung für egalitärere Kontaktmöglichkeiten

schafft, setzt das Handy diesen Prozess mit andauernden Konsequenzen für die Arbeitsorganisation fort. In bestimmten Berufsgruppen gewinnt ‘Management by mobile Delegation’, wie man es nennen könnte, zunehmend an Bedeutung. In der Praxis der Befragten sieht das so aus, dass der Planungs- und Arbeitsorganisationsprozess statt von Vorarbeitern, dem Polier, verstärkt an die Handwerker selbst vor Ort delegiert wird. Da man mit dem Handy rasch Dinge abklären kann, durch MMS-Bildbotschaften wird die für Handwerksarbeiten wichtige räumlich-visuelle Komponente mit einbezogen, spart man eine, meist besser zu entlohnende Hierarchiestufe in der Arbeitsorganisation ein. Dies verlangt von beiden Seiten erhöhte Kommunikations- und Problemlösungskompetenz, was bisher beim Erlernen eines Handwerksberufes nicht zu den Top-Prioritäten im Lehrplan gehörte. Ungeklärt aber spannend zu erheben wäre die Frage, ob sich diese Prozesse geänderter Arbeitsorganisation als Qualifizierungs- oder Dequalifizierungsprozesse von Berufsprofilen auswirken. Hinsichtlich des zweiten Aspekts subjektivierter Arbeit beschreiben die Befragten die Möglichkeit, jederzeit und an jedem Ort von PartnerInnen, Kindern, Verwandten erreicht werden zu können, durchwegs positiv. Mobile Erreichbarkeit leistet einen nicht zu unterschätzenden Beitrag, emotional zu stabilisieren und auf vielfältige Weise Sicherheit zu vermitteln, was bei manchen Befragten eine nennenswerte Größe bei der Bewältigung der alltäglichen Lebensführung einnimmt. Umgekehrt wäre es interessant zu erheben, inwiefern private Beeinträchtigungen, Konflikte, Probleme sich auf die Arbeitsfähigkeit auswirken, was in einem eigenständigen Forschungsdesign erhoben werden müsste. Wie bereits mehrmals festgehalten erhöht subjektivierte Arbeit die Kommunikationsarbeit, was sich in den Telefonpraktiken in zwei Punkten niederschlägt. So bedeutet gerade in wissensbasierten Dienstleistungsberufen Kommunizieren hauptsächlich E-Mail-Kommunikation. Wie einige Befragte beschreiben, und man es auch aus eigener Erfahrung kennt, ist E-Mail als schriftlich-mündlicher Kommunikationshybrid leicht anfällig für Kommunikationsmissverständnisse. Das Handy als Form der direkten, raschen, Kommunikation wird gezielt eingesetzt, etwa auch um diese Missverständnisse zu vermeiden bzw. aufzuklären. Abschließend erweist sich das Netzwerkmedium Handy ideal zur Aufrechterhaltung und Pflege relativ schwacher, loser Kontakte – personenbezogene Netzwerke gewinnen gegenüber ortsbezogenen an Bedeutung.

Je größer die individuellen Mobilitätsanforderungen sind, desto höher ist der Stellenwert des Mobiltelefons für den/die Einzelne(n); die Rede ist hier von ‚erzwungener' Mobilität, sei es durch berufsbedingte Dienstreisen oder Pendeln.
Diese These muss falsifiziert werden, beschränkt sie sich auf die hier angeführten Formen 'erzwungener Mobilität'. Nicht nur aufgrund der geringen Anzahl der PendlerInnen innerhalb des Sampels kann keine Aussage getroffen werden, aus den Aussagen der Befragten lässt sich auch kein inhaltlicher Bezug herstellen. Rechnet man hingegen der Kategorie der 'berufsbedingten Dienstreisen' alltägliche Berufsfahrten hinzu, bestätigt sich die These. Denn von den Befragten, die berufsbedingt täglich das Auto nutzen, gaben alle an, dass das Handy ein wichtiges Arbeitswerkzeug für sie ist, und führten die höchsten Prozentangaben bei der beruflichen Handynutzung an.

Kommunikative und räumliche Mobilität bedingen und verstärken einander.
Diese Hypothese ist zentral für ein sozialwissenschaftliches Grundverständnis der Art und Weise der Handynutzung, allerdings muss der Bedingungszusammenhang revidiert werden. So ergänzen und verstärken sich die beiden Mobilitätsformen, bedingen einander aber nicht. Allgemein beobachtbar ist, dass viel telefoniert wird, um 'unnötige' Wege, 'leere Kilometer' zu vermeiden. In Kombination mit GPS sehen darin manche Handwerksbetriebe, die viel im Außendienst unterwegs sind, mittlerweile einen wichtigen technologischen Beitrag zur unternehmerischen Wettbewerbsfähigkeit. Umgekehrt wird viel telefoniert, während man unterwegs ist. Sei es, um sich privat die Zeit zu vertreiben, einige telefonische Erledigungen zu machen, im öffentlichen Verkehrsraum telefonierend sein Territorium auszudehnen und so das eigene Sicherheitsbedürfnis zu erhöhen. Manch 'mobile worker' im Sales setzt Fahrzeit überhaupt gleich mit Kommunikationszeit.

Viele Menschen erleben das Handy quasi als 'zweite Natur'.
Diese begrifflich[253] nicht sehr geschickt gewählte Hypothese kann falsifiziert werden. Eine einzige Interviewperson, Frau E., wählt eine durchwegs anthropomorphe Wortwahl, wenn sie von ihrer „lebenslangen Beziehung" zu ihrem Handy spricht. Die Hypothese zielte auf die 'zweite Natur' ab, die im Mobiltelefon eine

[253] In der philosophischen Debatte gibt es zwei Ansätze. So gilt die Rationalität als die zweite Natur des Menschen und Karl Marx fasst damit begrifflich die Verdinglichung des Menschen durch das Kapital.

extrem körpernahe Kommunikationstechnologie sieht. Deshalb birgt sie meiner Meinung nach das größte Potenzial zur Inkorporation, weil sich der körperliche Bezug mit den funktionellen Anforderungen an das Gerät überschneidet. Diesbezüglich beschreiben die Befragten auch mehrfach sensorische leibliche Gefühle im Umgang mit dem Gerät (etwa das heiß werdende Ohr) und werden durch die nonverbale Kommunikationsform Vibracall wiederum sensibilisiert.

Es gibt Strukturähnlichkeiten in der affektiven Besetzung der Handy- und der Autonutzung.

Diese These wird falsifiziert und methodenkritisch muss man einwenden, dass das vorhandene Forschungssetting wenig geeignet war, sie näher zu untersuchen. Eine Gemeinsamkeit der beiden Mobilitätstechniken besteht in ihrem Aufforderungscharakter, gewissermaßen sind sie Mobilisierungsmaschinen. Beide Artefakte verfügen über einen Appellcharakter, der den Menschen zur Anwendung auffordert: Schalt' mich ein (starte mich), nimm' mich in die Hand', (steig ein) ruf' an! (Fahr weg!). Selbst bei 'kommunikationssparsamen' Handy-BesitzerInnen bleibt das Handy niemals zu Hause liegen, nur ganz wenige schalten es überhaupt aus und wer längere Zeit nicht abhebt, muss sich gefallen lassen: „Wozu hast du ein Handy, wenn man dich nie erreicht?" (Frau V.). Selbst InterviewpartnerInnen, die von sich behaupteten, nicht gerne zu telefonieren, oder nur das Notwendigste zu sagen, nutzen bald schon das Handy, um ihrer emotionalen Spontanität nachzugehen. So gab Frau W. an, sich das Handy nur wegen der Kinder gekauft zu haben, mittlerweile genießt sie es, damit auch Radio zu hören. Wiederkehrend geht aus Interviewpassagen hervor, wie das Handy einfach genutzt wird, weil es da ist. Es folgt damit der gleichen Nutzungslogik wie es Mobilitätsforscher für das Auto feststellten (vgl. Kapitel 8.3): Ist ein KFZ erst einmal angeschafft, wird der Lebensalltag automobil umgestaltet, so dass man am Ende denkt, darauf nicht mehr verzichten zu können. Analog dazu die Handynutzung: Hat man einmal seinen Lebensalltag mobil arrangiert, kann man schwer 'ohne' leben.

9.5.1 Mobile Sprachbilder

Wie in Kapitel 3.7 umrissen, ist die Metaphernanalyse nach Lakoff/Johnson eine Methode, um mittels Interpretation und Abstraktion subjektiver Sprachbilder Zu-

gang zu kollektiven Denkstrukturen aufzuspüren. Dieses Kapitel wendet diese Vorgangsweise exemplarisch an ausgewählten, prägnanten Sprachbildern an, die die Befragten im Kontext der Handynutzung verwendeten. Den Schwerpunkt lege ich dabei auf Orientierungsmetaphern, die im Kontext der Mobiltelefonie am häufigsten feststellbar sind. Diese Metaphern nehmen einen zentralen Stellenwert im Denken ein, da räumliche Orientierung grundlegend körperliche Erfahrungen vermittelt, was die Redewendung vom „am Boden zerstört sein“ eindrucksvoll veranschaulicht. Orientierungsmetaphern treten häufig auf, um Gefühlslagen zu vermitteln. Etwa wenn Frau A. sagt, sie würde oft auf dem Nach-Hause-Weg, wenn sie müde ist, Handyspiele spielen, weil sie dann „einfach runter kommt“ und Herr A. hat sich ein zweites Handy gekauft, weil ihm die ständigen Anrufe der Kollegen „auf die Socken gegangen“ sind (Int. Nr. 2-I, S. 13). Dieses Kapitel versteht sich als experimentelle Suchbewegung, ob und auf welche Weise man durch eine linguistische Analyse weiterreichende Erkenntnisse gewinnen kann, über die Art und Weise wie Handys in den Alltag integriert werden. Wichtiger Ansatzpunkt des Forschungsverständnisses der Metaphernanalyse liegt in der Polyvalenz der Metaphern und nicht in der Suche nach einem zentralen metaphorischen Konzept.

Nehmen wir den Begriff der Erreichbarkeit, von dem bereits unzählige Male die Rede war. Denn phänomenologisch gesprochen ermöglicht das Handy zunächst nur die Möglichkeit, jederzeit zu sprechen und angerufen zu werden, spricht man von Erreichbarkeit benutzt man bereits eine Metapher. Die Grundidee, die Lakoff/Johnson mit ihrer Metaphern-Analyse verfolgen, ist die Überzeugung, dass eine Metapher immer dann auftritt, um neue Sachverhalte mit vertrauten Sprachmustern zu übersetzten. So, wie man in der Frühphase des WWW das Internet öfters als Daten-Autobahn bezeichnete. Im Zusammenhang mit Telekommunikation ist Erreichbarkeit eine treffend gewählte räumliche Metapher, da vor der telekommunikativen Wahrnehmungsrevolution das Übermitteln von Echtzeit-Informationen gekoppelt war an körperliche Nähe, räumliche Präsenz man musste in Reichweite sein. Die bereits für das Telefon konstitutive Entkoppelung von Kommunikation und Raum ist uns so vertraut, wir sind so eingeübt in telegene Nähe durch jahrzehntelange Telefonsozialisation, dass wir Erreichbarkeit gar nicht mehr als Metapher wahrnehmen. Deshalb ist es wenig zielführend zu analysieren, in welchem Zusammenhang die Befragten von Erreichbarkeit sprechen. Bezeich-

nend ist dennoch der Rückgriff auf räumliche und körperliche Metaphern, den mehrere Befragte verwenden, um ihren Umgang mit Telefonaten zu beschreiben, hierzu einige Ansätze als Diskussionsgrundlage.

- Anrufkontrolle ist Stimmungsmanagement

Wie aus der Alltagssprache vertraut, nennt man das Ablehnen eines Anrufs wegdrücken', dass selbstverständlich von den Befragten verwendet wird. Die räumlich-körperliche Komponente dieses Ausdrucks führt die Aussage von Frau A. deutlich vor Augen. „ [...]wenn ich drüber nachdenke, wer in meiner *Umgebung hält das gut aus*, dass ich *wegdrücke*, dann müssen das sehr vertraute Leute sein, mit denen ich oft zu tun habe[...]. Denn die anderen [...] das ist überhaupt ganz arg, die ganz *harten Knochen* rufen dann sofort wieder an. Oder am Festnetz [...] da kriege ich einen Tobsuchtsanfall, da denke ich mir: 'herst, ich hab dich *weggedrückt*, weil ich nicht kann'. Also es gibt so Leute, mit denen ich das auch kommuniziere, indem ich drüber rede: 'Du sei mir nicht böse, wenn ich dich *wegdrücke* ist, es nicht gegen dich, dann geht es gerade nicht. Ist das eh Okay?'" (Int. Nr. 1-IV, S. 11f.). Und Frau E. ist „oft überrascht, *wie demütig die Leute* sind, oder wie wichtig manche das nehmen, ein Telefonat wegzudrücken" (Int. Nr. 3-III, S. 59).

Also Menschen müssen einem nahe sein, damit sie ertragen, auch einmal auf die Seite geschoben zu werden. Wer nicht zur Umgebung gehört, ist ein harter Knochen, lässt sich nicht leicht wegdrücken. Will man nicht, dass jemand böse ist, redet man über das Wegdrücken. Die Quellbereiche der Aussagen weisen starke emotionale Bezüge auf: Man bekommt einen Tobsuchtsanfall, will nicht, dass jemand böse wird, muss geduldig, demütig sein. *Wegdrücken* als abstrakter Zielbereich übernimmt die Funktion, bzw. dient als Strategie der Emotionskontrolle, was an das Argument des Handys als Instrument des Stimmungsmanagements anschließt.

- Erreichbarkeit ist eine strenge Herrin

Wie bereits erwähnt, wählen einige Befragte eigenständig die Metapher des Sklaven, um ihren Umgang mit dem Handy zu beschreiben. Gemeinsam ist diesen Aussagen, dass der Quellbereich in Stresssituationen liegt, die die ständige Erreichbarkeit hervorruft, dementsprechend wählte ich den Titel des metaphorischen

Konzepts. Einige der Befragten unterwerfen sich, andere widersetzen sich. So meint Frau L., dass sie im Urlaub (!) konsequent sein muss und nur in der Früh eine Stunde ihre E-Mails, Anrufe checkt und dann ausschaltet, „sonst bist du ein Sklave“, um sich später selbstironisch als „recht eigenständige Sklavin“ zu bezeichnen (vgl. Int. Nr. 8-I, S. 92). Frau A. fühlt sich von Maschinenkommunikation extrem genervt. „Dann fühle ich mich als Sklave dieser Maschine, dann kriege ich jetzt angeschafft: ‘Ruf mich zurück!’“ (Int. Nr. 1-IV, S. 12). Die Vermenschlichung und Macht, die damit dem Gerät zugeschrieben wird, zeigt sich auch darin, dass Anrufe unabhängig vom Inhalt „stören, belästigen, quälen“. Herr T. berichtet von einem Kollegen, der z. B. drei Stunden nicht erreichbar ist, weil er sich von seinem Handy nicht tyrannisieren lässt und auch Frau W. nimmt ihr Handy nicht überall hin mit, zum Beispiel beim Kirchbesuch, „[...] das dauert maximal 2 Stunden, nein, also tyrannisieren lasse ich mich von dem Ding nicht“ (Int. Nr. 19-IV, S. 222). Und Frau E. ist oft überrascht, „wie demütig die Leute sind“ gegenüber Anrufen, die ein persönliches Gespräch unterbrechen (Int. Nr. 5-II, S. 59).

Herr P. beschreibt einen Emanzipationsprozess gegenüber dem Gerät: „Für mich war früher das Handy wirklich wichtig. Also vielleicht ist es eine Überkompensation jetzt, dass ich sage, ich drehe es ab, oder ich hebe nicht ab, aber ich war irgendwann einmal, ist schon einige Jahre her, wirklich Sklave von diesem blöden Ding. [...] Mein Lebensrhythmus wurde von Telefonanrufen bestimmt [...]. Hauptsächlich beruflich halt, dass irgendwas funktioniert, oder meistens nicht funktioniert und sofort und in einer Stund‘ und da hat man halt alles, was man gerade gemacht hat, liegen und fallen gelassen und ist ins Büro gefahren. Und das mache ich nicht mehr. Jetzt denke ich mir: ‘Ich bin der Herr über den Aus-Knopf’“ (Int. Nr. 14-II, S. 167).

- Handys sind Kommunikationstransporter

Die Querverbindung zwischen räumlicher und kommunikativer Mobilität spiegelt sich auch in der Metaphernwahl. Speziell wenn es um defekte, nicht funktionierende Handys bzw. Mobilnetze geht, taucht das Sprachbild des Vehikels, Transporters auf. Herr A. (Int. Nr. 2-I, S. 13) spricht davon, dass sein Handy „zum Erliegen gekommen“ ist, Frau J. (Int. Nr. 5-II, S. 54) kann sich von ihrem alten Handy nicht trennen, obwohl es eigentlich „nicht gesprächstüchtig“ ist und Herr K. (Int. Nr.

7-II, S. 80) spricht über die telemobilen Anfänge, „dass man bei jedem zweiten Gespräch rausfällt“, die Zeit, bevor „die große Handywelle gerade angerollt ist“. Und Frau K. (Int. Nr. 6-I, S. 79) könnte, wenn sie jemanden nicht erreicht, „1000 Mal anrufen. Grad, dass ich nicht in die Leitung hinein springe“.

- Telefongespräche sind Körperausscheidungen

Zum Abschluss möchte ich noch ein gewagtes metaphorisches Konzept einbringen, wie es der Titel nahelegt. Wie bereits thematisiert, liegt im körperlichen Bezug ein Wesensmerkmal dieser Kommunikationstechnik und ein Hauptargument für das Handy als Ich-Erweiterung. Diese lässt sich auch an der Aussage von Herrn J. (Int. Nr. 4-III, S. 49) ablesen, wenn er sich in schönen Restaurants, aber auch in der U-Bahn, von Telefonierenden gestört fühlt. „Für mich ist das so, wie wenn er herkommt und mich mit Mundgeruch anhaucht, wo ich sage: ‘Kannst bitte weggehen!’ und genauso empfinde ich ein Telefonat, das mich nicht interessiert“. Geht es darum, störende Handyerlebnisse zu beschreiben, wählt Herr T. (Int. Nr. 17-III, S. 201) Abfall als Sprachbild, um seinen Ärger auszudrücken: „[...] ich will etwas von dem und der telefoniert – penetrant – und spricht Müll, teilweise.“

Wie diese Metaphern-Ersterprobung gezeigt hat, tauchen körperliche Sprachbilder auf, um technogene Nähe und Distanz zu veranschaulichen. Um technische Mängel bzw. Probleme der Netzqualität, der virtuellen Funktechnologie, erlebbar zu machen, wird auf das Fahrzeug als räumliches Transportmittel zurückgegriffen, was aus anderer Perspektive die Einheit von räumlicher und kommunikativer Mobilität als Denkform bestätigt.

10. Resümee und Ausblick

„Die Wissenschaft, sie ist und bleibt, was einer ab vom andern schreibt –
doch trotzdem ist, ganz unbestritten, sie immer weiter fortgeschritten.
Der Leser traurig aber wahr, ist häufig unberechenbar.
Hat er nicht Lust, hat er nicht Zeit, dann gähnt er: Alles viel zu breit.
Doch wenn er selbst etwas sucht, was ich aus Raumnot, nicht verbucht,
wirft er voll Stolz sich in die Brust: Aha, das hat er nicht gewusst."
(Eugen Roth)

Wer als Sozialwissenschafterin ein zeitkritisches wie publikationsintensives Forschungsthema wie die Mobiltelefonie bearbeitet, setzt sich den oben beschriebenen Risiken in exponierter Weise aus. Denn Technik und Arbeitsbeziehungen zählen zu den zentralen kapitalistischen Ordnungssystemen und das Mobiltelefon dockt an beide Bereiche an, verbindet sie zu einem mächtigen Instrument der Lebensführung. Deshalb spreche ich vom Handy als Ich-Erweiterung. Die Argumentation dieser Arbeit will zu einer transdisziplinären Sichtweise auf das Mobiltelefon einladen und reiht sich in jene techniksoziologische Untersuchungen ein, die Artefakt-Geschichte mit gesellschaftspolitischem Wandel verschweißt. Denn wie aus dem Rückblick in die Geschichte der Telekommunikationsmittel in Kapitel 6 klar wird, wirkt soziale Mobilität, im Sinne gesellschaftlicher Veränderungen, auch auf kommunikative und räumliche Mobilitätstechniken. Mobile Erfindungspakete begleiten die Geschichte der Mobilisierung des Menschen. Eisenbahn – Telegraf veränderten nachhaltig die Raumwahrnehmung und die neuen Informations- und Transportmöglichkeiten treiben überregionales Wirtschaften voran. Auto – Telefon tragen nicht nur zur Entkopplung von Wohn- und Arbeitsplatz bei, sondern leisten als subjektivierende Mobilitätstechniken einen wichtigen Beitrag zur Individualisierung der Lebensführung. Mit der Veralltäglichung räumlicher Mobilität in globalen Zeiten entsteht der Bedarf an einem Medium, das ortsunabhängig Erreichbarkeit und Information vermittelt, dem Handy. Zunächst wird das Forschungsfeld aus historisch-problemorientierter Perspektive eingekreist. Über die Frage „Was ist ein Handy?" nähert man sich der Komplexität des Multifunktionsgeräts an und filtert Spezifika des Mobiltelefons heraus, die richtungsweisend sind für ein grundlegen-

des Verständnis der Handynutzung sind Personen- statt Ortsbezogenheit, Anruferkennung, synchrone wie asynchrone Kommunikation, die Möglichkeit mündlich, schriftlich, visuell und taktil zu kommunizieren, Speichermedium für Informationen und Unterhaltungsmedium. Die Entkoppelung von Räumlichkeit und Kommunikation zugunsten individueller Erreichbarkeit stellt den zentralen Ausgangspunkt dar, um die gesellschaftlichen Veränderungen durch das Erreichbarkeitsmedium Handy zu verstehen. Hatte ein Telefon noch einen festen Platz, sei es in einer Zelle, wanderte es später ins Auto und zuletzt ist die Funkzelle der Mensch selbst, der das Mobiltelefon mit sich trägt und überall seine Datenspuren hinterlässt. Es ist ein Referenzpunkt für den handyspezifischen Doppelcharakter – Instrument der Autonomie und Kontrolle zu sein: freie Bewegung und permanente Datenaufzeichnung. Dennoch wird nicht die Überwachungsmöglichkeit durch GPS primär gesehen, sondern der praktische Wegweiser, die Orientierungshilfe, und im Notfall sogar der Ortungsservice, der mich aus der Bergnot rettet oder mein Kind findet. Es führt uns zu zwei weiteren Referenzpunkten, das Handy als Impulsgeber räumlich-kommunikativer Dynamik und als Sicherheitstechnologie.

Das Handy als raum- und zeitüberwindende Technologie erweist sich als Entgrenzungsmaschine zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, zwischen Beruf und Freizeit. Bereits das Telefon überwindet die Raum-Zeit-Kontingenz durch Telepräsenz, aber mit der Loslösung vom Kabel wird das vormals als privat, ja intim geltende Medium zum indiskreten Medium. Das Mobiltelefon durchdringt den öffentlichen Raum akustisch und visuell und indem die Mobiltelefonie die Wahrnehmung von Raum und Zeit beeinflusst, performiert es die Formen des öffentlichen Austausches. Die in Kapitel 5 dargestellte Bandbreite veränderter Formen der Wahrnehmung und des Umgangs im öffentlichen Raum beschreibt das kontaktsteigernde wie konfliktanfällige Näheverhältnis zwischen Raum und Kommunikation. Der Mobiltelefonierende sieht sich im „Territorium des Selbst“ und versucht mit dem Handy das eigene Territorium zu erweitern. Das Handy hat performative Körperpraktiken hervorgebracht, über „Handy-Posing“ eignet man sich den öffentlichen Raum so an, wie es der persönlichen Kommunikationsführung dienlich ist. So wie das inszenierte Handygespräch, „Stage-Phoning“, das scheinbar die Umstände ignoriert, genutzt wird um dem ‘Publikum’ eine Botschaft über sich zu übermitteln. Räumliche und kommunikative Mobilität greifen ineinander und ma-

chen Handynutzung zu einer Form des Medienhandelns, das gerade beim Unterwegssein seine speziellen Vorzüge zeigt.

Das zweite Wesensmerkmal des Handynutzungsverhaltens beruht meiner Meinung nach ebenso auf einem Entgrenzungsphänomen. Denn das gesellschaftsdominierend diffuse Sicherheitsbedürfnis kann man als Überkompensation einer entgrenzten Lebenswelt begreifen, oder als Wirkung des Sicherheitsdispositivs. Wie in Kapitel 2.1.3.5 dargestellt, ist Mobiltelefonieren als Technologie dem Sicherheitsdispositiv zuordenbar, dessen Kraft auf der Regulierung von Wahrscheinlichkeiten, der Kalkulation von Risiken beruht. Das Handy ist genau so ein Gerät, dass man gerne ‘im Fall der Fälle’ bei sich hat. So versöhnt das Handy, die als Gegensätze formulierten menschlichen Bedürfnisse nach Freiheit und Sicherheit. Es schenkt die Freiheit erreichbar zu sein, ohne räumlich präsent sein zu müssen und es schenkt die Sicherheit, nicht nur erreichbar, sondern sogar geortet werden zu können. Das Handy wird umfassend als Sicherheitstechnologie eingesetzt: Im öffentlichen Raum erhöht es das individuelle Sicherheitsbedürfnis, es wird als Notfalltechnik für ältere bzw. gebrechliche Personen oder für das individuelle Gesundheits-Monitoring (Herz-Handy®) eingesetzt. Allgemein verbindet es das individuelle Bedürfnis nach ‘Safety’ im Sinne emotionaler und ‘gefühlter’ Sicherheit mit dem Bedürfnis nach ‘Security’, etwa bei Angriffen oder Überfällen.

Im qualitativ-empirischen Teil wird das Handy als Instrument des Selbstmanagements, als Werkzeug der Ich-AG, als Instrument zur Organisation der individuellen Work-Life-Balance untersucht. Es ist kein Zufall, dass hier auf Begrifflichkeiten der Organisations- und Personalentwicklung zurückgegriffen wird. Sie sind Ausdruck dessen, was im Verständnis der Gouvernementalitätsstudien als Ökonomisierung des Sozialen beschrieben wird. Die Anrufungsfigur des Unternehmerischen Selbst erweist sich als nützliche Schablone, um die Telefonpraktiken der Befragten als Sozialtechnik zu analysieren. In Anbindung an die alltäglichen wie vielfältigen Aufgaben der Lebensführung, die via Handy organisiert, delegiert und kontrolliert werden, ist es plausibel von dem Gerät als Ich-Erweiterung zu sprechen. Denn das Mobiltelefon ist ein Apparat, der das Ich vielfältig ‘serviciert’: formal-organisatorisch und emotional-affektiv. Das Handy, mein ’persönlicher Assistent’, weckt mich auf, notiert und erinnert mich an Termine, erstellt Memos, rüttelt mich,

um mich auf Mitteilungen aufmerksam zu machen, blockt Anrufe ab, informiert mich über aktuelle Nachrichten, erledigt Rechenaufgaben, stellt Parkscheine aus und bezahlt meine Konzerttickets. Wenn man unterwegs ist, bietet es mir ständige Kontaktmöglichkeiten zu meinen Liebsten, stellt mir aufmunternde Kurznachrichten zu, begleitet mich musikalisch und im Gegenzug verschicke ich die Schnappschüsse meine Eindrücke per MMS. Bereits die Aufzählung illustriert die vielfältigen Nutzungsweisen und die Verwobenheit des Mobiltelefons mit der Alltagsbewältigung.

Die Theorie der Lebensführung macht einen entgrenzten Arbeitsbegriff zum Ausgangspunkt ihres Forschungskonzepts. Übertragen auf ein Bild der Alltagssprache erfüllt das Konzept der Lebensführung die Funktion eines begehbaren Kleiderschranks. Ohne sich als Möbelstück aufdringlich in den Vordergrund zu drängen, bringt man darin verschiedene Textsorten unter, übersichtlich auf mehreren Analyseebenen gegliedert, wird der Umgang der Befragten mit der Entgrenzungsmaschine Handy dargestellt. Das Mobiltelefon – als Anrufe aufzeichnendes und ankündigendes Gerät – hat einen starken Aufforderungscharakter. Die ständige Erreichbarkeit produziert die Notwendigkeit zur Kontrolle bzw. Einschränkung dieser Rund-um-die-Uhr-Kommunikationsbereitschaft, man braucht Kommunikationsfilter in Form von Anrufmanagement. Anrufmanagement umfasst alle Praktiken im Umgang mit den Kommunikationseigenschaften des Mobiltelefons. Anrufmanagement ist kontextsensitiv und wird bestimmt durch Faktoren wie das individuelle Geschick zur disziplinierten bzw. manipulierten Gesprächsführung, der hierarchischen Beziehungen zwischen den Telefonierenden und der Berufszugehörigkeit. Formen der Anrufkontrolle, sei es durch aktives Ablehnen eines Anrufenden (Wegdrücken), die Benutzung der Sprachbox oder das Verhalten bei Anrufen in Abwesenheit, differenzieren deutlich zwischen den Befragten. Telefonpraktiken erweisen sich als soziale Interaktionen, die als ein Ergebnis gruppen-, kultur- und berufsspezifischer Aushandlungsprozesse zu begreifen sind. Das Mobiltelefon als Mittel des Selbstmanagements beinhaltet neben organisatorischen Elementen wichtige Aspekte emotionaler Stabilisierung und des Stimmungsmanagements. Als Netzwerkmedium ist es einfach, damit lose Kontakte aufrechtzuerhalten. Deshalb ist das Handy auch ein Diffusionsmedium, es begünstigt ‘Quick Contacts‘, flüchtige Kommunikation mit bemerkenswerten macht-

theoretischen Auswirkungen. Räumliche wie betriebliche, institutionelle Organisationsstrukturen unterwandert das Medium Handy, indem personenbezogene gegenüber ortsbezogenen Gemeinschaften an Bedeutung gewinnen. Es entsteht eine spannende Dynamik zwischen Ab- und Eingrenzung, ein schmaler Grad zwischen Selbstermächtigung und Selbstmanagement muss beschritten werden. So nutzt man das Handy, um die Kontakte des eigenen sozialen Netzwerks zu festigen, fügt auch rasch neue hinzu, hingegen gegenüber dem Sitznachbarn grenzt man sich genauso leicht ab, wie gegenüber dem 'Unbekannten Anrufer'.

Das Mobiltelefon übernimmt die Funktion eines Regelungsinstruments und Beschleunigers, um mit den verdichteten Zeitabläufen, der Entgrenzung von Arbeit/Freizeit und dem gestiegenen Informationstempo Schritt halten zu können. Das zeigt sich besonders beim Thema Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Die Frage nach der Work-Life-Balance ist angesichts Doppelerwerbstätigkeit und entgrenzter Lebenswelt ein Schnittstellenthema in der Handynutzung. War das Handy in den 1980er Jahren noch ein Statussymbol für Manager, ist es mittlerweile ein Gebrauchsgegenstand der Familienmanagerin geworden, die mittels 'Remote Mothering' Aufgabendelegation und Rundum-Erreichbarkeit für die Balance zwischen Beruf und Familie sorgt. Denn so selbstverständlich mit der multiplen Entgrenzung der Lebensführung umgegangen wird, erzeugt sie zugleich, je nach Betrachtungsweise, eine Vielfalt von Problemen bzw. Herausforderungen. Deutlich sichtbar wird es auch an der Handynutzung von KleinstunternehmerInnen in Berufsfeldern mit ausgeprägten Mobilitätsansprüchen, etwa dem Baugewerbe. Wer Terminverwaltung, KundInnenbetreuung, Besprechung mit GeschäftspartnerInnen und die handwerkliche Arbeit vor Ort erledigen will, braucht eine mobile Kommunikationszentrale. Die Synchronizität von Dienstleistungs- und Handarbeit, die ein handybegleiteter entgrenzter Alltag mit sich bringt, erleben die Befragten als zusätzlichen Stressfaktor. Erreichbarkeit als menschliches Grundbedürfnis darzustellen, wie es auch in der Mobilfunkforschung öfters zu lesen ist, sehe ich im Spiegelbild der Befragten vielmehr als Ergebnis eines langwierigen, schmerzhaften Disziplinierungsprozess.

Die empirische Auswertung dieser Arbeit ist zwar bereits in der Ära multifunktioneller, internetfähiger Nokia-Communicator und Blackberrys entstanden, die aller-

dings noch nicht den Komfort der iPhones und Smartphones von heute hatten. Aber der Stellenwert des Mobiltelefons als konvergente Kommunikationszentrale wird deutlich.

Abschließend fasse ich die Dissertation hinsichtlich der drei thematischen Verzweigungen des Untertitels zusammen.

- **Identitäten**

Die Titelwahl des Handys als Ich-Erweiterung verweist natürlich auf McLuhans bekanntes Diktum von Medien als Extension des Menschen. Aber den medialen Aspekt halte ich gegenüber der Positionierung des Ichs, des Subjekts für zweitrangig. Der Ich-Bezug des Handys besteht einerseits in seiner Personenbezogenheit und der großen Zweckdienlichkeit in der persönlichen Assistenz des Einzelnen. Unterstützung braucht das Individuum nicht nur in praktischen Belangen. Denn, wie ich Kapitel 5 dargelegt habe, besteht der Kern neoliberaler Subjektivierung als gouvernementale Regierungstechnik darin, über Eigenverantwortlichkeit und Bereitschaft zur Selbstführung zu führen. Der/die Einzelne hat schwer an der Last des Unternehmerischen Selbst zu tragen. Da kann man ein Gerät, ‘das immer bereit ist’, ständig Kontakte herstellt, mich überall hin verbindet, mir den Weg weist, mir auf Knopfdruck Informationen gibt und mich mit Musik oder netten Erinnerungsfotos beruhigt, gut brauchen. Das identitäre (oder Foucault würde sagen subjektivierende) Potenzial des Geräts geht aus der Kombination von Kommunikation und Körper hervor, indem es die genuin menschliche Fähigkeit zur Kommunikation omnipräsent macht und dies obendrein mit unterschiedlichen Ausdrucksweisen. Kommunikation erhöht die individuelle Flexibilität und diese Form der ‘Biegsamkeit’ ist auch eine Art der Beweglichkeit, also der Mobilität. Menschen entwickeln enge Beziehungen zu ihren Mobilitätsobjekten, denn Selbst und Auto sind dasselbe Wort. Die Wissenschaftstheoretikerin Karin Knorr-Cetina spricht von „objektzentrierter Sozialität“ oder „postsozialen Interaktionen“, die zu Quellen des Selbst werden angesichts der fortschreitenden Verdinglichung der Alltagswelt. Diese Positionen, wie sie auch Bruno Latour vertritt, verbleiben im philosophisch-epistemischen Diskurs, die Soziologie und teilweise die Techniksoziologie beschränken sich auf eine Herangehensweise über ’klassische’ Technikaneignungsprozesse. In Anbetracht der enormen Entwicklungsschritte der Informations- und

Kommunikationstechnologien und der fortschreitenden Maschinenkommunikation sollten auch Identitätsdiskurse verstärkt unter dem Eindruck von Subjekt-Artefakten geführt werden. Geeignete Forschungsdesigns dafür zu entwickeln, bleibt ein anspruchsvolles Forschungsdesiderat.

- **Arbeitsverhältnisse**

Entlang zweier Argumentationsstränge nehme ich in der Dissertation Arbeitsverhältnisse ins Blickfeld. Auf Makroebene gehört zu den Auswirkungen des ökonomischen Strukturwandels, hin zur wissensbasierten, immateriellen Dienstleistungsgesellschaft, ein Anstieg der Kommunikationsarbeit. Dieser, mit dem Begriff des Postfordismus gefasste wirtschaftliche Wandel führte zur Reorganisation der Unternehmen, was auch die Anforderungen an die Arbeitssubjekte änderte. Gegenwärtige Berufsanforderungen verlangen Flexibilität, die Fähigkeit zur horizontalen Arbeitsorganisation, Teamfähigkeit, Eigenverantwortlichkeit; Ansprüche, die sich von subjektivierter Arbeit ableiten lassen. Das Individuum gewinnt in diesen Arbeitsprozessen an Bedeutung, weil es überwiegend koordinierende, beratende, verkaufende Funktionen übernimmt, die größtenteils im Schnittstellenmanagement zu computerisierten Produktionsabläufen liegen. Die Verwandlung klassischer Produktionstätigkeiten hin zu kommunikations- und informationstechnisch angeleiteter Dienstleistungsarbeit impliziert einen Anstieg der Arbeitskommunikation. Beides sind Indikatoren für den nahezu explodierenden Bedarf an Kommunikation. Outsourcing ganzer Firmenbereiche (Vertrieb oder Produktion), vielfältige Arbeitsformen (Teilzeit, zeitlich begrenzte Projektarbeit) erhöhen die Schnittstellen und damit den Kommunikationsbedarf. Kommunikation ist in immer mehr Berufen maßgeblicher Bestandteil von Arbeit. Das Handy ist natürlich nur ein Kommunikationskanal, aber gerade mit der steigenden Konvergenz der Dienste, wird es als solches zunehmend wichtiger. Die ständige Verfügbarkeit des Geräts führt in gewissen Berufsgruppen zu drastischen Umstellungen der Arbeitsorganisation: Statt Organisationsvorbereitung und Planungsroutinen gibt es verstärkt Ad-hoc-Absprachen, Arbeitssynchronizität, anstatt Arbeit zu ’sammeln’ und blockweise zu erledigen und ‚Management by mobile Delegation‘. Des Weiteren kündigt sich, zumindest in manchen Berufsgruppen und bestimmten hierarchischen Ebenen, eine Erosion der klassischen Arbeitstugend Pünktlichkeit an. Wichtig ist es, zum

'richtigen Zeitpunkt' zu kommen, weshalb das klassische Zeitmanagement längst durch Prioritätenmanagement ergänzt wird, um Life-Leadership zu gewinnen.
Diese strukturellen Veränderungen schlagen sich auf Mikroebene nieder, betreffen also auch das Arbeitsindividuum, dieser betriebswirtschaftliche Effizienzdruck wird verstärkt internalisiert und trägt zur erweiterten Selbstökonomisierung bei. Das ist der Nukleus des Konzepts des Arbeitskraftunternehmers, dass auch ArbeitnehmerInnen darauf bedacht sein sollen ihre eigene Arbeitskraft strategisch zu nutzen, selbstständig zu entwickeln und aktiv zu vermarkten. Anhand der Art und Weise, wie manche der Befragten ihre mobile Erreichbarkeit strategisch anlegen, erkennt man, dass die Figur des Arbeitskraftunternehmers keine leere Worthülse ist. Am stärksten bringt der Begriff der Ich-AG erwerbszentrierte Lebensführung und ökonomiedominierte Subjektpositionen zum Ausdruck. Im empirischen Teil verwende ich ihn auch als Sammelbegriff für die ständig steigende Zahl von Einpersonenunternehmen. Für viele Befragte EPUs ist das Handy ein kaum verzichtbares Arbeitsinstrument: Es dient als mobiles Büro, assistiert bei der Abrechnung, protokolliert Arbeitsfortschritte, übernimmt die Terminverwaltung – immer eingeschalten für die Kundschaft nahezu immer erreichbar.

- **Technikbeziehungen**

Eine Motivation für die Wahl des Themas bestand auch darin, Mobiltelefonieren als politische Technologie vorzustellen. Wie ich gleich zu Beginn der Arbeit in einem Themenaufriss skizziere, bieten sich mehrere Zugänge: das Handy als Medium politischer Partizipation, der Herstellung politischer Gegenöffentlichkeit sowie die Kontroll- und Überwachungspotenziale der Mobiltelefonie. Gesellschaftliche Ordnung, kollektives Handeln wie Konfliktaustragung sind mit der Entwicklung technischer Instrumente, Verfahren und Systeme eng verwoben. Ausgehend von einem breiten Politikbegriff ist auch das Zusammenspiel zwischen der Formierung von Subjektivität, ökonomischen Anforderungen und technologischer Entwicklung grundlegend politisch. Die Wechselwirkung zwischen Technik, Politik und Gesellschaft erfordert einen genauen Blick auf die Akteure. So verbindet die EU durch die Förderung der IKT auch das politische Interesse, damit nicht nur die Wettbewerbsfähigkeit zu stärken, sondern auch den europäischen Integrationsprozess voranzutreiben, wie in Kapitel 3 beschrieben. Auch in der Rekonstruktion der Geschichte des Telefons wird die politische Dimension dieser Kommunikationstech-

nologie sichtbar. Ging es bei der Entwicklung der Festnetztelefonie um die Zentralisierung der Kommunikationsnetze als Beitrag nationalstaatlicher Stabilität, Souveränität und aus beschäftigungspolitischen Erwägungen, liegen die Interessen an der Förderung der Mobiltelefonie bei der Deregulierung der Telekommunikationsmärkte, der Wettbewerbsförderung und durch technische Standards die EU als Binnenmarkt zu entwickeln. Technische Innovation, also auch Medien, verändern nicht nur Denk- und Handlungsweisen, sondern bringen auch nicht-technische Handlungsweisen hervor. Deshalb beschäftigte ich mich in Kapitel 7.2 ausführlicher mit der Analyse der Mobiltelefonie als politische Technologie im Sinne von Sozialtechnik und im Sinne von Regierungstechnologie. Das Mobiltelefon funktioniert als Sozialtechnik, insofern es auf die Veränderung sozialen Verhaltens abzielt, der sich etwa im veränderten Umgang mit Mobilität niederschlägt. Diese Mobilisierungstechnik entspricht im Foucaultschen Sinne einer Regierungstechnik, die mittels Normierung von Verhaltens- und Denkweisen darauf abzielt, die Bevölkerung zu regieren und dies mit einem Vokabular der (Wahl-)Freiheit und Selbstbestimmung. Kaum jemand kann sich den Anrufungen der Mobiltelefonie und der damit einhergehenden Normierung der Interaktionsformen entziehen. Umso größer ist das mediale Interesse für bewusste HandyverweigerInnen, Handy-Bashing.

Meine Herangehensweise, das Handy als Ich-Erweiterung zu konzipieren, bestätigen aktuelle technische Neuigkeiten. So bewirbt Apple das neue iPhone 4s speziell mit dem sprachgesteuerten persönlichen Assistenzsystem ‘Siri’; mit Siri kann man fast schon fließend reden, es erinnert an Termine, recherchiert Hotelangebote, verschickt SMS und ruft natürlich Leute an – und das alles nur für eine regelmäßige Versorgung mit Strom.

Bildquellen

Farbror Sid (2011): Ohne Titel. In: http://farbror-sid.se/home/2011/07/sa-ses-vi-pa-lordag/.

Sadin, Eric (2007): Times of the Signs. Communication and Information: A visual Analysis of New Urban Spaces. Basel-Boston-Berlin: Birkhäuser.

Stadelmann, Kurt; Hengartner, Thomas; Rosenfeld, Uta (Hg.) (2002): Telemagie. 150 Jahre Telekommunikation in der Schweiz. Museum für Kommunikation, Bern. Zürich: Chronos.

Internetquellen

(Überprüft im Zeitraum von März bis Oktober 2011)

Adler, Olivia (2006): "Mach mir nichts vor, ich weiß, wo du bist". 'Mobile Tracking' Orwell zum Selbermachen?, 10.02.2006. In: http://www.heise.de/ tp/artikel/22/22007/1.html.

Angerer, Marie-Luise (2009): Selbst-Einrichtungen: Subjekt-Artefakte im 20. Jahrhundert und danach. Bochumer Kolloquium Medienwissenschaft, 25.11.2009. In: http://vimeo.com/7958828.

Appelton, Tom (2002): Kurze Philosophie des Handys. In: Telepolis www.telepolis.at, 22.01.2002.

Arbeitsstelle für Semiotik AfS: Gestenforschung an der Arbeitsstelle für Semiotik. In: http://ling.kgw.tu-berlin.de/semiotik/deutsch/forsch/gesten.htm, 01.03.2006.

Astor, Michael; Steiner, Martin (2005): Work-Life-Balance als Motor für wirtschaftliches Wachstum und gesellschaftliche Stabilität. In: Prognos (Hg.): Berlin-Basel. In: http://www.ihs.ac.at/pdf/soz/wlb_prognos.pdf.

Auf dem Hövel, Jörg (2005): Der mobile Kunde im Visier, 08.12.2005. In: http://www.heise.de/tp/artikel/21/21482/1.html.

Barbrook, Richard; Cameron; Andy (1997): Wiedergeburt der Moderne? In: Telepolis. In: http://www.heise.de/tp/artikel/1/1007/1.html.

Barlow, John Perry (1996): „Unabhänigkeitserklärung des Cyberspace“. In: http://www.heise.de/tp/artikel/1/1028/1.html.

Barnet, Belinda (2005): Infomobility and Technics. Some travel notes. In: Ctheory: Theory, Technolgy and Culture 1000 Days 021, 27.10.2005 (Vol 28, No 3). In: http://www.ctheory.net/articles.aspx?id=492, 31.07.2011.

Becker, Jörg (2002): Information und Gesellschaft: Springer. In: http://books.google.de/ books?id=YHSbugmgyd4C.

Becker, Matthias (2009): „Position ist Identität", 11.05.2009. In: http://www.heise.de/tp/artikel/30/30238/1.html.

Bieber, Christoph (2008): Application Democracy? Politik und Internet am Tag der Präsidentschaftswahl. In: Telepolis, 04.11.2008. In: http://www.heise.de/tp/r4/artikel/29/29065/1.html.

Bolz, Norbert (2003): Die Weltgesellschaft eine gigantische Benutzeroberfläche. In: Telepolis. In: http://www.heise.de/tp/artikel/5/5153/1.html

Bornand, Jiline Wahl-Guyer Gisela u.a (2010): ABU kompakt – Arbeitsaufträge. Zürich: Compendio Bildungsmedien AG. In: http://books.google.de/books?id=ETXdpQAIEPYC.

Bröckling, Ulrich (2001): Freiwillige Selbstkontrolle oder Das demokratisierte Panopticon. Vortrag beim Workshop „Subjektivierung als Kontrollstrategie", Frankfurter Foucault-Konferenz. Frankfurt. In: http://www.k3000.ch/becreative/texts/text_6.html.

Bührmann, Andrea D.: Das Auftauchen des unternehmerischen Selbst und seine gegenwärtige Hegemonialität. Einige grundlegende Anmerkungen zur Analyse des (Trans-) Formierungsgeschehens moderner Subjetkvierungsweisen. In: Forum Qualitative Sozialforschung 23.6.2005 (6/1, Art. 15). In: http:777www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-05/05-1-16-d.htm.

Casson (1910): Herbert N. The History of the Telephone. New York. In: http://www.gutenberg.org/catalog/world/readfile?fk_files=1443679&pageno=2.

Chen, Hsinchun; Reid, Edna; Sinai, Joshua (2008): Terrorism informatics: knowledge management and data mining for homeland security: Springer. In: http://books.google.de/books?id=feoqhcd8bnkC.

Corinth, Ernst (2004): Big Brother steckt im Handy. Neue Technologie analysiert das Verhalten von Mobiltelefon-Besitzern. In: Telepolis, 26.11.2004. In: http://www.heise.de/tp/artikel/18/18897/1.html.

Die Zeit (2005): Die alte Angst vorm Apparat (6). In: http://www.zeit.de/2005/06/Die_alte_Angst_vorm_Apparat, 05.11.2011.

Donner, Jonathan (2007): The Rules of Beeping: Exchanging Messages Via International "Missed Calles" on Mobile Phones. In: Journal of Computer-Mediated Communication (13/1). In: http://jcmc.indiana.edu/vol13/issue1/donner.html, 21.05.2011.

Doppel, Lena et al (1999): Statusbericht - auf dem Weg von Telearbeit zu eWork. Zum Stand der Telearbeit und eWork in Österreich. Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit. In: http://www.abif.at/deutsch/download/Files/30_Telearbeit_eWork.pdf.

Drügh, Heinz J. (2003): Der geschlechtliche Körper im Redeauttritt. Buchrezension Bischoff/ Wagner-Egelhaaf (Hg.): Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit. Studien

zum Verhältnis von Rhetorik und Geschlechterdifferenz. In: IASLonline. In: http://www.iaslonline.lmu.de/index.php?vorgang_id=2047.

EITO – European Information Technology Observatory (2001): Economics. Internet-Revolution und "New Economy". Deutsche Bank Research. In: http://www.dbresearch.de/PROD/DBR_INTERNET_DE-PROD/PROD00000000000377 06.pdf.

Foltin, Robert (2006): Fordismus und Familiensystem. In: Grundrisse. In: http://www.grundrisse.net/grundrisse16/16robert_foltin.htm.

Frey, Oliver; Koch, Florian (Hg.) (2011): Zur Urbanistik 2. In: http://books.google.de/books?id=nj-c5U3zZJwC.

Glaser, Peter (2010): Der ganze Planet eine Technosphäre. In: Le Monde diplomatique, Oktober 2010 (16), S. 3–4. In: http://www.monde-diplomatique.de/pm/2010/10/08.mondeText.artikel,a0013.idx,4.

Hitzler, Ronald (2002): Sinnkonstruktion. Zum Stand der Diskussion der deutschsprachigen interpretativen Soziologie. In: Forum Qualitative Sozialforschung (3/2, Art. 7). In: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs020276.

Hrachovec, Herbert (2005): Zur Epistemologie der neuen Medien. Kommunikation im 21. Jahrhundert; Die mobile Informationsgesellschaft. In: http://wap.phil-inst.hu/Hrachovec/hrachovec_prj_descr.htm 2005, 13.5.2011.

Kapp, Ernst (1877): Grundlinien einer Philosophie der Technik. Zur Entstehungsgeschichte der Cultur aus neuen Gesichtspunkten. Braunschweig: George Westermann. In: http://vlp.mpiwg-berlin.mpg.de/library/data/lit39532/index_html?pn=1&ws=1.5.

Keupp, Heiner (2000): Eigensinn und Selbstsorge. Subjektsein in der Zivilgesellschaft. In: http://www.ipp-muenchen.de/texte/eigensinn_und_selbstsorge.pdf, 26.10.2008.

Klenk, Fabian (2007): Ethnologie der modernen Technologien. Das Mobiltelefon als kulturelles Artefakt. Ludwig-Maximilians-Universität, München. In: http://fabianklenk.info/mobilephone/Klenk%20Fabian.2007.Ethnologie%20der%20modernen%20Technologien.pdf.

Knoblauch, Hubert (2006): Sozialtechnologie, Soziologie und Rhetorik. Manusskript. Berlin. In: http://www.as.tu-berlin.de/fileadmin/fg225/material_knoblauch/knoblauch_2006_Sozialtechnologie.pdf.

Kogler, Alois (2006): Die Kunst der Höchstleistung: Sportpsychologie, Coaching, Selbstmanagement: Springer. In: http://books.google.de/books?id=K9hSpYuST94C.

Kratzer, Nick; Sauer, Dieter; Hacket, Anne et al. (2003): Flexibilisierung und Subjektivierung von Arbeit. Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e.V. ISF München; [Arbeitspapier]. München: In: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-235541.

Kuratorium für Verkehrssicherheit (2011): Telefonieren am Steuer lenkt ab. In: http://www.kfv.at/verkehr-mobilitaet/unfallursachen/telefonieren-am-steuer/

Lütkehaus, Ludger (2002): In der Mitte sitzt das Dasein. In: Die Zeit, 5/2002, S. 42. In: www.zeit.de/2002/05/In der Mitte sitzt das Dasein.

McGuigan, Jim (2004): Towards a Sociology of the Mobile Phone. In: Human Technology (Volume 1/1), S. 45–57. In: http://www.humantechnology.jyu.fi/articles/volume1/2005/mcguigan.pdf.

Mystella (2011). Hg. v. autogeosec gebäude & fahrzeugkommunikationstechnik gmbh. In: http://www.mystella.at.

Naica-Loebell, Andrea (2004): Handys machen unselbstständig. In: Telepolis, 18.10.2004. In: http://www.heise.de/tp/artikel/18/18586/1.html.

Nowak, Peter (2009): Flashmobs sind Teil des Arbeitskampfs. In: Telepolis. In: http://www.heise.de/tp/blogs/8/145800, 23.09.2009.

Nyíri, Kristóf (Hg.) (2006): Mobile understanding. The epistemology of ubiquitous communication. 1st English. Vienna: Passagen. In: http://www.worldcat.org/ oclc/470944203.

Orgenda Verlag für persönliche Weiterentwicklung (2010): Selbstmanagement. In: http://www.simplify.de/die-themen/zeit/selbstmanagement.

Pawley, Martin (2000): Das Zeitalter der Immobilität. In: Telepolis. In: http://www.heise.de/tp/artikel/8/8690/1.html.

Persson, Anders (2001): Intimacy Among Strangers: On mobile telephone calls in public places. In: Journal of Mundane Behavior (2/3).

Plant, Sadie (2003): On the Mobile. The effects of mobile telephones on social and individual life. In: http://web.archive.org/web/20080625013404/http://www.motorola.com/mot/doc/0/234_MotDoc.pdf, 31.07.2011.

Plant, Sadie/Breitsameter, Sabine (2004): Vogelgesang des mobilen Zeitalters. Sadie Plant im Gespräch, Juli 2004. In: http://www.audiohyperspace.de/2004/07/%E2%80%9Evogelgesang-des-mobilen-zeitalters%E2%80%9C/#more-987.

Ramonet, Ignacio (2004): Vivendi – Analyse eines Globlal Players. In: www.nadir.org/nadir/initativ/agp/casmpanas/water/txt/2002/0517Vivendi1.htm.

Raunig, Gerald (2007): Das Monster Prekariat. 10.03.2007. In: http://translate.eipcp.net.

Reichert, Ramón (2004): Ein besseres Selbst werden. 5. Armutskonferenz. Wien ("Pflicht zum Risiko“). In: http://www.armutskonferenz.at/index2.php?option=com_docman&task=doc_view&gid=116&Itemid=36.

Roos, Jeja-Pekka (2001): Postmodernity and Mobile Communications. Mobilisation – for and against. Helsinki, http://www.mv.helsinki.fi/home/jproos/mobilezation.htm, 06.03.2011.

Rötzer, Florian (2004a): Flashmobs gegen die spanische Regierung. In: Telepolis. In: http://www.heise.de/tp/artikel/16/16961/1.html, 14.03.2004.

Rötzer, Florian (2004b): Handy-Gespräche in der Öffentlichkeit und der Zuhörzwang. In: Telepolis. In: http://www.heise.de/tp/artikel/18/18533/1.html, 01.08.2011.

Rötzer, Florian (2006): Lebenslänglich wird jeder Schritt überwacht, 10.11.2006. In: http://www.heise.de/tp/artikel/23/23941/1.html.

Rötzer, Florian (2007): Probleme mit der GPS-Überwachung von Straftätern. In: Telepolis, 07.08.2007. In: http://www.heise.de/tp/artikel/25/25889/1.html.

Sommer, Thomas (2007): Ohne Titel. In: http://www.polinomics.eu/archiv/polinomics_03/index.html

SPIEGEL Online (2004): GPS-Kunst: Riesenelefant in Brighton. In: http:/www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,316287,00.html.

Steinlechner, Gisela (1999): "Ich ruf dich zurück!". Über Sprechsitten am Telefon. Extra. In: Wiener Zeitung, 01.10.1999.

The Times (1983): Man of the Year (Vol. 121 No. 1). In: http://www.time.com/time/magazine/0,9263,7601830103,00.html.

Verlag der Wiener Ärztekammer (April 2008): Strahlende Information. 10 medizinische Handy-Regeln. wien. Printerview in: http://www.aekwien.at/media/Plakat_Handy.pdf.

Waitz, Thomas (2007): Getting Things Done. Medien, Technik, Selbsttechnologie. In: http://thomaswaitz.de/downloads/publikationen/Getting-Things-Don-Medien-Technik-, 04.11.2011.

WIFI Wien: Kursbuch 2011. In: http://www.wifiwien.at/eshop/kursbuch.aspx/Onlinesuchen--buchen/?gclid=CJmrgoz6uKsCFYaHDgodC31QfA.

Willershausen, Florian (2011): IT-Branche in Weißrussland: Apps aus der Diktatur. In: http://www.wiwo.de/unternehmen-maerkte/apps-aus-der-diktatur-474311.

Literaturverzeichnis

Agar, Jon (2004): Constant touch. A global history of the mobile phone. Cambridge: Icon.

Akgar, Zeynep Arzu (2005): Sozio-technische Aspekte der Mobilkommunikation in Österreich. Rückblick und Ausblick. Diplomarbeit, Fakultät für Wirtschaftswissenschaft und Informatik, Technische Universität Wien.

Allen, David (2010): Getting things done. Selbstmanagement für den Alltag. 11. Auflage. München: Piper.

Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate: Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg: VSA – Verlag für d. Studium d. Arbeiterbewegung.

Altvater, Elmar; Mahnkopf, Birgit (1996): Grenzen der Globalisierung. Ökonomie Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Anders, Günther (2002/1956): Die Antiquiertheit des Menschen 1. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München: Verlag C. H. Beck.

Anders, Günther (2002/1964): Wir Eichmannsöhne: offener Brief an Klaus Eichmann: Beck.

Anders, Günther (2002/1980): Die Antiquiertheit des Menschen 2. Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution. München: Verlag C. H. Beck.

Anhorn, Roland; Bettinger, Frank; Stehr, Johannes (Hg.) (2007): Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Arbeiter-Zeitung (1932): Telefonieren - leicht gemacht. Man darf sich nur nicht davor fürchten (9), S. 6.

Arendt, Hannah (1986): Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. München: Piper.

Atzmüller, Roland (2004): Fit mach mit? Rezension von Brand, Ulrich; Raza, Wemer (Hg.) Sammelband Fit für den Postfordismus? In: Wirtschaft und Gesellschaft 30 (Nr. 3), S. 439–449.

Auböck, Sandra (2001): Handynutzung. Persönlichkeits-, sowie geschlechts- und altersspezifische Unterschiede unter Einbeziehung der Nutzungsmotive. Diplomarbeit, Wien.

Baecker, Dirk (1993): Die Form des Unternehmens. Frankfurt: Suhrkamp.

Barfuss, Thomas (2007): "Schaffe dir Ironie!". Ironische Haltungen in Konsum und Arbeit. In: Kaindl, Christina (Hg.): Subjekte im Neoliberalismus. Kritische Wissenschaften, Bd 2. Marburg (Forum Wissenschaft Studien 52/BdWi), S. 141–162.

Barth, Thomas (1997): Soziale Kontrolle in der Informationsgesellschaft. Systemtheorie, Foucault und die Computerfreaks als Gegenmacht zum Panoptimsus der Computer- und Multimedia-Kultur. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.

Barthes, Roland (1988): Fragmente einer Sprache der Liebe. Frankfurt am Main: suhrkamp taschenbuch.

Baudrilliard, Jean (1997): Le Pen hat die Macht des Bösen. In: Die Zeit 1997, 23.05.1997 (22), S. 46–47.

Baumann, Margret (2000): Eine kurze Geschichte des Telefonierens. In: Baumann, Margret; Gold, Helmut (Hg.): Mensch Telefon: Aspekte telefonischer Kommunikation: Ed. Braus, S. 11–57.

Baumann, Margret; Gold, Helmut (Hg.) (2000): Mensch Telefon: Aspekte telefonischer Kommunikation. eine Publikation der Museumsstiftung Post und Telekommunikation erscheint anlässlich der Ausstellung "Mensch Telefon" im Museum für Kommunikation Frankfurt: Ed. Braus.

Beck, Ulrich (1990): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. 1. Aufl., [Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Becker, Barbara (2000): Elektronische Kommunikationsmedien als neue "Technologien des Selbst"? Überlegungen zur Inszenierung virtueller Identitäten in elektronischen Kommunikationsmedien. In: Huber, Eva (Hg.): Technologien des Selbst. Zur Konstruktion des Subjekts. Frankfurt am Main: Stroemfeld Nexus, S. 17–31.

Becker, Dietmar; Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli et al. (Hg.) (1989): Zeitbilder der Technik. Essays zur Geschichte von Arbeit und Technologie. Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn.

Becker, Gary Stanley (1996): Familie, Gesellschaft und Politik. Die ökonomische Perspektive. Tübingen.

Becker, Joachim (2003): Akkumulation, Regulation, Territorium. Zur kritischen Rekonstruktion der französischen Regulationstheorie. Marburg: Metropolis-Verlag.

Becker, Konrad et al. (2003): Überwachung. In: k.u.u.g.e.l. (HgInnenkollektiv) (Hg.): Bildverbot. Reader zum Thema Überwachung. k.u.u.g.e.l. Kritische Universität und gesellschafts-emanziaptorische Lehre. Wien: Triton Verlag, S. 19–25.

Békesi, Sándor (2006): Stürmisch und unaufhaltsam? Motorisierung und Politik im Wien der 50er-Jahre. In: Technisches Museum Wien (Hg.): Spurwechsel. Wien lernt Auto fahren. Wien: Christian Brandstätter Verlag, S. 76–84.

Bender, Gerd (1999): Technologische Innovation als Form der europäischen Integration. Zur Entwicklung des europäischen Mobilfunkstandards GSM. In: Zeitschrift für Soziologie 28 (2), S. 77–92.

Beneder, Beatrix (2008): Immer erreichbar, aber kaum da. Mobilisierungstechniken Handy und Auto. In: Streifzüge (42), S. 25–26.

Benjamin, Walter (1977): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie. Frankfurt am Main: edition suhrkamp.

Benjamin, Walter (1977/1931): Gesammelte Schriften Band II. 2 Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Berger, Jens: Große Erwartungen, überschaubare Ergebnisse 2011.

Berghoff, Hartmut (Hg.) (2007): Marketinggeschichte: die Genese einer modernen Sozialtechnik.

Bernzen, Rolf (1999): Das Telephon von Philipp Reis: eine Apparategeschichte: Marburg.

Betz, Fritz; Riegler, Johanna (2003): Bilder der Arbeit im Spätkapitalismus. Zum strategischen Machtverhältnis von Arbeit, Selbst und Technologien: Löcker Verlag.

Bickenbach, Matthias (2009): Spiegelnde Oberflächen. In: NfK (Netzwerk freier Kulturjournalisten) (Hg.): Die schöne Kunst der Einseitigkeit. Ein Sammelsurium für Zeitgenossen: Edition einseitig, S. 124–128.

Bleuel, Heike-Solweig (Hg.) (2008): Generation Handy. …grenzenlos im Netz verführt. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag.

Bolz, Norbert; Kittler, Friedrich; Tholen, Christoph (Hg.) (1994): Computer als Medium. München: Wilhem Fink Verlag.

Bolz, Norbert (2001): Weltkommunikation. München: Wilhelm Fink Verlag.

Booz-Allen, Hamilton (1995): Mobilfunk: vom Statussymbol zum Wirtschaftsfaktor: Verlagsgruppe FAZ.

Breiter, Andreas; Ästhetik und Kommunikation e.V. (2006): Mobil kommunizieren. Berlin: Ästhetik und Kommunikation (37.2006=H.135).

Bröckling, Ulrich (2002): Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter. Gender-Konstruktionen in Erfolgsratgebern. In: Leviathan 48 (2), S. 175–194.

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne; Lemke, Thomas (Hg.) (2000): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bröckling, Ulrich (2001): Das demokratisierte Panopticon. Subjektivierung und Kontrolle im 360°-Feedback. In: Honneth, Axel ; Saar, Martin (Hg.): Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 2003, S. 77–93.

Brown, Barry (2002): Studying the Use of Mobile Technology. In: Brown, Barry; Green, Nicola; Harper, Richard (Hg.): Wireless World. Social and Interactional Aspects of the Mobile Age. London: Springer, S. 3–17.

Brown, Barry; Green, Nicola; Harper, Richard (Hg.) (2002): Wireless World. Social and Interactional Aspects of the Mobile Age. London: Springer.

Bull, Michael (2005): The Intimate Sounds of Urban Experience: An Auditory Epistemology of Everday Mobility. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): A sense of place. The Global and the Local in Mobile Communication. 1. Engl. Vienna: Passagen-Verl (Communications in the 21st century), S. 169–178.

Burchell, Graham; Gordon, Collin; Miller, Peter (Hg.) (1991): The Foucault Effect. Studies in Govermentality. Chicago.

Burgess, Adam (2004): Cellular Phones, Public Fears and a culture of Precaution: Cambridge University Press.

Burkart, Günter (2002): Kommunikative Interferenzen. Das Mobiltelefon und die Ordnung des öffentlichen Raums. In: Hahn, Kornelia (Hg.): Öffentlichkeit und Offenbarung. Eine interdisziplinäre Mediendiskussion. Konstanz: UVK, S. 149–175.

Burkart, Günter (2007): Handymania. Wie das Mobiltelefon unser Leben verändert hat. Frankfurt am Main: Campus.

Busch, Rainer; Fuchs, Wolfgang; Unger, Fritz (Hg.) (2008): Integriertes Marketing. Strategie-Organisation-Instrumente. 4. vollständig überarbeite Auflage. Wiesbaden: Gabler.

Buschauer, Regine (2010): Mobile Räume. Medien- und diskursgeschichtliche Studien zur Tele-Kommunikation. Bielefeld: [transcript].

Candeias, Mario (2001): Arbeit, Hochtechnologie und Hegemonie im Neoliberalismus. In: Frank, Deppe; Mario, Candeias (Hg.): Ein neuer Kapitalismus? Akkumulationsregime - Shareholder Society - Neoliberalismus und Neue Sozialdemokratie. Hamburg: vsa Verlag, S. 150–180.

Canzler, W. (1999): Der anhaltende Erfolg des Automobils. Zu den Modernisierungsleistungen eines außergewöhnlichen technischen Artefaktes. In: Schmidt, G. (Hg.): Technik und Gesellschaft, Jahrbuch 10. Automobil und Automobilismus. Frankfurt/New York.

Canzler, Weert; Kesselring, Sven (2006): „Da geh ich hin, check ein und bin weg!“. Argumente für eine Stärkung der sozialwissenschaftlichen Mobilitätsforschung. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.): Soziale Ungleichheit, Kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32 Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilb. 1 und 2. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, S. 4161–4175.

Capek, Karel (1932): Knigge beim Telephon. In: Arbeiterzeitung, 01.01.1932, S. 15.

Castells, Manuel (2001): Das Informationszeitalter: Wirtschaft Gesellschaft-Kultur. Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Band 1. Opladen: Leske + Budrich.

Conen, Horst (2005): Sei gut zu dir, wir brauchen dich. vom besseren Umgang mit sich selbst. Frankfurt am Main: Campus.

Crouch, Colin (2008): Postdemokratie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Cumiskey, Kathleen (2005): "Surprisingly, Nobody Tried to Caution her": Perceptions of Intentionality and the Role of Social Responsibility in the Public Use of Phones. In: Ling, Richard; Pedersen, Per E. (Hg.): Mobile communications. Re-negotiation of the social sphere. London: Springer, S. 225–235.

Dányi, Endre (2005): WLCM 2 UROP. Interconnected Public Spheres in the Age of Mobile Communications. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): A sense of place. The Global and the Local in Mobile Communication. Vienna: Passagen-Verlag, S. 129–138.

Dányi, Endre; Sükösd, Miklós (2002): M-Politik in Aktion. SMS und E-Mail im Wahlkampf zu den ungarischen Parlamentswahlen 2002. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): Allzeit zuhanden. Gemeinschaft und Erkenntnis im Mobilzeitalter. Wien: Passagen-Verlage, S. 219–244.

Dányi, Endre; Sükösd, Miklós (2003): Who´s in Control? Viral Politics and Control Crisis in Mobile Election Campaigns. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): Mobile Democracy. essays on society, self and politics. Wien: Passagen-Verlag.

Degele, Nina (2002): Einführung in die Techniksoziologie. München: Fink.

Deleuze, Gilles (1993): Unterhandlungen 1972-1990. Frankfurt am Main: edition suhrkamp.

Demirovic, Alex (2005): Hegemonie und das Paradox von privat und öffentlich. In: Gerald Raunig (Hg.): Publicum. Theorien der Öffentlichkeit. Wien: Turia und Kant, S. 42–56.

Dolata, Ulrich; Werle, Raymund (Hg.) (2007): Gesellschaft und die Macht der Technik. Sozioökonomischer und institutioneller Wandel durch Technisierung: Campus.

Döring, Nicola (2004): Wie verändern sich soziale Beziehungen durch Mobilkommunikation? Eine Analyse von Paar-, Familien- und Freundschaftsbeziehungen. In: Thiedeke, Udo (Hg.): Soziologie des Cyberspace. Medien, Strukturen und Semantiken. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 240–283.

Döring, Nicola (2005): Psychologische Aspekte der Mobilkommunikation. In: Höflich, R. Joachim; Gebhardt, Julian (Hg.): Mobile Kommunikation. Perspektiven und Forschungsfelder. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, S. 61–87.

Döring, Nicola (2006): Handy-Kids: Wozu brauchen sie das Mobiltelefon? In: Dittler, Ullrich (Hg.): Machen Computer Kinder dumm? Wirkung interaktiver, digitaler Medien auf Kinder und Jugendliche aus medienpsychologischer und mediendidaktischer Sicht. München: KoPaed Verlag, S. 45–67.

Dörrenbächer, Christoph (1999): Vom Hoflieferanten zum Global Player. Unternehmensreorganisation und nationale Politik in der Welttelekommunikationsindustrie. Berlin: Ed. Sigma.

Dreyfus, Hubert L.; Rabinow, Paul (Hg.) (1987): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Weinheim.

Duttweiler, Stefanie (2005): „Körper, Geist und Seele bepuscheln…". Wellness als Technologie der Selbstführung. In: Orland, Barbara (Hg.): Artifizielle Körper – lebendige Technik. Technische Modellierungen des Körpers in historischer Perspektive, S. 261–277.

Duttweiler, Stefanie (2007): Beratung als Ort neoliberaler Subjektivierung. In: Anhorn/Bettinger/Stehr (Hg.): Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 261–276.

Eco, Umberto (1993): Wie man mit einem Lachs verreist. und andere nützliche Ratschläge. München: Hanser.

Eichler, Lutz (2005): Seelenlose Unternehmer ihrer Selbst? Über die psychische Wirkung subjektivierter Arbeit. In: Arbeitsgruppe SubArO (Hg.): Ökonomie der Subjektivität - Subjektivität der Ökonomie. Berlin: edition sigma (Hans-Böckler-Stiftung), S. 203–223.

Ernst, Waltraud (1999): Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern. Wien: Milena.

Fachgruppe Werbung und Marktkommunikation der Wirtschaftskammer Wien (2003): Handbuch für Unternehmensgründer im Bereich Werbung und Marktkommunikation. Wien.

Fahlenbach, Kathrin (2005): Wahrnehmungsästhetik der Medien als ‘Aisthesis’? Überlegungen zu einer Theorie Audio-Visueller Metaphern. 22/1 (1), S. S. 49-63.

Fallend, Ksenija; Del Mar Grandio, Maria; Förster, Kati; Grüblbauer, Johanna (Hg.) (2010): Perspektiven mobiler Kommunikation. Neue Interaktionen zwischen Individuen und Marktakteuren: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Faßler, Manfred (1997): Was ist Kommunikation? München: UTB.

Faulstich, Werner (1994): Telefon. In: Faulstich, Werner (Hg.): Grundwissen Medien. München: UTB- Fink, S. 296–303.

Faulstich, Werner (2002): Einführung in die Medienwissenschaft. Probleme – Methoden – Domänen. München.

Feldhaus, Michael (2005): Mobile Kommunikation in der Familie - Chancen und Risiken. Empirische Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung. In: Höflich, R. Joachim; Gebhardt, Julian (Hg.): Mobile Kommunikation. Perspektiven und Forschungsfelder. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, S. 159–178.

Ferraris, Maurizio (op. 2006): Where Are You? Mobile Ontology. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): Mobile understanding. The epistemology of ubiquitous communication. Vienna: Passagen-Verlag, S. 41–52.

Fielding, Guy; Hartley, Peter (1989): Das Telefon: ein vernachlässigtes Medium. In: Becker, Jörg (Hg.): Telefonieren. Marburg: Jonas-Verl., S. 125–138.

Fleck, Ludwik (1980/1935): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Mit einer Einleitung herausgegeben von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt am Main: suhrkamp taschenbuch wissenschaft.

Flusser, Vilém (1996): Kommunikologie. Mannheim.

FMK – Forum Mobilkommunikation (2008): Faszination mobile Kommunikation. Wien.

Förster, Kati (2010): Erfolgsfaktoren für virales Mobilmarketing. Eine empirische Studie der Rahmenbedingungen und Anforderungen. In: Ksenija Fallend; Maria Mar Grandio; Kati Förster et.al. (Hg.): Perspektiven mobiler Kommunikation. Neue Interaktionen zwischen Individuen und Marktakteuren: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 76–103.

Fortunati, Leopoldina (2005): Der menschliche Körper, Mode und Mobiltelefone. In: Höflich, R. Joachim; Gebhardt, Julian (Hg.): Mobile Kommunikation. Perspektiven und Forschungsfelder. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, zuletzt geprüft am 223-248.

Fortunati, Leopoldina (2005): Mobile Telephone and the Presentation of Self. In: Ling, Richard; Pedersen, Per E. (Hg.): Mobile communications. Re-negotiation of the social sphere. London: Springer, S. 203–219.

Fortunati, Leopoldina (2006): Das Mobiltelefon als technologisches Artefakt. In: Glotz, Peter; Bertschi, Stefan; Locke, Christ (Hg.): Daumenkultur. Das Mobiltelefon in der Gesellschaft. Bielefeld: [transcript], S. 171–184.

Foucault, Michel (1974/1966): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1976): Mikrophysik der Macht. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin. Berlin: Merve Verlag.

Foucault, Michel (1977): Überwachen und Strafen. Frankfurt am Main.

Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht: Merve Verlag.

Foucault, Michel (1984): Von der Freundschaft. Michel Foucault im Gespräch. Berlin.

Foucault, Michel (1987): Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In: Dreyfus, Hubert L.; Rabinow, Paul (Hg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Weinheim, S. 243–261.

Foucault, Michel (2000): Die Gouvernementalität. In: Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne; Lemke, Thomas (Hg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 41–68.

Foucault, Michel (2004): Geschichte der Gouvernementalität I Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977-1978. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2006): Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesung am Collège de France 1977-1978. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Franck, Georg (1998): Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. München [u.a.]: Carl Hanser.

Franck, Georg (2005): Mentaler Kapitalismus. Eine politische Ökonomie des Geistes. München [u.a.]: Carl Hanser.

Fraunholz, Uwe (2002): Motorphobia. Anti-automobiler Protest in Kaiserreich und Weimarer Republik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Freud, Sigmund (1990): Abriß der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur. Frankfurt am Main: Fischer.

Friebe, Holm; Lobo, Sascha (2006): "Wir nennen es Arbeit". Die digitale Bohème oder Intelligentes Leben jenseits der Festanstellung. München: Heyne Verlag.

Friedl, Ulrike (2003): Durchleuchtete Bewegungen. In: k.u.u.g.e.l. (HgInnenkollektiv) (Hg.): Bildverbot. Reader zum Thema Überwachung. k.u.u.g.e.l. kritische Universität und gesellschafts-emanzipatorische Lehre. Wien: Triton Verlag, S. 63.

Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred (2003): Das qualitative Interview. -. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: Facultas.WUV.

Gebauer, Gunter; Poser, Stefan; Schmidt, Robert (Hg.) (2006): Kalkuliertes Risiko. Technik, Spiel und Sport an der Grenze. Frankfurt, New York: Campus Verlag.

Gehlen, Arnold (2004/1957): Die Seele im technischen Zeitalter. und andere sozialpsychologische, soziologische und kulturanalytische Schriften. Bd. 6. Hamburg: Rowohlt.

Geißler, Karlheinz (1999): Vom Tempo der Welt. Am Ende der Uhrzeit. Freiburg im Breisgau.

Geißler, Karlheinz (2010): Der Simultant. In: Moebius, Stephan; Schroer, Markus (Hg.): Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart. Frankfurt am Main: edition suhrkamp, S. 326–342.

Genth, Renate (1986): Telephon! der Draht, dem wir hängen an. Joseph Hoppe. Berlin: Transit.

Gergen, Kenneth J. (2006): The challenge of absent presence. In: Katz, James E.; Aakhus, Mark (Hg.): Perpetual Contact. Mobile communication, Private Talk, Public Performance. Cambridge: Cambridge University Press, S. 227–241.

Geser, Hans (2005): Soziologische Aspekte mobiler Kommunikation. Über den Niedergang orts- und raumbezogener Sozialstrukturen. In: Höflich, R. Joachim; Gebhardt, Julian (Hg.): Mobile Kommunikation. Perspektiven und Forschungsfelder. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, S. 43–59.

Geser, Hans (2006): Untergräbt das Handy die soziale Ordnung? Die Mobiltelefonie aus soziologischer Sicht. In: Glotz, Peter; Bertschi, Stefan; Locke, Christ (Hg.): Daumenkultur. Das Mobiltelefon in der Gesellschaft. Bielefeld: [transcript], S. 25–39.

Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (2005/1967): Grounded theory: Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber.

Glotz, Peter (2001): Die beschleunigte Gesellschaft. Kulturkämpfe im digitalen Kapitalismus. Reinbek bei Hamburg: rororo.

Glotz, Peter; Bertschi, Stefan; Locke, Christ (Hg.) (2006): Daumenkultur. Das Mobiltelefon in der Gesellschaft. Bielefeld: [transcript].

Götzenbrucker, Gerit (2005): Jugend im Netz? Effekte mobiler Kommunikation im alltag Jugendlicher. Eine qualitative Studie im Ballungsraum Wien. In: kommunikaition@gesellschaft Jg. 6 (Beitrag 3).

Goffmann, Erving (1982): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt am Main: suhrkamp taschenbuch wissenschaft.

Goffmann, Erving (1983/1959): Wir spielen alle Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.

Gold, Helmut (2000): „Hän di koi Schnur?". Die Entwicklung der Mobiltelefonie in Deutschland. In: Baumann, Margret; Gold, Helmut (Hg.): Mensch Telefon: Aspekte telefonischer Kommunikation: Ed. Braus, S. 77–93.

Görtz, Franz Josef (1999): Telefonieren. Kleine Philosophie der Passionen. München: Kleiner Taschenbuchverlag.

Gorz, André (2007): Kritik der ökonomischen Vernunft. Sinnfragen am Ende der Arbeitsgesellschaft. Hamburg.

Göttert, Jean-Marc (2001): Die Nokia Methode. Die 10 Erfolgsgeheimnisse des innovativsten Handy-Herstellers der Welt. Wien: Wirtschaftsverlag Ueberreuter.

Gramsci, Antonio (1999/1934): Gefängnishefte. Bd. 9. Hamburg.

Green, Nicola (2002): Gemeinschaft neu definiert: Privatsphäre und Rechenschaftsschuldigkeit. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): Allzeit zuhanden. Gemeinschaft und Erkenntnis im Mobilzeitalter. Wien: Passagen-Verlag.

Grimm, Petra; Rhein, Stefanie (2007): Slapping, bullying, snuffing! Zur Problematik von gewalttätigen und pornografischen Videoclips auf Mobiltelefonen von Jugendlichen. Berlin: Vistas.

Gross, Peter (1994): Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gruber, Harald (2005): The Economics of Mobile Telecommunications. Cambridge: Cambridge University Press.

Gruber, Sabine; Löffler, Klara; Thier, Klaus (Hg.) (2002): Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne. Wien: Profil Verlag.

Gruen, Arno (2008): Der Verrat am Selbst. Die Angst vor Autonomie bei Mann und Frau. München: Dt. Taschenbuch Verlag.

Haas, Barbara; Scheibelhofer, Ella (1998): Typenbildung in der qualitativen Sozialforschung: eine methodologische Analyse anhand ausgewählter Beispiele. Wien: Institut für Höhere Studien (IHS).

Habermas, Jürgen; Luhmann, Niklas (1979): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. was leistet die Systemtheorie? Frankfurt am Main: suhrkamp taschenbuch wissenschaft.

Häder, Michael und Sabine (Hg.) (2009): Telefonbefragungen über das Mobilfunknetz. Konzept, Design und Umsetzung einer Strategie zur Datenerhebung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hamill, Lynne; Lasen, Amparo (2005): Mobile world. Past, present, and future. New York, N.Y: Springer.

Hardt, Michael (2004): Affektive Arbeit. In: Atzert, Thomas; Müller, Jost (Hg.): Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität: Analysen und Diskussionen zu Empire. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 175–188.

Harper, Richard; Palen, Leysia; Taylor, Alexander (Hg.) (2005): The Inside Text. Social, cultural and Design Perspectives on SMS. Dordrecht: Kluwer.

Hartmann, Maren; Krotz, Friedrich (2010): Online-Kommunikation als Kultur. In: Schweiger, Wolfgang; Beck, Klaus (Hg.): Handbuch Online-Kommunikation: VS Verlag für Sozialwissenschaft, S. 234–257.

Haug, Wolfgang Fritz (2003): High-Tech-Kapitalismus: Analysen zu Produktionsweise – Arbeit – Sexualität – Krieg & Hegemonie. Hamburg: Argument-Verlag.

Hauser, Kornelia (2003): Feminisierung der Öffentlichkeit - Maskulinisierung des Politischen. In: k.u.u.g.e.l. (HgInnenkollektiv) (Hg.): Bildverbot. Reader zum Thema Überwachung. k.u.u.g.e.l. kritische Universität und gesellschafts-emanziaptorische Lehre. Wien: Triton Verlag, S. 85–94.

Heath, P. Luff M. et.al (2005): Organisationen überschauen: Überwachungssysteme und alltägliche Arbeitspraktiken. In: Schütz, Astrid; Habscheid, Stephan; et al. (Hg.): Neue Medien im Alltag. Befunde aus den Bereichen Arbeit, Lernen und Freizeit. Lengerich: Pabst (DFG-Forschergruppe „Neue Medien im Alltag", 6), S. 54–71.

Heidegger, Martin (1985): Die Technik und die Kehre. Opuscula. Pfulingen: Günther Neske Verlag.

Heine, Hartwig; Mautz, Rüdiger; Rosenbaum, Wolf (2001): Mobilität im Alltag. Warum wir nicht vom Auto lassen. Frankfurt am Main: Campus.

Hochschild, Arlie (2006): Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Opladen: Verlag für Sozialwissenschaften (Geschlecht und Gesellschaft).

Höflich, Joachim (1996): Technisch vermittelte interpersonale Kommunikation. Grundlagen, organisatorische Medienverwendung, Konstitution "elektronischer Gemeinschaften". Opladen: Westdeutscher Verlag.

Höflich, Joachim R. (2003): Part of Two Frames. Mobile Communication and the Situational Arrangement of Communicative Behaviour. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): Mobile Democracy. essays on society, self and politics. Wien: Passagen-Verlag, S. 33–53.

Höflich, Joachim R. (2005): A Certain Sense of Place. Mobile Communication and Local Orientation. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): A sense of place. The Global and the Local in Mobile Communication. Vienna: Passagen-Verlag, S. 159–168.

Höflich, Joachim R. (2005a): An mehreren Orten zugleich: Mobile Kommunikation und soziale Arrangements. In: R. Joachim Höflich und Julian Gebhardt (Hg.): Mobile Kommunikation. Perspektiven und Forschungsfelder. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag.

Höflich, Joachim R. (2005b): Vom häuslichen Telefonieren zur Privatisierung des öffentlichen Raums. Grenzverschiebungen durch das Telefon. In: Arnold, Klaus; Neuberger, Christoph (Hg.): Alte Medien - Neue Medien. Theorieperspektiven, Medienprofile, Einsatzfelder. Festschrift für Jan Tonnemacher. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 184–203.

Höflich, Joachim R. (2006): Das Mobiltelefon im Spannungsfeld zwischen privater und öffentlicher Kommunikation. Ergebnisse einer internationalen explorativen Studie. In: Glotz, Peter; Bertschi, Stefan; Locke, Christ (Hg.): Daumenkultur. Das Mobiltelefon in der Gesellschaft. Bielefeld: [transcript], S. 143–157.

Höflich, Joachim R.; Gebhardt, Julian (2005): Mobile Kommunikation - Perspektiven und Forschungsfelder. In: R. Höflich, Joachim; Gebhardt, Julian (Hg.): Mobile Kommunikation. Perspektiven und Forschungsfelder. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, S. 7–18.

Höflich, Joachim R.; Hartmann, Maren (2007): Grenzverschiebungen -. Mobile Kommunikation im Spannungsfeld von öffentlichen und privaten Sphären. In: Röser, Jutta (Hg.): Medien Alltag: Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 211–221.

Höflich, Joachim R.; Hartmann, Maren (Hg.) (2006): Mobile Communication in Everyday Life. Ethnographic Views, Observations, Reflections. Berlin: Frank & Timme.

Holert, Tom (2006): My Phone's On Vibrate for You. Über Innervation und vibrotaktile Kommunikation nach Walter Benjamin. In: Schnell, Ralf (Hg.): MedienRevolutionen. Beiträge zur Mediengeschichte der Wahrnehmung. Bielefeld: [transcript], S. 121–146.

Holtgrewe, Ursula (2006): Flexible Menschen in flexiblen Organisationen. Bedingungen und Möglichkeiten kreativen und innovativen Handelns. Berlin: edition sigma.

Holzkamp, Klaus (1983): Grundlegung der Psychologie. Frankfurt am Main: Campus.

Howe, Jeff (2006): The Rise of Crowdsourcing. In: Wired, 14.06.2006.

Hrachovec, Herbert (2002): Vermittelte Gegenwart. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): Allzeit zuhanden. Gemeinschaft und Erkenntnis im Mobilzeitalter. Wien: Passagen-Verlage, S. 109–120.

Hutton, H. Patrick (1993): Foucault, Freud und die Technologien des Selbst. In: Rux, Martin; Martin, Luther H. et al. (Hg.): Technologien des Selbst. Frankfurt, S. 144–168.

Illich, Ivan (1998/1975): Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik. München: Becksche Reihe.

Illouz, Eva (2006): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Adorno Vorlesungen 2004. Frankfurt am Main.

Interviews (2008): 19 persönliche Interviews, geführt von der Autorin (Seitenangaben beziehen sich auf das Interview-Gesamtdokument).

Jäger, Siegfried (2001): Dispositiv. In: Kleiner, Marcus S. (Hg.): Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken. Frankfurt am Main: Campus (Studium), S. 72–90.

Jauréguiberry, Francois (2000): Mobile Telecommunications and the Management of Time. In: Social Science Information Vol. 39 (no.2), S. 255–268.

Jensen, Annette (2002): Abschied von der Stechuhr. In: Moldaschl, Manfred; Voß, Günter (Hg.): Subjektivierung von Arbeit. München und Mering: Rainer Hampp Verlag (Arbeit, Innovation und Nachhaltigkeit), S. 283–285.

Jessop, Bob (2003): Eine Reinterpretation des Regulationsansatzes. In: Brand, Ulrich; Raza, Werner (Hg.): Fit für den Postfordismus? Theoretisch-politische Perspektiven des Regulationsansatzes. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 89–111.

Jessop, Bob (2007): Kapitalismus, Regulation, Staat. Ausgewählte Schriften. Hamburg.

Joerges, Bernward (1999): Die Brücken des Robert Moses. Stille Post in der Stadt- und Techniksoziologie. In: Leviathan 27(1), S. 43–63.

Joerges, Bernward (Hg.) (1988): Technik im Alltag. frankfurt am Main: Suhrkamp.

Junker, Gerhard H. (2011): Der Anglizismen-Index. Bern: IFB Verlag Deutsche Sprache.

Jurczyk, Karin (Hg.) (1993): Die Arbeit des Alltags: Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Jurczyk, Karin; Rerrich, Maria S. (1993): Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort wo "alles zusammenkommt". In: Jurczyk, Karin (Hg.): Die Arbeit des Alltags: Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg im Breisgau: Lambertus, S. 11–47.

Kaindl, Christina (Hg.) (2007): Subjekte im Neoliberalismus. Kritische Wissenschaften, Bd 2: Marburg.

Kato, Fumitoshi (2003): Seeing the "Seeing" of Others. Environmental Knowing through Camera-Phones. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): Mobile Democracy. Essays on society, self and politics. Wien: Passagen-Verlag.

Katz, James E. (2003): A Nation of Ghosts? Choreography of Mobile Communication in Public Spaces. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): Mobile Democracy. essays on society, self and politics. Wien: Passagen-Verlag, S. 21–33.

Katz, James E. (2006): Magic in the air. Mobile communication and the transformation of social life. New Brunswick, N.J: Transaction Publishers.

Katz, James E. (Hg.) (2007): Machines that become us: The social context of personal communication technolgy. New Brunswick and London: Transaction Publishers.

Katz, James E.; Aakhus, Mark (Hg.) (2006): Perpetual Contact. Mobile communication, Private Talk, Public Performance. 4. Aufl. Cambridge: Cambridge University Press.

Katz, James E.; Aakhus, Mark: Conclusion: making meaning of mobiles - a theory of Apparatgeist, S. 301–321.

Keupp, Heiner (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek b. Hamburg.

Kirchhöfer, Dieter: Alltagsbegriffe und Alltagstheorien im Wissenschaftsdiskurs. In: Voß, Günter; Holly, Werner; Boehnke, Klaus (Hg.): Neue Medien im Alltag. Begriffsbestimmungen eines interdisziplinären Forschungsfeldes, S. 13–31.

Klaus, Elisabeth (2007): Das Fräulein vom Amt und die Quasselstrippe. Genderingprozesse bei der Einführung und Durchsetzung des Telefons. In: Röser, Jutta (Hg.): MedienAlltag: Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 139–152.

Kleemann, Frank; Matuschek, Ingo; Voß, Günter G. (2002): Subjektivierung von Arbeit - Ein Überblick zum Stand der soziologischen Diskussion. In: Moldaschl, Manfred; Voß, Günter (Hg.): Subjektivierung von Arbeit. München und Mering: Rainer Hampp Verlag (Arbeit, Innovation und Nachhaltigkeit), S. 53–100.

Klein, Gabriele (2006): Zugerichtet. In: Heiner Keupp und Joachim Hohl (Hg.): Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel. Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne: [transcript].

Klein, Naomi (2003): Über Zäune und Mauern: Berichte von der Globalisierungsfront. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.

Kloock, Daniela; Spahr, Angela (2000): Medientheorien. Eine Einführung. München: Wilhelm Fink Verlag (UTB Wissenschaft).

Knoblauch, Hubert (1996): Arbeit als Interaktion. Informationsgesellschaft, Post-Fordismus und Kommunikationsarbeit. In: Soziale Welt (3), S. 344–362.

Koch, Christoph (2006): Wie im Rausch. Warum viele Menschen auf ein kleines Gerät namens Blackberry nicht mehr verzichten können. In: Die Zeit, 09.03.2006 (11).

Köchler, Ingrid (2003): Telefongeschichte(n) - das vernachlässigte Medium der Kommunikationswissenschaft. Menschen erinnern sich an die Aneignung einer Technik. Diplomarbeit. Universität Wien, Wien. Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.

Kopomaa, Timo (2000): The City in your Pocket. The Birth of the mobile. Helsinki: Gaudeaumus.

Krämer, Sybille (Hg.) (1998): Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Medien. Frankfurt am Main.

Kroeber-Riel, Werner; Esch Franz-Rudolf (2004): Strategie und Technik der Werbung. verhaltenswissenschaftliche Ansätze. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.

Kröger, Fabian (2004): Automobile DNS in der Kontrollgesellschaft. Zähmung und Unterwerfung von Auto und Selbst. In: Treusch-Dieter, Gerburg; Gehrke, Claudia; Düker, Ronald (Hg.): Auto. Tübingen: konkursbuch, S. 161–170.

Krömmelbein, Silvia (2005): Kommunikation und abnehmende Rollendistanz. Zur Ambivalenz der aktiven Aneignung subjektivierter Arbeitswelten. In: Arbeitsgruppe SubArO (Hg.): Ökonomie der Subjektivität - Subjektivität der Ökonomie. Berlin:: edition sigma (Hans-Böckler-Stiftung), S. 183–201.

Kudera, Werner (2000): Lebensführung als individuelle Aufgabe. In: Kudera, Werner (Hg.): Lebensführung und Gesellschaft: Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Opladen: Leske + Budrich, S. 77–90.

Kudera, Werner (Hg.) (2000): Lebensführung und Gesellschaft: Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Opladen: Leske + Budrich.

Kuhn, Thomas S. (1962): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Chicago.

Lakoff, George; Johnson, Mark (2003 (1980)): Metaphors We Live By. Chicago and London: The University of Chicago Press.

Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4. Auflage. Weinheim: Beltz.

Lange, Ulrich (Hg.) (1989): Telefon und Gesellschaft. Forschungsgruppe Telekommunikation.

Langemeyer, Ines (2002): Subjektivierung als Schauplatz neoliberaler Macht. In: Zeitschrift für politische Psychologie (3+4), S. 361–375.

Latour, Bruno (1996): Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin: Akademie Verlag.

Latour, Bruno (2000): Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Latour, Bruno (2001): Das Parlament der Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Latzer, Michael (1997): Mediamatik - die Konvergenz von Telekommunikation, Computer und Rundfunk. Opladen: Westdt. Verl.

Lazzarato, Maurizio (1998): Verwertung und Kommunikation. Der Zyklus immaterieller Produktion. In: Negri, Antoni (Hg.): Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subersion. Berlin: ID-Verlag, S. 53–67.

Leithäuser, Thomas (1997): Ordnendes Denken. Vom medialen Gebrauch des Pesonalcomputers. In: Schachner, Christina (Hg.): Technik und Subjektiviät. Das Wechselverhältnis zwischen Mensch und Computer aus interdisziplinärer Sicht. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 69–86.

Lemos, André (2008): Mobile communication and new sense of places: a critque of spatialization in cyberculture. In: Galáxia 12 (16), S. 91–109.

Lenk, Hans (1994): Macht und Machbarkeit der Technik. Stuttgart: Reclam.

Levine, Tom (2007): Planet Auto. dringende Randbemerkungen zu Auto-Erotikern, Mittelspurschleichern und RennRentnern. München: Riemann.

Levine, Tom (2009): Planet Auto. Warum wir im Stau immer in der falschen Spur stehen - und andere Rätsel aus dem Autofahrer-Alltag. 1. Auflage. München: Goldmann.

Lewis, Jane (2003): Erwerbstätigkeit versus Betreuungsarbeit. In: Gerhard, Ute (Hg.): Erwerbstätige Mütter: Ein europäischer Vergleich München: Beck, S. 29–52.

Liedtke, Patrick M. (1998): Service Society. Wie wir in Zukunft arbeiten werden. In: Zukunfts- und Kulturwerkstätte (Hg.): Vita Activa. Dimensionen neuer Arbeitswelten. Wien, S. 62–77.

Lifton, Robert J. (1993): The Proetan Self. Human Resilience in an Age of Fragmentation. London: The University of Chicago Press.

Ling, Richard Seyler (2004): The mobile connection. The cell phone's impact on society. San Francisco, CA: Kaufmann.

Ling, Richard Seyler; Pedersen, Per E. (Hg.) (2005): Mobile communications. Renegotiation of the social sphere. London: Springer.

Ling, Richard; Haddon, Leslie (2007): Mobile Telephony, mobility and the coordination of everday life. In: Katz, James E. (Hg.): Machines that become us: The social context of personal communication technolgy. New Brunswick and London: Transaction Publishers.

Ling, Richard; Yittri, Brigitte (2006): Hyper-coordination via mobile phones in Norway. In: Katz, James E.; Aakhus, Mark (Hg.): Perpetual Contact. Mobile communication, Private Talk, Public Performance. 4. Aufl. Cambridge: Cambridge University Press, S. 139–169.

Linz, Erika (2008): Konvergenzen. Umbauten des Dispositiv Handy. In: Epping-Jäger, C.; Schneider, I. (Hg.): Formationen der Mediennutzung III: Dispositive Ordnungen im Umbau: [transcript], S. 169.

Lipietz, Alain (1985): Akkumulation, Krisen und Auswege aus der Krise. in: PROKLA 58. Einige methodologische Überlegungen zum Begriff Regulation. In: PROKLA (58), S. 109–137.

Lisop, Ingrid (1994): Apparatefetischismus. In: Schlosser, Hans-Dieter (Hg.): Gesellschaft. Macht. Technik, S. 65–76.

Löffler, Klara (2008): 100 kleine Freuden des Alltags. In: Cosmopolitan, 2008/September, S. 84 ff.

Logemann, N.; Feldhaus, M. (2002): Die Bedeutung von Internet und Mobiltelefon im familialen Alltag. – der Wandel der medialen Umwelt von Familien. In: Nave-Herz, Rosemarie (Hg.): Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Eine zeitgeschichtliche Analyse. Stuttgart: Lucius, S. 207–225.

Lorey, Isabell (2010): Prekarisierung als Verunsicherung und Entsetzen. Immunisierung, Normalisierung und neue Furcht erregende Subjektivierungsweisen. In: Manske, Alexandra; Pühl, Katharina (Hg.): Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung: Wesfälisches Dampfboot, S. 48–83.

Lotter, Wolf (2008): Rasender Stillstand In: Brand Eins 2008 (3/2008)

Lüscher, Rudolf M. (1988): Henry und die Krümelmonster. Versuch über den fordistischen Sozialcharakter. Tübingen.

Lyotard, Jean-Francois (1994): Das postmoderne Wissen. Wien: Passagen-Verlag.

Matuschek, Ingo; Kleemann, Frank; Voß, Günter G. (2008): Subjektivierte Taylorisierung als Beherrschung der Arbeitsperson. In: PROKLA 38 (150), S. 49–64.

Mayring, Philipp (2008): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. In: Forum Qualitative Sozialforschung Vol. 1 (10. Aufl.).

McLuhan, Marshall (1992/1964): Die magischen Kanäle. "Understanding media". Düsseldorf: Econ Verlag.

Meckel, Miriam (2007): Das Glück der Unerreichbarkeit. Wege aus der Kommunikationsfalle. Hamburg: Murmann.

Merki, Christoph (2008): Verkehrsgeschichte und Mobilität. Stuttgart: UTB.

Meschnig, Alexander (1995): Das Telephon im Spiegel militärischer Logistik. Der Siegeszug des Fernsprechers im Ersten Weltkrieg. In: Treusch-Dieter, Gerburg (Hg.): Telekult. Von Ohr zu Ohr. Berlin: Elefanten Press (Ästhetik und Kommunikation), S. 70–77.

Meschnig, Alexander (2003): Unternehme Dich selbst! Anmerkungen zum proteischen Charakter. In: Meschnig, Alexander; Stuhr, Mathias (Hg.): Arbeit als Lebensstil. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 26–43.

Mettler-Meibom, Barbara (1994): Kommunikation in der Mediengesellschaft. Tendenzen Gefährdungen Orientierungen. Berlin: Ed Sigma.

Metzger, Daniel (2000): Das fahrende Handynetz. In: Die Zeit, 2000 (Nr. 10), S. 31.

Meyerson, George (2001): Heidegger, Habermas and the Mobile Phone. Cambridge: Cox & Wyman Ltd.

Meyrowitz, Joshua (1985): No sense of place. The Impact of Electronic Media on Social Behaviour. Oxford: Oxford University Press.

Michalitsch, Gabriele (2006): Die neoliberale Domestizierung des Subjekts. Von den Leidenschaften zum Kalkül. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Michalk, Silke; Nieder, Peter (2007): Erfolgsfaktor Work-Life-Balance. Weinheim: Wiley-VCH.

Mitterauer, Michael (2000): Entgrenzung und Beschleunigung -. Gesellschaftliche Entwicklungstendenzen in ihren Auswirkungen auf die Familie. In: Paul-Horn, Ina (Hg.): Entgrenzung und Beschleunigung: Widersprüche und Fragen im Prozeß der Modernisierung. Wien: Turia + Kant, S. 65–80.

Mobilkom Austria (2006): Sozialer Impact der Handy-Verwendung. Unveröffentlichte Studie der Fessel-GfK-Gruppe. Wien.

Mock, Cordula (2000): Verbindungen des ‘Baukörpers’. Interaktion und technisch-vermittelte Kommunikation auf Baustellen. In: Beck, Stefan; Butler, Mark (Hg.): Technogene Nähe. Ethnografische Studien zur Mediennutzung im Alltag. Hamburg-Münster, S. 59–74.

Moebius, Stephan; Schroer, Markus (2010): Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart. Frankfurt am Main: edition suhrkamp.

Möser, Kurt (2002): Geschichte des Autos. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag.

Moyal, Ann (1992): The Gendered Use of The Telephone: An Australian Case Study. In: Media, Culture and Society (14), S. 51–72.

Muggenthaler, Ferdinand (2004): Live Fast, Don´t Die. Über den Transhumanismus und die Transhumanisten. In: Jungle World, 13.10.2004 (43).

Müller, Cathren; Reichert, Ramón (Hg.) (2001): Demokratie. Selbst. Arbeit. Analysen liberal-demokratischer Gesellschaften im Anschluss an Michel Foucault. Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst (IWK) 56 (2-3). Wien.

Münchhausen von, Marco (2002): So zähmen Sie Ihren inneren Schweinehund. Vom ärgsten Feind zum besten Freund. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag.

Münker, Stefan (2000): Vermittelte Stimmen, elektrische Welten. Anmerkungen zur Frühgeschichte des Virtuellen. In: Münker, Stefan; Roesler, Alexander (Hg.): Telefonbuch. Frankfurt am Main: edition suhrkamp, S. 185–199.

Negt, Oskar (2003): Flexibilität und Bindungsvermögen. Grenzen der Funktionalisierung. In: Meschnig, Alexander; Stuhr, Mathias (Hg.): Arbeit als Lebensstil. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 13–26.

Negt, Oskar; Kluge, Alexander (1973): Öffentlichkeit und Erfahrung: zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Novotny, Helga (1989): Eigenzeit. Entstehen eines Gefühls. Frankfurt am Main.

Nyíri, Kristóf (2006): Das Mobiltelefon als Rückkehr zu nichtentfremdeter Kommunikation. In: Glotz, Peter; Bertschi, Stefan; Locke, Christ (Hg.): Daumenkultur. Das Mobiltelefon in der Gesellschaft. Bielefeld: [transcript], S. 185–196.

Nyíri, Kristóf (Hg.) (2002): Allzeit zuhanden. Gemeinschaft und Erkenntnis im Mobilzeitalter. Kommunikation im 21. Jahrhundert. Wien: Passagen-Verlage.

Nyíri, Kristóf (Hg.) (2003): Mobile Democracy. essays on society, self and politics. Wien: Passagen-Verlag.

Oates, Joyce Carol (1980): Lieben, verlieren, lieben. Erzählungen. Stuttgart: DTV.

O'Hara, Kenton (2003): Mobile Work, Technology and Place. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): Mobile Democracy. Essays on society, self and politics. Wien: Passagen-Verlag (Communications in the 21st century), S. 65–72.

Okabe, Daisuke; Mizuko, Ito (2006): Everyday Contexts of Camera Phone Use. In: Höflich, Joachim R.; Hartmann, Maren (Hg.): Mobile Communication in Everyday Life. Ethnographic Views, Observations, Reflections. Berlin: Frank & Timme, S. 79–102.

Oksman Virpi; Rautiainen, Pirjo (2007): “Perhaps It is a Body Part". How the Mobile Phone Became an Organic Part of Everyday Lives of Finish children and Teenagers. In: Katz, James E. (Hg.): Machines that become us: The social context of personal communication technology. New Brunswick and London: Transaction Publishers, S. 293–309.

Opaschowski, Horst W. (2008/1988): Einführung in die Freizeitwissenschaft. 5. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Opitz, Sven (2004): Gouvernementalität im Postfordismus. Macht, Wissen und Techniken des Selbst im Feld unternehmerischer Rationalität. Hamburg: Argument Verlag.

Opitz, Sven (2010): Der flexible Mensch. In: Moebius, Stephan; Schroer, Markus (Hg.): Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart. Frankfurt am Main: edition suhrkamp, S. 132–147.

Orland, Barbara (1998): Haushalt, Konsum und Alltagsleben in der Technikgeschichte. In: Technikgeschichte: 65, S. 273–295.

Osborne, Thomas (2001): Techniken und Subjekte:“Von den „Governmentality Studies" zu den "Studies of Governementality". In: Müller, Cathren; Reichert, Ramón (Hg.): Demokratie. Selbst. Arbeit. Analysen liberal-demokratischer Gesellschaften im Anschluss an Michel Foucault. Mitteilungen des Insituts für Wissenschaft und Kunst (IWK) 56 (2-3). Wien, S. 12–16.

Oy, Gottfried (2003): Vom Kampfbegriff Gegenöffentlichkeit zur elektronischen Demokratie. Kritische Publizistik, Gegenöffentlichkeit und die Nutzung Neuer Medien durch soziale Bewegungen. In: Peripherie. Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt 23 (92), S. 507–524.

Packer, Jeremy (2003): Disciplining Mobility. Governing and Safety. In: Bratich, Jack Z.; Packer, Jeremy; McCarthy, Cameron (Hg.): Foucault, Cultural studies and Governmentality: State University of New York Press, S. 135–161.

Paragas, Fernando (2005): Migrant Mobiles. Cellular, Telephony, Transational Spaces, and the Filipino Diaspora. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): A sense of place. The Global and the Local in Mobile Communication. Vienna: Passagen-Verlag, S. 241–250.

Passoth, Jan-Hendrik (2008): Technik und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Techniktheorien und die Transformationen der Moderne. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Pauser, Stefan (1995): Telefonkonsum. Zur Sexualität des Handy. In: Treusch-Dieter, Gerburg (Hg.): Telekult. Von Ohr zu Ohr. Berlin: Elefanten Press (Ästhetik und Kommunikation), S. 20–26.

Perlman, Stacey M. (2005): The art of mobile technology. In: The Boston Globe, 27.05.2005.

Pertierra, Raul (2005): Mobilte Phones, Identity and Diskursive Intimacy. In: Human Technology (Volume 1/1, April), S. 23–44.

Peters, Tom (2001): Selbstmanagement. Machen Sie aus sich die ICH AG. München.

Pieper, Marianne (2003): Regierung der Armen oder Regierung von Armut als Selbstsorge. In: Pieper, Marianne; Encarnación, Rodriguez Gutiérrez (Hg.): Gouvernementalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss and Foucault. Frankfurt am Main, New York: Campus, S. 136–160.

Pinch, Trevor J.; Bijker, Wiebe E. (1987): The Social Construction of Facts and Artifacts. Or How the Sociology of Science and the Sociology of Technology Might benefit each other. In: Bijker, W. E.; Hughes, T. P.; Pinch, T. J. (Hg.): The Social construction of technological systems: new directions in the sociology and history of technology: MIT Press, S. 17–50.

Piore, Michael; Sabel, Charles (1985): Das Ende der Massenproduktion. Studie über die Requalifizierung der Arbeit und die Rückkehr der Ökonomie in die Gesellschaft. Berlin: Wagenbach.

Poster, Mark (2005): Digitally local. Communications, Technology & Space. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): A sense of place. The Global and the Local in Mobile Communication. Vienna: Passagen-Verlag S. 31–42.

Profil (2006): Gute Verbindung. Nokia startet eine neue Ära des Telefonierens. In: profil - Das unabhängige Nachrichtenmagazin 37 (8), S. 109.

Pross, Harry (1972): Medienforschung. Film, Funk, Presse, Fernsehen. Darmstadt, Wien: Habel.

Rafael, Vincente (2003): The Cell Phone and the Crowd. Public Messianic Politics in the Contemporary Philippines. In: Public Culture (15/3), S. 399–425.

Rakow, Lana F. (1992): Gender on the line. women, the telephone and community life. Urbana: Univ. of Illinois Press.

Rakow, Lana F.; Navarro, Vija (1993): Remote mothering and the parallel shift: Women meet the cellular telephone. In: Critical Studies in Mass Communication (1993) (Vol. 10, No. 2.), S. 144-157.

Rammert, Werner (1993): Technik aus soziologischer Perspektive. Forschungsstand, Theorieansätze, Fallbeispiele. (Bd.1): Westdeutscher Verlag.

Rammert, Werner (Hg.) (2007): Technik-Handeln-Wissen. zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie: Verlag für Sozialwissenschaften.

Rammler, Stephan (2001): Mobilität in der Moderne: Geschichte und Theorie der Verkehrssoziologie. Berlin: Ed. Sigma.

Rapp, Christian (2006): Vor dem Start - ein Blick in den Rückspiegel. In: Technisches Museum Wien (Hg.): Spurwechsel. Wien lernt Auto fahren. Wien: Christian Brandstätter Verlag, S. 8–14.

Raunig, Gerald (Hg.) (2005): Publicum. Theorien der Öffentlichkeit. Wien: Turia und Kant.

Rauterberg, Hanno: Wohnzimmer ist überall. Über den Terror des Intimen: Warum immer mehr Privates zur öffentlichen Angelegenheit wird – und wie unsere Städte sich dadurch verändern. In: Die Zeit 2002 (03/2002).

Reck, Hans Ulrich (1997): Erinnern und Macht. Mediendispositive im Zeitalter des Techno-Imaginären. Wien: WUV-Universitätsverlag.

Redak, Vanessa; Weber, Beat; Wöhl, Stefanie (2008): Prekarisierung und kritische Gesellschaftstheorie. In: Kurswechsel (1), S. 3–12.

Rehmann, Jan (2001): Vom Gefängnis zur modernen Seele Foucaults. Überwachen und Strafen neu besichtigt. In: Das Argument (249).

Reischl, Gerald; Sundt, Heinz (1999): Die mobile Revolution. Das Handy der Zukunft und die drahtlose Informationsgesellschaft. Wien: Wirtschaftsverlag Ueberreuter.

Reiter, Birgit (2009): Das Handy als Multitalent. Nur telefonieren war gestern! Wien, Univ., Mag.-Arb., Wien. Publizistik und Kommunikationswissenschaft.

Rerrich, Maria S. (1993): Gemeinsame Lebensführung: Wie Berufstätige einen Alltag mit ihren Familien herstellen. In: Jurczyk, Karin (Hg.): Die Arbeit des Alltags: Beiträge zu

einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg im Breisgau: Lambertus, S. 310–334.

Rheingold, Howard (2002): Smart Mobs. The Next Social Revolution. Perseus Books Group.

Ribolits, Erich (2007): Lifelong guidance. Die sanfte Art, Menschen zum Funktionieren zu bringen schulheft (127), S. 18–29.

Rifkin, Jeremy (2000): Access – Das Verschwinden des Eigentums. warum wir weniger besitzen und mehr ausgeben werden. Frankfurt am Main: Campus.

Rinn, Gregor M. (2008): Das Automobil als nationales Identifikationssymbol. Zur politischen Bedeutungsprägung des Kraftfahrzeugs in Modernitätskonzeptionen des „Dritten Reichs“ und der Bundesrepublik. Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin.

Rohrböck, Regine (1989): Die Entwicklung der Nachrichtentechnik bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Telegraphie und der Telephonie in Österreich-Ungarn. Universität Wien. Geisteswissenschaftliche Fakultät.

Rohwetter, Markus (2006): Vom König zum Knecht. In: Die Zeit, 21.09.2006 (Nr. 39).

Ronell, Avital (2001): Telefonbuch. Technik. Schizophrenie. Elektrische Rede. Berlin: Brinkmann & Bose.

Rörig, Horst (2006): Die Mär vom Mehr. Strategien der Interaktivität. Begriff Geschichte Funktionsmuster. Berlin: LIT Verlag.

Röser, Jutta (2007): Medialisierter Beziehungsalltag. Wie im Medienhandeln Gemeinschaft und Rückzug gestaltet werden. In: Faulstich, Werner (Hg.): Beziehungskulturen. München: Fink, S. 130–140.

Rötzer, Florian (1998): Digitale Weltentwürfe. Streifzüge durch die Netzkultur. München.

RTR Telekom Monitor (2011): Jahresbericht 2010. 2010/2. Hg. v. Rundfunk und Telekom Regulationsbehörde.

Rushkoff, Douglas (2004): Offene Quellen. Wie die elektronische Kommunikation das Denken verändert. In: Jungle World, 14.04.2004 (4), S. 24–25.

Russegger, Georg (2009): Vom Subjekt zum Smartject. Kreative Entwurfsformen menschlich-medialer Selbstorganisation. Wien: Turia + Kant.

Rux, Martin; Martin, Luther H. et al. (Hg.) (1993): Technologien des Selbst. Frankfurt.

Sack, S.; Hehn, A.; Krukenberg, A. et al. (2005): Das Herz Handy®—ein neues telemedizinisches Servicekonzept für Herzpatienten. In: Herzschrittmachertherapie und Elektrophysiologie 16 (3), S. 165–175.

Sándor, Klára (2005): Mental Safety in Your Pocket. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): A sense of place. The Global and the Local in Mobile Communication. Vienna: Passagen-Verlag, S. 179–190.

Sauer, Birgit (2001): Öffentlichkeit und Privat revisited. Grenzziehungen im Neoliberalismus und die Konsequenzen für die Geschlechterpolitik. In: Kurswechsel (4), S. 5–11.

Schachner, Christina (1997): Die Technik und das Soziale. Begründung einer subjektivitätsorientierten Technikforschung. In: Schachner, Christina (Hg.): Technik und Subjektivität. Das Wechselverhältnis zwischen Mensch und Computer aus interdisziplinärer Sicht. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–26.

Schandl, Franz (1997): Sie haben keines? Sie brauchen eines! In: Die Presse (Spectrum), 10.05.1997, S. I–II.

Schaper-Rinkel, Petra (2003): Die europäische Informationsgesellschaft. Technologische und politische Integration in der europäischen Politik. 1. Aufl. Münster: Verl. Westfäl. Dampfboot.

Schier, Michaela; Jurczyk, Karin (2007): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. In: Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung DAS PARLAMENT., 34/2007, S. 10-17.

Schirrmacher, Frank (2009): Payback. Warum wir im Informationszeitalter gezwungen sind zu tun, was wir nicht tun wollen, und wie wir die Kontrolle über unser Denken zurückgewinnen. München: Blessing.

Schivelbusch, Wolfgang (Hg.) (1995): Geschichte der Eisenbahnreise. Frankfurt/Main.

Schmitt, Rudolf (2003): Methode und Subjektivität in der Systematischen Metaphernanalyse. In: Forum Qualitative Sozialforschung (Volume 4, No.2), S. 1–22.

Schmundt, Hilmar (2001): Pfadfinder im Großstadtdschungel. In: Der Spiegel, 35/2001.

Schneider, Manfred (1996): Im Informationsnetz gefangen: Mobiltelefon und Message-Machines. In: Kemper, Peter (Hg.): Handy, Swatch und Partyline. Zeichen und Zumutungen des Alltags. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel, S. 11–25.

Schönberger, Klaus; Springer, Stefanie (2003): Handlungsräume subjektivierter Arbeit in der Wissensökonomie: Eine Einführung. In: Schönberger, Klaus; Springer, Stefanie (Hg.): Subjektivierte Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt. Frankfurt am Main: Campus, S. 7–21.

Schramm, Holger (2005): Mood Management durch Musik. Die alltägliche Nutzung von Musik zur Regulierung von Stimmungen: Halem Verlag.

Schulz, Winfried (42/1997): Neue Medien – Chancen und Risiken. Beilage "Die Zeit". In: Politik und Zeitgeschichte, 42/1997.

Schwender, Clemens (2000): Nachtgeräusche. Antisemitismus und staatliche Zugangskontrolle zur privaten Telekommunikation. In: Flessner, Bernd; Bräunlein, Jürgen (Hg.): Der sprechende Knochen. Perspektiven von Telefonkulturen. Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 101–120.

Seidl, Conrad; Beutelmeyer, Werner (2006): Die Marke ICH. So entwickeln Sie Ihre persönliche Erfolgsstrategie. Heidelberg: Redline Wirtschaft.

Seiwert, Lothar J. (2001): Life-Leadership. Sinnvolles Selbstmanagement für ein Leben in Balance. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Seiwert, Lothar J. (2005): Balance Your Life – Die Kunst sich selbst zu führen. Frankfurt, New York: Campus Verlag.

Sennett, Richard (1994): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt am Main.

Sennett, Richard (2000): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.

Sennett, Richard (2007): Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.

Sennett, Richard (2008): dérive. Zeitschrift für Stadtforschung (33/ Oktober-Dezember), S. 9–13.

Shizuka, Abe; On-Kwok, Lai (2005): Mobile Communicative Actions in Anti-Globalization Processes: Social Agencies and State´s Steering in the Informational Society. In: Nyíri, Kristóf (Hg.): A sense of place. The Global and the Local in Mobile Communication. Vienna: Passagen-Verlag, S. 93–104.

Simms, Timothy (2004): Soziologie der Hybridisierung: Bruno Latour. In: Moebius, Stephan; Peter, Lothar (Hg.): Französische Soziologie der Gegenwart. München: UTB, S. 379–393.

Spohn, Annette (2000): Im Angesicht des Abwesenden. Das Telefon in der bildenden Kunst. In: Münker, Stefan; Roesler, Alexander (Hg.): Telefonbuch. Frankfurt am Main: edition suhrkamp, S. 101–125.

Steinbicker, Jochen (2001): Zur Theorie der Informationsgesellschaft. Ein Vergleich der Ansätze von Peter Drucker, Daniel Bell und Manuel Castells: Lese und Budich.

Stiegler, Bernard (2009): Denken bis an die Grenzen der Maschine. Zürich Berlin: Diaphanes.

Stuhr, Mathias (2010): Mythos New Economy: Die Arbeit an der Geschichte der Informationsgesellschaft. Bielefeld: [transcript].

Sützl, Wolfgang; Ingruber, Daniela (2001): Körper und Identität in elektronischen Netzen. Die Politik des Datenkörpers. In: Filzmaier, Peter (Hg.): Internet und Demokratie. The State of Online Politics. Studien Verlag: Innsbruck/Wien/München/Bozen 2001, S. 139-154.

Thorau, Henry (1993): Lokaltermin: „Unsichtbares Theater" – Anmerkungen zu einer umstrittenen Methode Augusto Boals. Anmerkungen zu einer umstrittenen Methode Augusto Boals. In: Ruping, Bernd (Hg.): Gebraucht das Theater. Die Vorschläge Augusto Boals. Erfahrungen, Varianten, Kritik. Münster, S. 270–275.

Traue, Boris (2010): Das Subjekt der Beratung: Zur Soziologie einer Psycho-Technik. Bielefeld: [transcript].

Treusch-Dieter, Gerburg (2003): Das Arbeitsmannequin. Von der Produktion zum Dienst. In: Meschnig, Alexander; Stuhr, Mathias (Hg.): Arbeit als Lebensstil. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 57–90.

Treusch-Dieter, Gerburg (2004): Das Selbst als Auto. Schöpfungsbilder aus der Gesichte eines göttlichen Projekts. In: Treusch-Dieter, Gerburg; Gehrke, Claudia; Düker, Ronald (Hg.): Auto. Tübingen: konkursbuch, S. 81–94.

Treusch-Dieter, Gerburg (Hg.) (1995): Telekult. Von Ohr zu Ohr. Berlin: Elefanten Press (Ästhetik und Kommunikation).

Tully, Claus J.; Baier, Dirk (2006): Mobiler Alltag. Mobilität zwischen Option und Zwang — Vom Zusammenspiel biografischer Motive und sozialer Vorgaben. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften; GWV Fachverlage GmbH.

Uhl, Juliane (2006): Vom Handymenschen zum Menschenhandy: Ansichten zur technisierten Gesellschaft. Hamburg.

Ullmaier, Johannes (2003): Ihr Tag hat 24 Stunden. Zur Zeitorganisation der globalisierten Lebenswelt. In: Kemper, Peter (Hg.): Glück und Globalisierung. Alltag in Zeiten der Weltgesellschaft. Frankfurt /Main: Suhrkamp, S. 50–62.

Vincent, Jane (2005): Emotional Attachment to Mobile Phones: An Extraordinary Relationship. In: Hamill, Lynne; Lasen, Amparo (Hg.): Mobile world. Past, present, and future. New York, N.Y: Springer, S. 95–104.

Vincent, Jane (2006): Emotionale Bindungen im Zeichen des Mobiltelefons. In: Glotz, Peter; Bertschi, Stefan; Locke, Christ (Hg.): Daumenkultur. Das Mobiltelefon in der Gesellschaft. Bielefeld: [transcript], S. 135–142.

Virilio, Paul (1978): Fahren, fahren, fahren… Berlin: Merve Verlag.

Virilio, Paul (1993): Revolution der Geschwindigkeit. Berlin: Merve Verlag.

Virilio, Paul (1997): Die Eroberung des Körpers.: Vom Übermenschen zum überreizten Menschen. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Virilio, Paul (1998): Rasender Stillstand. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch-Verlag.

Völker, Clara (2010): Mobile Medien. Zur Genealogie des Mobilfunks und zur Ideengeschichte von Virtualität. Bielefeld: [transcript].

Voß, Günter G. (1993): Der Strukturwandel der Arbeitswelt und die alltägliche Lebensführung. In: Jurczyk, Karin (Hg.): Die Arbeit des Alltags: Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg im Breisgau: Lambertus, S. 70–111.

Voß, Günter G. (1994): Das Ende der Teilung von „Arbeit und Leben"? An der Schwelle zu einem neuen gesellschaftlichen Verhältnis von Betriebs- und Lebensführung. In: Beckenbach, Niels (Hg.): Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit. Göttingern, S. 269–294.

Voß, Günter G. (2007): Subjektivierung von Arbeit und Arbeitskraft. Die Zukunft der Beruflichkeit und die Dimension Gender als Beispiel. In: Aulenbacher, Brigitte (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag (Geschlecht & Gesellschaft, 40), S. 97–113.

Voß, Günter G.; Pongratz, Hans (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50 (Nr.1), S. 131–158.

Wacjman, Judy (2008): The Impact of the Mobile Phone on Work-Life Balance. Unter Mitarbeit von Michael Bittmann, Lynne Johnstone, Jude Brown und Paul Jones. Austrian Mobile Telecommunications Association (ANU).

Warnke, Ulrich (2008): Die Bundesregierung ist befangen. Internationale Warnungen öffentlicher und privater Institutionen. In: Bleuel, Heike-Solweig (Hg.): Generation Handy. …grenzenlos im Netz verführt. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, S. 51–65.

Weber, Catherine (2009): Das Handy in Alltag und Spielfilm. Hamburg: Academic Transfer.

Weber, Heike (2008): Das Versprechen mobiler Freiheit. Zur Kultur- und Technikgeschichte von Kofferradio, Walkman und Handy. Bielefeld: [transcript].

Weinrich, Harald (2008): Knappe Zeit. Kunst und Ökonomie des befristeten Lebens. 3. Auflage. München: Verlag C. H. Beck.

Weiß, Ralph; Groebel, Jo (Hg.) (2002): Privatheit im öffentlichen Raum. Medienhandeln zwischen Individualisierung und Entgrenzung: Leske-Budich.

Wessel, Horst A. (2000): Das Telefon - ein Stück Allgegenwart. In: Münker, Stefan; Roesler, Alexander (Hg.): Telefonbuch. Frankfurt am Main: edition suhrkamp, S. 13–34.

Westermayer, Till (2010): Mobilfunknutzung in Nachhaltigkeitsmilieus zwischen Freiheit und Zwang. In: Entscheidungen mit Umweltfolgen zwischen Freiheit und Zwang. Tagungsband der 7. Tagung der Nachwuchsgruppe Umweltsoziologie (NGU). Institut für Forstökonomie. Freiburg, S. 101–120.

Wieke, Thomas (2000): Mobilität. Bergisch Gladbach: Domino (Band, 29).

Wielage, Gunter (2000): Allround-Talent Handy. Total geWAPnet! München: Markt und Technik.

Wilson, Frank R. (2000): Die Hand - Geniestreich der Evolution: . ihr Einfluß auf Gehirn, Sprache und Kultur des Menschen. Stuttgart: Klett-Cotta.

Wimmer, Jeffrey (2007): (Gegen)Öffentlichkeit in der Mediengesellschaft. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Winner, Langdon (1986): The whale and the reactor: a search for limits in an age of high technology. Chicago: University Press of Chicago.

Wirth, Uwe (2000): Piep. Die Frage nach dem Anrufbeantworter. In: Münker, Stefan; Roesler, Alexander (Hg.): Telefonbuch. Frankfurt am Main: edition suhrkamp, S. 161–184.

Wöhrle, Patrick (2010): Metamorphosen des Mängelwesens. Zu Werk und Wirkung Arnold Gehlens. Frankfurt, New York: Campus.

Zeger, Hans (2008): Menschen-Nummer-Datensatz. Unsere Lust auf totale Kontrolle.

Zelger, Sabine (1997): Das Pferd frisst keinen Gurkensalat. Eine Kulturgeschichte des Telefonierens. Wien: Böhlau.

Zepf, Elmar (2002): Wird die Stadt der Informationsgesellschaft anders aussehen? In: Karin Wilhelm (Hg.): City-Lights. Zentren, Peripherien, Regionen: interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur. Wien: Böhlau, S. 181ff.

Zillmann, Dolf; Bryant, Janings (1985): Affect, Mood, and Emotion as Determinants of Selective Exposure. In: Zillmann, Dolf; Bryant, Janings (Hg.): Selective Exposure to Communication. Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates, S. 157–190.

Zimmermann, Clemens (2000): Kommunikationsmedien in der ländlichen Gesellschaft. Telegraf und Telefon 1850-1930. In: Rösener, Werner (Hg.): Kommunikation in der ländlichen Gesellschaft vom Mittelalter bis zur Moderne. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 365–387.

Anhang A: Thesen zur Leitfaden-Entwicklung

1. Art und Organisation beruflicher Arbeit im Postfordismus verlangt von dem Individuum erhöhte Selbstmanagement-Fähigkeit.
2. Lebensführung wird zur individuellen Aufgabe, es gibt kaum mehr Unterschiede zwischen privater und beruflicher Arbeit.
3. Medien gestalten Wirklichkeit: indem Weltkommunikation impliziert den Ersatz der Welt- als Sinneserfahrung durch Kommunikationserfahrung. Die Folge ist, dass unser Kommunikationsverhalten sich an das der Maschine anlehnt.
4. 'My home is my mobile (phone)'. Analog zur räumlichen Mobilitätsspirale, gibt es auch eine kommunikative. Die vermehrten Kommunikationsinstrumente (E-Mail, Fax, Chat, etc) reduzieren nicht den Kommunikationsbedarf, sondern erhöhen ihn. Mit dem Anstieg an räumlicher Mobilität, gebunden an die berufliche Flexibilität, steigt auch der Kommunikationsbedarf.
5. Das Handy wird zur Organisationszentrale des Subjekts. Private wie berufliche Kontakte laufen darüber, es informiert und unterhält mich, schenkt mir Trost und Erinnerung (Bilder, SMS).
6. Bereits ein einfaches Handy macht uns zum Cyborg, indem es unsere Kommunikationsfähigkeiten quantitativ verbessert, indem es Kommunikation zu jederzeit an jedem Ort möglich ist.
7. Das Mobiltelefon versöhnt den Anspruch auf Freiheit mit dem Bedürfnis nach Sicherheit auf Kosten der Selbstständigkeit des Individuums. Gut zeigt sich das an der Frage, über den 'richtigen Zeitpunkt' einem Kind ein Handy zu kaufen. Je früher desto stärker argumentieren Eltern mit der Sorge um die Kinder, gleichzeitig entbindet es aber auch die Eltern von einer rund-um die Uhr Betreuung. Deshalb nennen manche Forscher das Handy auch eine elektronische Nabelschnur.
8. Auto wie Handy sind Alltagsobjekte mit hohem Fetischcharakter. Zumindest wird (über die körperliche Nähe) und funktionale Notwendigkeit eine hohe emotionale Bindung hergestellt. Die technischen Gerätschaften wie z. B. Handys sind Erweiterungen unseres Körpers und treten an der wortwörtlichen Stelle auf, was unsere Körper-Raum Kontinuität nicht erlaubt – nämlich die räumliche Gleichzeitigkeit. Das Verhältnis Subjekt und Maschine führt zu einer 'Prekarisierung' der Subjektivität des Individuums selbst.

Anhang B: Interview-Leitfaden

Vorstellung des Projekts, bisserl Plaudern usf. Info über und anonyme Auswertung des Interviews Grundsätzlich geht es um den Stellenwert von Handys in der Alltagsorganisationen berufstätiger Menschen, dazu stelle ich Ihnen ganz allgemeine Fragen.

I HANDY-NUTZUNG im Alltag

Grundsätzlich: wie viele Handys besitzen Sie?

- Wenn MEHRERE, nachfragen:
  - Wofür wird welches Handy benutzt? Wie klar ist die Trennung?
  - Bitte erklären Sie mir ein wenig die Unterschiede wie und wofür Sie die beiden Handys nutzen?
- Wenn EIN Handy, nachfragen:
  - In welchem Ausmaß nutzen Sie das Handy für berufliche und private Angelegenheiten?
  - Wie empfinden Sie es, in welchen Situationen kommt es vor, dass Sie beruflich in ihrer Freizeit angerufen werden…?

Haben Sie zu Hause auch einen Festnetzanschluss?

- Wenn JA, wofür nutzen Sie das Handy und wofür das Festnetz?
- Wenn NEIN, warum haben Sie sich dafür entschieden?

Aus welchen Gründen haben Sie sich für ein Handy entschieden?

Nun kommen wir zu einem ganz normalen Tagesablauf. Idealerweise beschreiben Sie mir bitte einen Tag vom Aufstehen bis zum Schlafengehen in Bezug auf Ihre Handy-Nutzung...

Nachgefragt werden soll folg. Kategorien:

Nutzen Sie auch diese Handy-Funktionen...?

- SMS/SMS-Vorlagen (standardisiert oder selbst erstellt)
- Spiele
- Wecker
- Organizer-/Kalender/Rechner Funktionen

- Falls Sie ein Foto-Handy haben: Nutzen Sie die Foto-Funktion auf Ihrem Handy? Wenn ja, was fotografieren Sie damit?
- Vibracall
- Hören Sie über das Handy Musik?
- Rufen Sie Ihre Mailbox regelmäßig ab?

Nach welchen Merkmalen wählen Sie den Klingelton aus?

Ändern Sie den öfters oder stellen Sie ihn nur einmal ein?

Welche Entscheidungskriterien sind/waren für Sie beim Kauf eines Mobiltelephons wichtig? Leistungsmerkmale? Ästhetik? Preis?

Beschreiben Sie mir bitte ein paar typische Situationen oder nennen wir Orte, in denen Sie das Handy abschalten oder auf lautlos stellen?

Ist die Unterscheidung zwischen „ganz abschalten“ und „lautlos stellen“ situationsabhängig?

Gibt es Situationen, in denen Sie Anrufe ablehnen?

- Welche Situationen?
- *Nachfragen, falls nicht angesprochen:* Gibt es Kriterien wie Sie das entscheiden?
- Nutzen Sie die Anrufer-Erkennung aktiv, um zu entscheiden den Anruf entgegenzunehmen oder abzulehnen?

Gibt es Situationen in denen Sie es stört, wenn andere Menschen mit dem Handy telefonieren?

- Wenn JA ...welche?
- Wenn NEIN...Wenn jemand laut in der U-Bahn telefoniert etc... Beschreibung

Unterscheidet sich Ihr Telefonverhalten, ob Sie angerufen werden oder selbst anrufen? Damit meine ich z. B., dass Sie selbst dazu neigen sich eher kurz am Telefon zu halten, aber wenn der Anrufende gerne länger telefoniert, passen Sie sich da an?

II WORK-LIFE-BALANCE

Hilft Ihnen das Handy den Alltag besser zu organisieren?

- Wenn JA, wie und an welche Situationen denken Sie da?

Welche Rolle spielt das Handy in ihrem Berufsalltag?

- Was tun Sie, wenn Sie am Weg zur Arbeit feststellen, dass Sie Ihr Handy zu Hause vergessen haben?

Gehen Sie zurück oder nicht? Gibt es dafür einen besonderen Anlass oder tun Sie das gewohnheitsmäßig?

Werden Ihnen von Freunden/Berufskollegen/Vorgesetzten manchmal Vorwürfe gemacht, dass sie per Handy längere Zeit nicht erreichbar waren?

Nutzen Sie das Handy in Wartesituationen (bei der Straßenbahnhaltestelle, in einem Amt udgl.) einen Zeitvertreib dar oder ist das nicht der Fall?

Allgemein: welche Medien nutzen für überwiegend für die private Kommunikation?

- Handy
- Festnetz/
- E-Mail
- Brief
- oder persönlicher Treffen?
- *Ggf. nachfragen:* Warum haben Sie Ihr Festnetz abgemeldet?

Welche Funktion spielt ihr Handy bei der Pflege von Beziehungen zu Freunden und zur Familie?

- Nachfragen, falls es nicht von selbst kommt: Falls Sie Pflegeverantwortung für betreuungspflichtige Kinder oder ältere Menschen übernehmen, welche Rolle spielt dabei das Handy?

Gibt es für Sie bestimmte Zeiten, Situationen in den Sie mit FreundInnen und der Familie am Handy plaudern?

Gibt es Situationen, in denen Sie das Gefühl haben, dass Handy setze Sie persönlich unter Druck, stresst Sie?

- Wenn JA, wann kommt das vor?
- Wenn NEIN, warum nicht, z. B. mir geht es so, wenn ich unter Zeitdruck stehe, eine Aufgabe erledigen muss und angerufen werde...

III Einstellung zu HANDYs

Haben Sie bereits Situationen erlebt, die ohne Handy kaum zum bewältigen gewesen wären? Welche waren das?

Denken Sie manchmal daran, dass Sie mit einem eingeschalteten Handy jederzeit lokalisiert werden zu können?

- Wenn JA...Wie denken Sie darüber?

Glauben Sie, dass das Handy am Körper zu tragen, Auswirkungen auf Ihr persönliches, körperliches Wohlbefinden, auf ihre Gesundheit hat?

Greifen Sie in emotional belastenden oder besonders erfreulichen Situationen zum Handy, um eine nahestehende Person von den Neuigkeiten zu informieren?

Würden mir Sie verraten wie viel Sie im Monat für das Mobiltelefonieren ausgeben? Wie viel wären Sie bereit dafür max. auszugeben?

– – – Vielen Dank für die Teilnahme – – –

Soziodemografischer Daten:

- Geschlecht:
- Alter:
- Beruf:
- Familienstand:
- Berufsstand:
- Arbeitsverhältnis:
- PendlerIn:

Anhang C: Brief zur Anfrage über Datenauskunft

Mag. Beatrix Beneder
Magdalenenstraße 15/24
A-1060 Wien

Mobilfunkunternehmen

Wien, 23.Februar 2007

Anfrage MAFO-Daten/Datenauskunft für Dissertation

Sehr geehrte/r Frau/Herr…

In meiner Dissertation untersuche ich das Handy als Instrument des Selbstmanagements. Zielsetzung des empirisch-qualitativen Teils der Arbeit besteht in einem Vergleich zwischen Berufstätigen mit relativ hohen, gegenüber jenen mit relativ niedrigen, Mobilitätsansprüchen. Zielgruppe sind erwachsene User im Alter von 23 bis 63 Jahren. Insofern interessieren mich Datenerhebungen, Studien rund um das Thema Handy-Nutzung.

Ich hoffe in XX als etablierter, international tätiger Mobilfunkanbieter Unterstützung für meine Forschungsfrage zu bekommen und wäre äußerst dankbar wenn Sie mir themenrelevante Daten zur Verfügung stellen könnten. Bezüglich der Modalitäten der Verwendung dieser Daten richte ich mich natürlich ganz nach Ihnen. Selbstverständlich stelle ich Ihnen im Gegenzug gerne die Ergebnisse meiner Dissertation zur Verfügung.

Ich ersuche Sie freundlichst um eine kurze Rückmeldung bzw. erlaube mir auf Sie zuzukommen. Herzlichen Dank im Vorhinein für Ihre Unterstützung.

Mit freundlichen Grüßen

Mag. Beatrix Beneder
Beatrix.beneder@chello.at
01-966 16 97

Empfehlungsschreiben des Dissertationsbetreuers

Anhang D: Gedächtnisprotokolle, Forschungsbeobachtungen

Das Handy im öffentlichen Raum: Konflikt und Begegnung

1) Nach einem Arbeitstag U-Bahn fahrend beginnt ein Mann (um die 30) die verschiedenen Klingeltöne seines (offensichtlich neuen Handys) auszuprobieren. Der ganze U-Bahn-Wagen war durchdrungen von den kurz angespielten Klingeltönen. Ich nahm meinen Mut zusammen und fragte höflich, ob er nicht so freundlich sein könnte, dies später zu machen. Er schroff und abwesend „Nein", das ginge mich nichts an und ich soll ihm in Frieden lassen. Gereizt greife ich zu einer schärferen Wortwahl und wende mich an seine Freundin, um sie das in Ordnung fände und wende mich fragende an die MitfahrerInnen des ganzen U-Bahn-Waggons, ob es niemanden stören würde, dass hier jemand seine Handy-Töne ausprobiert. Verbale Unterstützung erhielt ich von einem Herren in den mittleren Jahren. Trotzdem änderte der Handybesitzer sein Verhalten nicht, begann mich zu beleidigen, ob ich überlegt mir, ihm sein Handy aus der Hand zu reißen. Traute mich aber nicht und stand also wütend vor ihm, bis er schimpfend ausstieg. Aufgewühlt und verärgert nahm ich wieder Platz und stellte überrascht fest, dass ein Arbeitskollege von mir die Situation wortlos beobachtet hatte. (Gedächtnisprotokoll, April 2001)
2) Ich besuche einen Frauen-Kabarett-Stammtisch, der sich üblicherweise im einen Wiener Kaffeehaus in Nähe des Naschmarkts trifft. Da ich mir nicht mehr sicher bin, ob der Treffpunkt nicht verschoben wurde, denke ich mir eine Anruf, wäre das Einfachste. Plötzlich stelle ich fest, dass ich mein Handy nicht dabei habe, da die Kellner an der Bar sehr beschäftigt waren, dachte ich mich, das einfachste wäre wohl jemanden um ein kurzes Handygespräch zu bitten. Nach kurzem taxierendem Blick gibt mir eine junge Frau ihr Handy, technologisch versiert, aktiviert sie den automatischen Gebührenzähler und sagt mir danach, wie viel das Gespräch kosten würde. (Forschungsprotokoll, November 2005)
3) Der bekannte Manager und langjährige ÖVP-Politiker Josef Taus spricht hält auf der Waldviertel Akademie einen Vortrag über Globalisierung[254]. Zehn Minuten nach Vortragsbeginn läutet sein Handy. Er entschuldigt sich flüchtig, um seiner Sekretärin mehrere Arbeitsaufträge, rasch aber doch detailliert, mitzuteilen. Das Publikum wartet geduldig. Wenige Minuten nach der Fortsetzung seines Vortrags, erneutes Läuten, leicht verunsichert hebt er ein weiters mal ab, beantwortet seiner Assistenten einige offen Punkte und legt – mit erstmaligem Hinweis – „es geht jetzt nicht so gut, ich halte gera-

[254] Die Veranstaltung fand am 27.8. 2004 im Rahmen der 20. Internationalen Sommerschule der Waldviertel Akademie in Weitra statt (http://www.waldviertelakademie.at

de einen Vortrag“, höflich aber bestimmt auf. Für exemplarisch an diesem Vorfall halte ich zunächst die Nachreihung der konkret-räumlichen Öffentlichkeit des Auditoriums gegenüber der telematischen Kommunikationsbeziehung. Selbst wenn man Herrn Taus unterstellt, durch eingeschränktes Anwenderwissen nicht in der Lage gewesen zu sein, das eingehende Gespräch abzustellen, hätte ein sofortiger Hinweis auf seine Vortragstätigkeit nicht nur das Gespräch rasch beendet, sondern das Publikum von der Vorrangstellung gegenüber dem Anrufenden überzeugt. Dies tat er erst nach einer erneuten Störung und erst nach dem Austausch der angefragten Informationen, um seinem Gesprächsgegenüber seine kurz angebundene Art zu erklären. Die Selbstverständlichkeit der Bevorzugung des virtuellen Kommunikationspartners gegenüber des unmittelbar räumlich Anwesenden charakterisiert die Handy-Nutzung, reflektiert aber gleichzeitig die Machtverhältnisse der Kommunikationssituation und den Status des (der) Redners(in). So wäre der gleich souverän-selbstgefällige Umgang von einer(m) weniger prominenten RednerIn schwer vorstellbar. Noch deutlicher wird dies beispielsweise bei einem Verkaufs- oder Bewerbungsgespräch, gilt es für den potenziellen Käufer oder Arbeitgeber bestenfalls unsensibel ein Telefongespräch entgegenzunehmen, wäre es für den Verkäufer bzw. Bewerber ein Knock-out Kriterium, in dieser Situation ein Handygespräch zu führen. Die beschriebene Situation zwischen Herrn Taus und seiner Sekretärin zeigt auch eine verbreitete Form der Arbeitsunterweisung, nämlich „Management by mobile Delegation“, wie sie auch meine InterviewpartnerInnen mehrmals beschreiben. Eine Konferenz, als Ort des öffentlichen Meinungsaustausches wird zur Bühne eines alltäglichen Berufsgesprächs, das rund 80 ZuhörerInnen mitverfolgen und knapp drei Minuten dauert. Das Publikum kommentiert die Unterberechnung amüsiert lächelnd, von Empörung oder Unmut ist gar nichts spürbar. (Gedächtnisprotokoll, September 2005)

4) Supermarkt, Wien (5. Bezirk), April 2006

Freitag, ca 18:00 Uhr; es ist nur eine Kasse besetzt und es gibt großen Andrang, da es ein eher kleiner unübersichtlicher Supermarkt ist. Ein Mann, um die 30, beginnt seinen Einkauf auszuräumen und auf das Kassenband zu legen. Da läutet sein Handy. Offensichtlich ruft ein Freund an und bespricht Möglichkeiten der Abend-, bzw. Wochenendplanung. Unbeirrt spricht der Mann weiter, lacht, ganz vertieft ins Gespräch, merkt gar nicht, dass es schon ans Zahlen ginge. Die Verkäuferin – spürbar verlegen – sieht ihn an und wieder weg zur Kasse und überlegt, zögert die Verkaufssumme laut auszusprechen oder einfach die Rechnung hinzuhalten, damit der Kunde merkt, dass sie schon fertig ist. Plötzlich fällt den jungen Mann auf, dass er zahlen

muss, tut dies und verlässt grußlos und immer noch telefonierend, den Supermarkt[255]. (Feldbeobachtung, April 2006)

5) Imbissstand November 2005, Innenstadt St. Pölten

Nach Arbeitsschluss will ich noch eine Kleinigkeit essen bevor ich mit dem Zug nach Hause fahre. Ich bin die einzige Person am Imbissstand, die Verkäuferin telefoniert. Ich warte (gefühlte) 5 Minuten ohne das Gefühl zu bekommen, wahrgenommen zu werden, versuche non-verbal Kontakt herzustellen, keine Reaktion. Die jugendliche Verkäuferin spricht unbeteiligt weiter, bis ich beginne mit den Fingern auf die Theke zu trommeln. Daraufhin dreht sich die Verkäuferin um, damit sie mich nicht mehr sehen muss und beendet in aller Ruhe ihr Gespräch, bevor sie mich fragt, was ich wünsche. Verärgert, aber kommentarlos bestelle ich.

6) Das mobile Büro

In einem Telefoninterview mit Joachim R. Höflich, 3.8. 2006, zum Thema „Mobiltelefonie im öffentlichen Raum". Auf meine Frage „Nennen Sie mir bitte einen besonders extremen handyinduzierten Konfliktfall im öffentlichen Raum", erzählt er mir folgende Begebenheit. In einem kleinen Zugabteil sitzen mehrere Personen und ein Mann telefoniert wiederholt und sehr lange. Ein Mitreisender hört sich dies längere Zeit an bis er unvermittelt und vehement meint: „Was glauben Sie denn, Sie sind ja nicht alleine hier, das ist doch kein Büro!", worauf der Telefonierende baff und kleinlaut wird.

7) Telefonimpulse

Im Gastgarten eines Café-Restaurant, 6. Bezirk Wien, ein – dem Umgang zu schließen – Liebespaar sitzt nebeneinander. Da erhält er einen Anruf und spricht länger und intensiv gestikulierende mit dem Telefon mit einer – dem Anschein nach – befreundeten Person. Die Frau an seiner Seite beobachtet ihn, blickt unschlüssig um sich herum und löst nach ein paar Minuten diesen leicht gespannten Zustand indem sie selbst zum Telefon greift und jemanden anruft. Dann sitzen beide telefonierend gegenüber. (Feldbeobachtung, Juni 2006).

8) Dokumentationsfunktion Handy

Der Wirt in einem Beisl meines Wohnbezirks arbeitete früher als Kellner in einem Bordell, was offenbar zu einer gewissen Offenheit der Gäste führt über Bordell-Besuche zu sprechen. Als ich einem Stammgast von meinem Dissertationsthema erzählte, erstaunte er mich mit einer Schilderung über mobile Dokumentationspraktiken in der Sexarbeit. So hätte er von einem Freund eine kurze Bildbotschaft (MMS) erhalten, welche die Prostituierte bei seinem Besuch zeigt. Das Fotos war allerdings recht verwackelt, da es der Freier heimlich angenommen hat, weil es üblicherweise kosten-

[255] Bei meinem nächsten Einkauf fragte ich die Kassiererin, ob sie es unhöflich findet, wenn die Leute telefonierend die Bezahlung abwickeln. Fast errötend meinte sie, „Vielleicht ein bisschen, aber vor allem tue ich mich schwer, weil ich nicht weiß, ob ich sie unterbrechen darf".

pflichtig ist. Auch in 'Freier'-Foren wird es als durchgängige Praxis beschrieben, dass für das Anfertigen von Handy-Fotos Geld bezahlt wird. (Gedächtnisprotokoll, Dezember 2005)

9) Im Anschluss an einem Vortrag an einem Gymnasium in Schwechat komme ich mit einer Schülerin ins Plaudern und frage sie, wie viele Schülerinnen in ihrer Klasse denn kein Handy an. Sie sieht mich völlig verständnislos an und antwortet nach längerer Pause: „Ich glaube an der ganzen Schule gibt es vielleicht zwei ohne". (Gedächtnisprotokoll, Oktober 2005)
10) Handy – Medium der Disorganisation: Während meiner Arbeit als PR-Beraterin hatte ich noch kein Handy, da es mir seitens des Unternehmens nicht gezahlt wurde. Für Arbeitseinsätze außerhalb des Büros gab es zwar ein Firmen-Handy, was aber niemanden persönlich nutzte. Bei Abwesenheit von KollegInnen müsste man ab und zu in den Ordner der KollegIn nach KundenInnen-Informationen suchen. Selbst bei meiner Vorgesetzten, war das immer ein längeres, detailliertes Handygespräch, wo denn dieses oder jenes Dokument zu finden sei. Ich hingegeben erhielt fast nie solche Anrufe, da meine Ordner-Ablage systematisch beschriftet war und sich dadurch auch andere, ohne persönlich-telefonisch Anleitung zurechtfanden. Nachdem ich mich selbst nicht für außergewöhnlich ordentlich halte, sah ich bereits damals dem Zusammenhang zwischen (Des)organisation und mobiler Erreichbarkeit.
11) Ein weiteres Beispiel für das planungsfeindliche Potenzial des Mobiltelefons bezieht sich ebenso auf eine Arbeitserfahrung von mir. Ich arbeitete im Projektmanagement einer Webagentur und einer der Hauptkunden hatte zwei – an völlig unterschiedlichen Bezirken der Stadt – Firmensitze. Da rief mich der Geschäftsführer von seinem Auto aus an und fragte mich: „Beatrix, wohin muss ich denn eigentlich? Könntest du mir bitte im Kalender nachsehen? (Gedächtnisprotokoll, Juni 2004).
12) Handy-Nutzung in Meetings

    In der Kommunikationsabteilung des Mobilfunkunternehmens in dem ich arbeitete gab es eine ausgedehnte Sitzungskultur. Mit der zunehmende Verbreitung von PDAs und (noch einfachen) Smartphones wie den Nokia Communicator. veränderte sich auch die Sitzungskultur. Statt eine zuvor erstellte Liste mit Besprechungspunkte abzuarbeiten, entwickelt man die Inhalte des Meetings stärker in der Besprechung selbst. Was ein wenig dazu führt, dass jemand der/die etwas zu sagen hat, lange und ausführlich sein/ihr Projekt vorstellt und andere wiederum in zwei Sätzen ihren Status-quo-Bericht erledigt hatten. Dabei wurde es üblich sich nicht nur mit dem Besprechungsthema zu befassen, sondern nebenher E-Mails zu schreiben, zu lesen. (Gedächtnisprotokoll, Mai 2005)

Anhang E: Tele2-Handybonus

Anhang F: Werbung für Mobile Services

Lebenslauf

Mag. Beatrix Beneder
geb. am 06.06.1969 in St. Pölten

Projektmanagement
Organisationsentwicklung

Wiener ArbeitnehmerInnen Förderungsfonds (waff) | Wien 2011–2008
Projektmanagerin Beschäftigungspakt Wien

Ideal Communications | Wien 2003
Projektmanagerin für: Hewlett Packard Austria

tele.ring | Wien 2002–2000
Online-Managerin

Wissenschaftliche
Projektmitarbeit

Lebensraum Arbeit | Kottingbrunn 2010
Studienrecherche: Büroraumkonzepte und Arbeitspsychologie
im Auftrag des BMF

Sozialwissenschaftliche Rundschau (SWS) | Wien 2008–2006
Begutachtungstätigkeit, Redaktionsmitarbeit

Wien Museum | Wien 2007–2006
Kuratorin der Ausstellung „Im Wirtshaus“

E-Learning-Zentrum TU Wien | Johannes Kepler Universität Linz 2006
Mitarbeit Forschungsdesign Online-Befragungen

Forschungsgesellschaft für Informatik | Wien
Projektantrag zur beruflichen Mobilität in der EU „European Jobguide“ 2004
Mitarbeit e-Learning Lehrgang 1998

ÖGP | Sektion Politik und Geschlecht 1999
Ehrenamtliche Mitarbeit: Konzeption, Durchführung von Veranstaltungen

Verein Oikodrom | Wien 1999
Mitarbeit Projektkonzeption „Januskopf Westbahnhof“ im Rahmen
des Cultural Studies Schwerpunkts bm:bwk

Konzeption u. Mitarbeit des Projekts „Lernfeld Politik“ 1995–1993
(in Zusammenarbeit mit Dr. Johann Dvorak, BM f. Unterricht)

Lehrtätigkeit
Referentin
Trainerin

Karl-Franzens-Universität Graz | seit 2004
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt | Universität Wien
semesterweise Lektorin zu den Themen: Gender | Arbeitsmarkt |Identität

Europahaus Burgenland | DOKU-Graz | FH St. Pölten | seit 1998
Pädagogische Hochschule Klagenfurt |Rosa-Mayreder-College Wien |
Zukunftswerkstätte Wien
Gender-Trainings | Fachvortragende | Moderation

Markt- und Meinungsforschungsinstitut IFES und OGM | Wien 1997–1994
Supervisorin

Kommunikation

attac Österreich | Wien 2006–2004
Pressesprecherin

Cinema Paradiso | St. Pölten 2004–2002
PR-Managerin

Focus Communications, Wien | Okrina Heinisch PR, Wien 2000–1998
Senior PR-Beraterin Kundenbetreuung: EUnet/KPNQwest, 3com
Junior-PR-Beraterin: Kundenbetreuung: Artaker, Global One

Projektspezifische Arbeiten

Dokumentarfilmfest *Normale*| FIAN |YTONG | Lavazza |ÖAGP | seit 1998
Destillerie *vom Fass*|Medien- und Filmproduktion Schöne Söhne
Marketing- und PR-Arbeit **|** Veranstaltungsorganisation

Aus- und Weiterbildung

Workshop bei ÖAGG-Trainerin Mag. Susanne Schulze | Wien 2011–2010
Soziodrama-Aufstellung: Arbeit und Identität

Lehrgang bei Mag. Birgit Fritz | Wien 2005–2004
Partizipation und Konflikt nach Augusto Boal

Radio Afrika in Kooperation mit OE 1 2002
Radioausbildung und interkultureller Austausch in Äthiopien

TU-Berlin | Leiterin Prof. Dr. Barbara Schaeffer-Hegel 1997
EU-Mentoring-Projekt „Preparing Women to lead“

Donau-Universität-Krems 2000
Lehrgang Online-Projektmanagement

Universität Wien | Freie Universität Berlin 1997–1989
Studium Politikwissenschaft und Frauenforschung

Höhere Lehranstalt für Fremdenverkehrsberufe | Salzburg 1988–1983
Touristikkauffrau

Veröffentlichungen (Auswahl)

wissenschaftlich

Work-Life-Balance als Konzept neoliberaler Gouvernementalität| TRANS Nr. 17 | 2010 — 2010

Das Mobiltelefon als Arbeitswerkzeug – Fallbeispiel aus der Baubranche und von Wissensarbeiterinnen | SWS-Rundschau | 1/2008 — 2008

Mädchenbedienung im Männerort Zur Ambivalenz der Geschlechter-Inszenierungen im Wirtshaus |Im Wirtshaus | Katalog Wien Museum — 2007

Das Handy als Ich-Erweiterung | Hans-Böckler-Stiftung München | Arbeitspaper für den Kongress Geschlecht-Körper-Technik — 2006

Rezension: Eva Illouz „Gefühle in Zeiten des Kapitalismus“ | SWS | 3/2006 — 2006

Rezension: Georg Franck „Mentaler Kapitalismus“ | SWS | 2/2006 — 2006

Videoclip zum Thema „Kreatives Arbeitssubjekt“ präsentiert am Symposion „Bildet Regierungen“ (Dr. Antke Engel) | Lüneburg | „Auf die Plätze, fertig, los!“ Handbuch zu EU-Förderungen für Jugendliche (Mitherausgeberin) BM f. Jugend, Umwelt Familie — 2004

Männerort Gasthaus? Öffentlichkeit als sexualisierter Raum | Frankfurt/Main | Campus Verlag | 1997 — 1997

journalistisch

„Immer erreichbar, aber kaum da“. Mobilisierungstechniken Handy und Auto | Streifzüge | 43/2008 — 2008

Geld macht Medien| Economy | 47/2007 — 2007

Rollentausch ist gut fürs Programm. Gender-Scripts in der Software-Entwicklung |Economy | 16.03.2007 — 2007

Ein indiskretes Medium. Über Mobiltelefonie im öffentlichen Raum | Der Standard | 29.09.2006 — 2006

Das „Arbeitsmannequin – zum Wandel des Arbeitsbegriffs“ | Radio Orange | 20.06.2005 — 2005

Realities. Fernsehkultur der Spätmoderne | Radio Orange | 03.10.2001 — 2001

Auszeichnungen

Theodor Körner Preis für wissenschaftliches Arbeiten 2007
Förderpreis der AK und WK Wien für die Diplomarbeit 1997
Jugendredewettbewerb d. Salzburger Landesregierung 1. Preis 1987